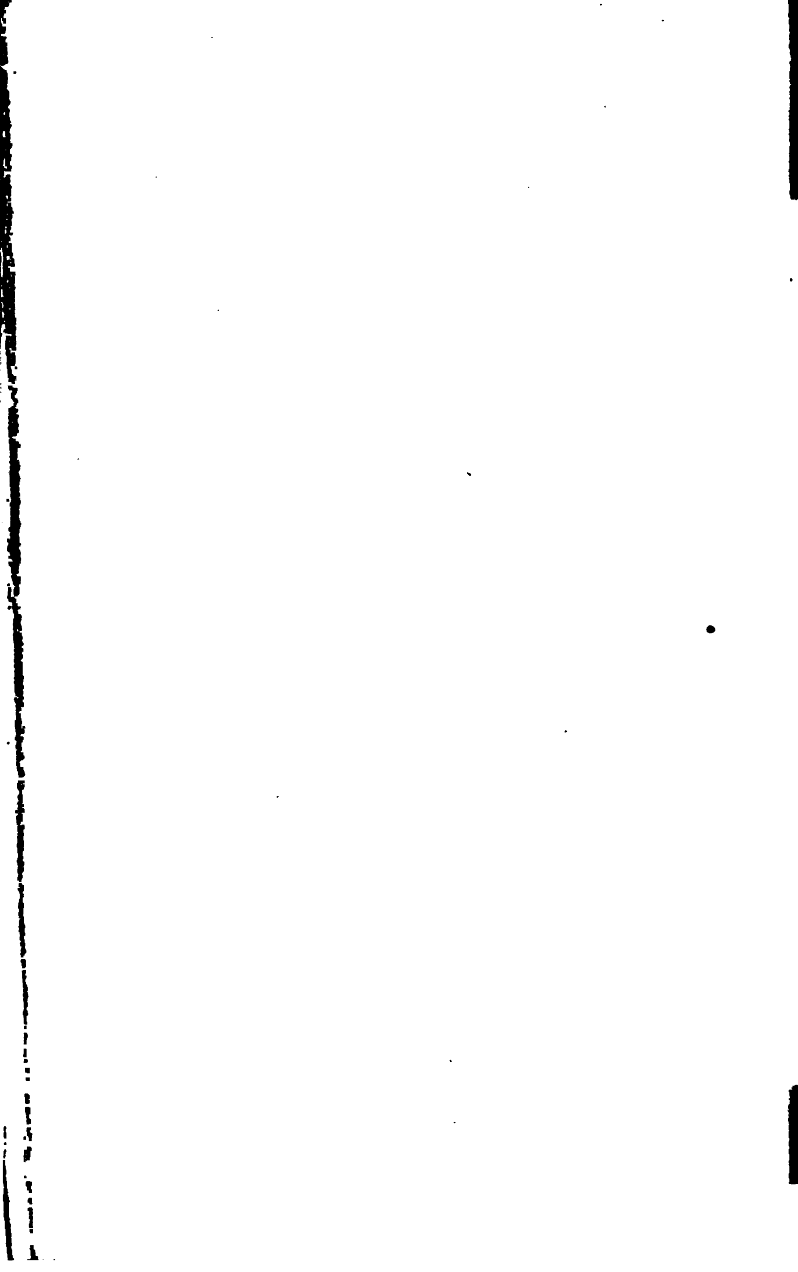
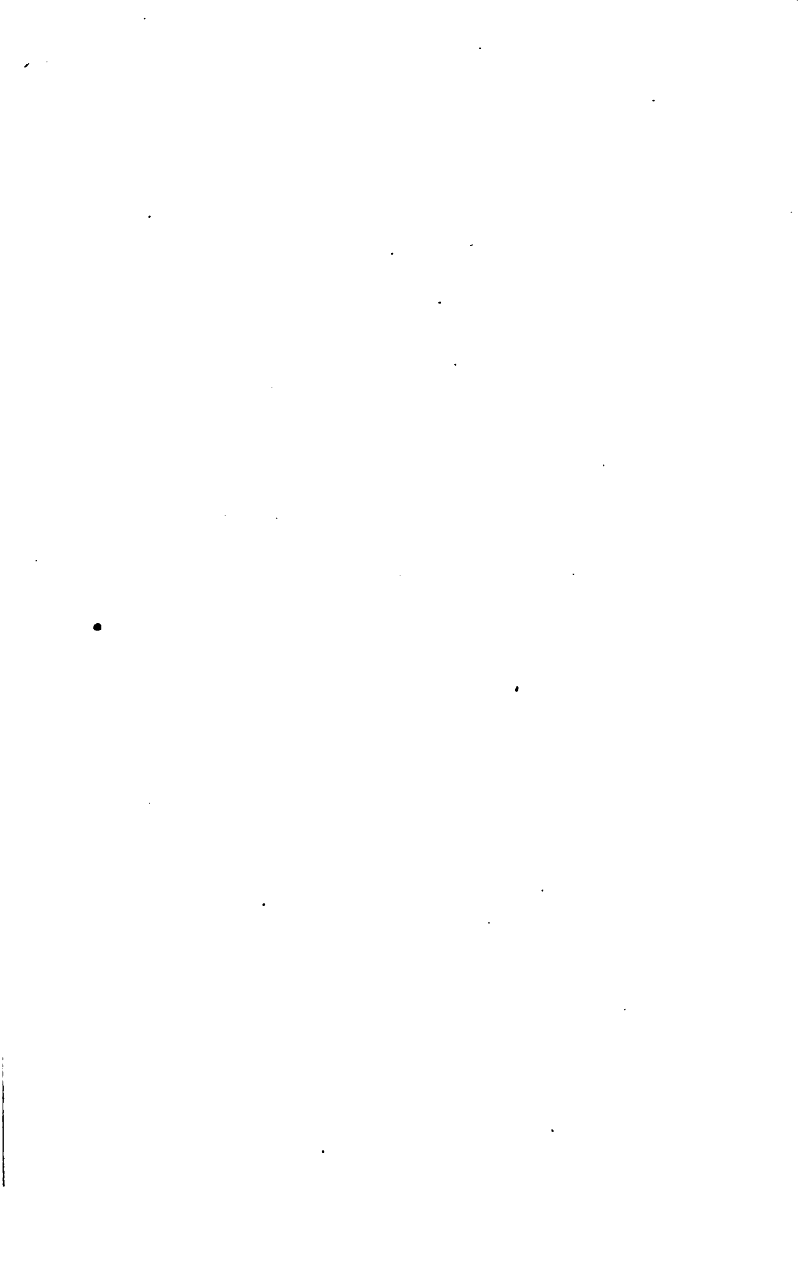
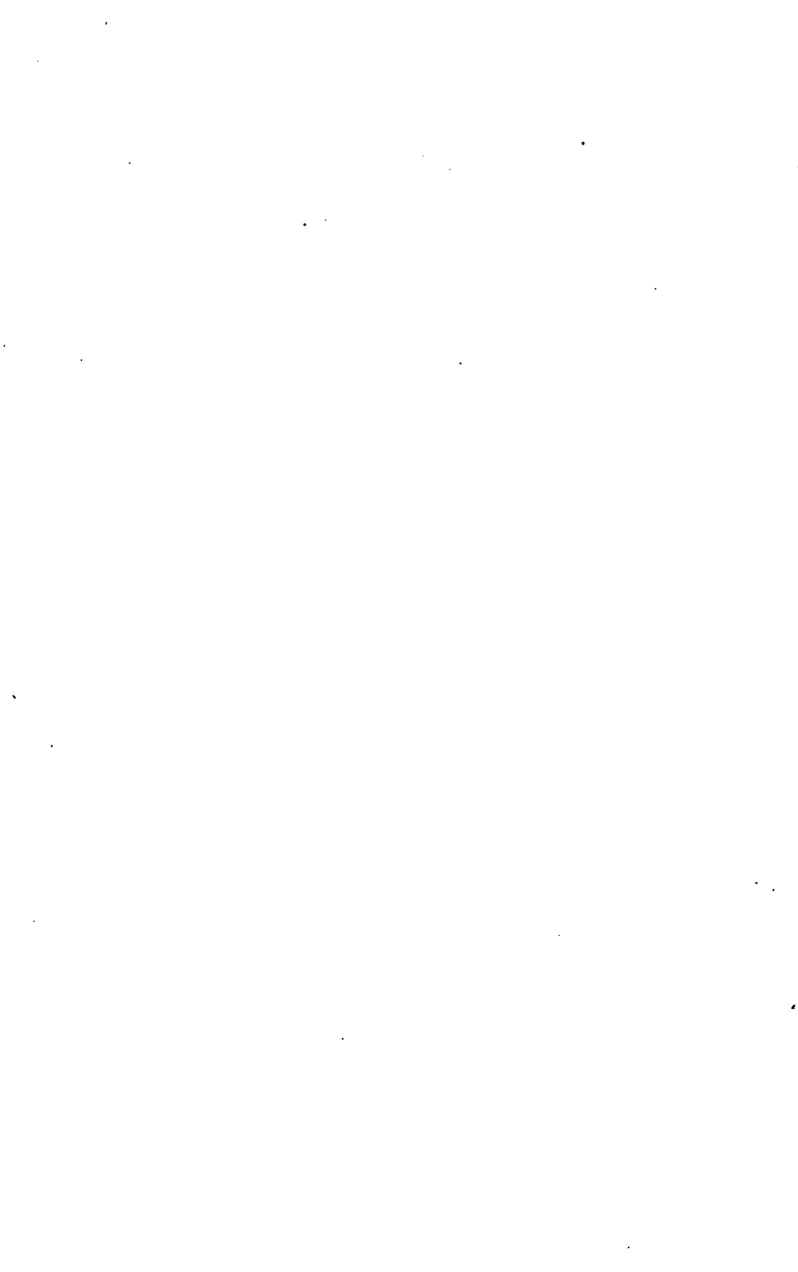

DOMINUS ILLUMINATIO MEA
Taylor Institution.









Denkwürdigkeiten

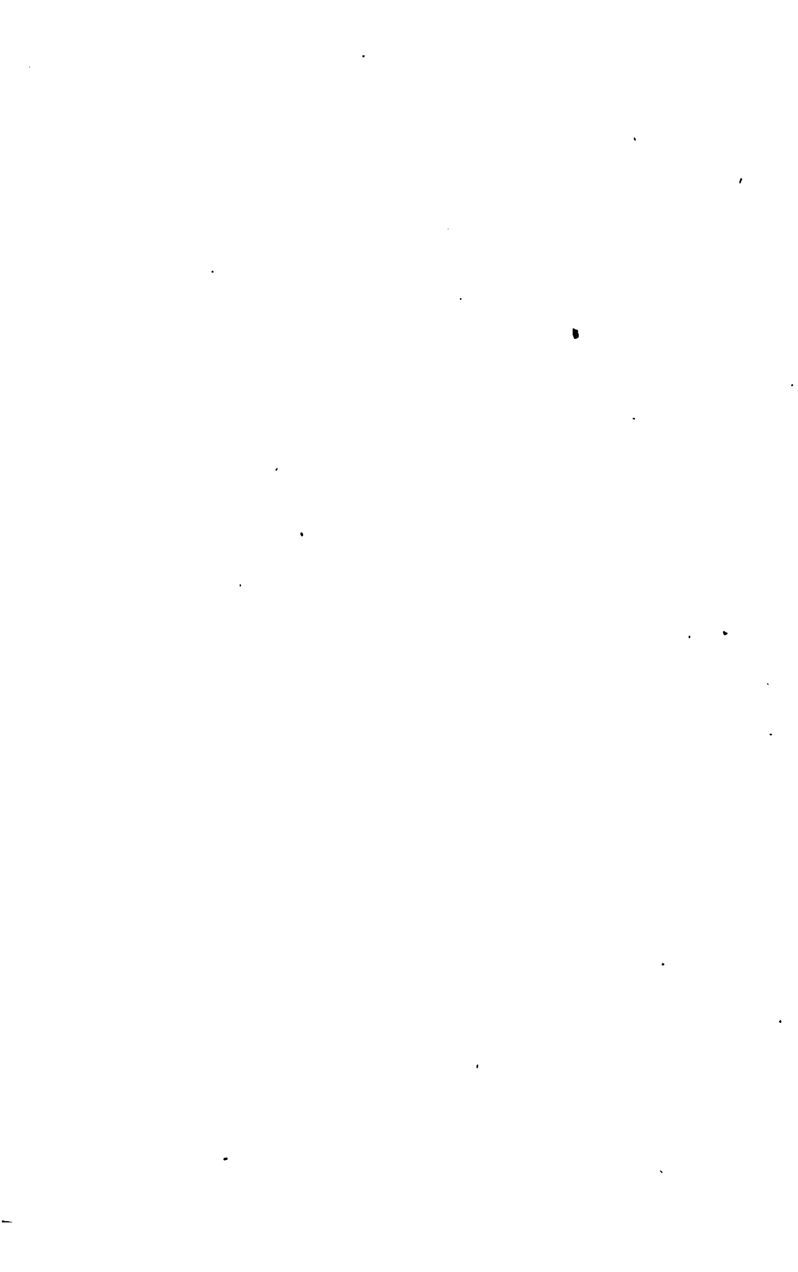
und

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Siebenter Band.



Denkwürdigkeiten

und

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Siebenter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.



Inhalt.

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Erzählungen.

Kritiken.

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.



Prag. Westphalen. Wien.

1810.

Im düstern Schneewetter nahm sich die Stadt nicht erfreulich aus, aber nur um so großartiger; auf beiden Ufern der Moldau Höhen und Thal überdeckend ragten die Massen der Gebäude nur unbestimmt aus den stöbernden Wolken hervor, und regten die Phantasie mächtig zur Ergänzung des Bildes an, und als dieses bald darauf, bei hellgewordenem Himmel, in aller Klarheit vorlag, mußte der Sinn über die kolossalen Umrisse staunen, die er nach allen Seiten zu verfolgen hatte. Die Eindrücke von Wien, von Dresden, jenes als Hauptstadt, dieses um seiner ähnlichen Flußlage willen sich hier zur Vergleichung drängend, mußten gegen die von Prag weit zurückstehen. Dem Anblick, der sich auf der Moldaubrücke darstellt, wüßt' ich keinen andern städtischen vorzuziehen; einerseits der Hradschin mit seinen Pallästen, der Laurentiusberg mit seinen Klostergebäuden und Gärten, auf der andern Seite die aus der Niederung gedrängt emporsteigende Altstadt, in der Nähe das ungeheure Jesuiterkollegium, in der Ferne das

Felsenschloß Wischerhad, gradaus der strömende Fluß mit seinen bepflanzten Inseln, dazu die Brückenthürme, die großen Heilgenbilder auf dem Brückengeländer, alles vereinigt sich zu einem mächtigen Eindruck; die ganze Oertlichkeit, an welcher die größten Geschichtsereignisse haften, hat zugleich etwas Wundervolles, Zauberhaftes, das in die frühste Mährchenwelt zurückführt, und von dieser selbst den neusten Vorgängen einen Anhauch giebt. Wenn ich solche Eigenheiten und Vorzüge des neuen Schauplatzes, auf den mein nächstes Leben nun angewiesen war, lebhaft fühlte, so erhöhte dies doch fürerst nur den Gegensatz, welchen das Gefühl meiner selbst mir auf die traurigste Weise hier aufnöthigte. Uns war Wohnung in einem gräflichen Pallaste gegenüber dem Jesuiterkollegium angewiesen, schöne große Zimmer, die aber leer standen, wie das ganze Haus, in welchem nur ein alter Dienstmann waltete, und weder Aushülfe noch Ansprache zu finden war; den Obersten überfiel gleich eine Masse der verdrießlichsten Geschäfte; Rechnungsführer, Auditeur und Adjutant belagerten ihn an einem kleinen Tische, der für die Papiere, die sich häuften, kaum Platz hatte; ich stand am Fenster und blickte in die schmutzige, menschenleere, von dem Riesenbau gegenüber beengte und verdüsterte Straße; das Denkmal früherer Macht und Größe, jetzt kleinen Zwecken anheimgefallen, konnte auch nur trübe Gedanken wecken. Ich kannte in der großen Stadt noch keinen Gang, keinen Menschen, die Offiziere ausgenommen, von denen diejenigen, welche ich zuerst zu sehen bekam, das Bild des Mißmuths und der Gedrücktheit waren! Doch sie Alle hatten ihren erwählten Zweck vor Augen, den meisten

war die Stadt oder wenigstens der Dienst Heimath, aus den augenblicklichen Nachtheilen sahen sie mit Hoffnung in künftige Vortheile, jeder Tag half die ersehnte Förderung nähern, und irgend ein mäßiges Vergnügen half über den Tag hinweg. Das alles war nicht für mich; meinem Sinn widersprach hier alles. Ich mußte nur immer die Betrachtung anstellen, was mit mir sei und was mit mir werden solle. Meine früheren Studien hatte ich aufgegeben, die neue Laufbahn war mit dem Frieden erloschen; für den Drang, gegen die Franzosen zu fechten, konnte ich nicht die Liebhaberei am österreichischen Wachtdienst eintauschen; ich trug andre Sehnsucht, andre Wünsche im Herzen. Heimath war mir, wo ich mit Rahel frei und würdig leben konnte; die Erringung dieses Zieles und die Sache des Vaterlandes lagen aber fest verknüpft. Mehr als je fehlte uns der Boden, alle deutschen Länder standen unter Herrschaft oder Einflüssen des Feindes, alle deutschen Verhältnisse waren zerrüttet, kraftlos. Hier im Binnenland in dürftiges Geschick eingeklemmt, das mir keinerlei Verheißung in sich trug, mußt' ich mit Neid auf die meerentlegne Ferne blicken, wo noch Kampf und Hoffnung war, und wohin Andre gelangten, mir aber der Weg durchaus verschlossen lag. So lange ich noch den Sinn mit neuen Weltanschauungen, mit Aussicht auf Reisen, mit romantischen Genüssen nähren durfte, hatten meine Tage wenigstens einen Inhalt, der ihnen noch zum Ertrag werden konnte; aber dies war alles nun verschwunden, und ich mußte in Prag dem fruchtlosesten Abmühen in langweiligem Einerlei entgegensehen, ja in Kummer und Noth! Denn ich konnte mir nicht ver-

hehlen, meine Geldmittel waren auf weithinaus erschöpft, die Offizierseinkünfte aber zeigten sich durch die noch stets zunehmende Verschlechterung des Papiergeldes so gering und armselig, daß man nicht begriff, wie mit ihnen auszukommen sei. Die Verhältnisse Bentheim's, wie glänzend sie auch erschienen, wußt' ich in ihrem Bestande höchst unsicher, und konnte es ihm auch glücken, sein Fahrzeug zwischen allen Klippen noch leidlich durchzuschiffen, so wäre es doch Thorheit gewesen, auch mein Geschick hier auf gleichen Glücksfall setzen zu wollen. Diese Betrachtungen ließen mir keine Ruhe, und mancherlei Plane, doch leider nur kümmerliche und mißliche, — denn schon jeder Beginn einer Ausführung hatte die größten Schwierigkeiten, — durchwühlten mir Herz und Sinn. Die schlimmste Lage ist eine solche ja nur dadurch, daß sie keine Auswege hat, und diese sah ich der meinigen gänzlich fehlen.

Leider war auch meine Hoffnung, Briefe in Prag vorzufinden, getäuscht. Weder aus Berlin noch aus Hamburg hatte ich Nachrichten, und ohne diese blieben meine Gedanken ziel- und steuerlos. Rahel's Mutter war gestorben, und ich wußte noch nicht, welche Veränderung dies ihren Absichten und Verhältnissen bringen könnte. Meine Schwester sollte nach England abreisen. Chamisso mußte schon nach Frankreich heimgekehrt sein. Auf dem schwankenden Boden, wo alles sich bewegte, auch das Bedingende wieder bedingt wurde, war eine feste Verknüpfung schwer zu treffen. Ich hoffte, Gentz würde mir über die Freunde und Zustände von Berlin Auskunft geben können, aber auch er entging mir, und ehe ich ihn sprechen konnte, war er unerwar-

tet nach Wien abgereist, wohin er berufen worden, um in den bedrängten Finanzsachen Rath zu geben.

In dieser Stimmung wurde ich am dritten oder vierten Tage von dem Obersten angesprochen, dessen Miene, wiewohl ungemein freundlich, doch eine verdrießliche Mittheilung verrieth. Er begann mit der allgemeinen Klage, wie wenig befriedigend er den Zustand des Regiments gefunden habe, wie Zucht und Dienst erschlafft, Mangel und Armuth überall fühlbar, und allerlei Gunst und Nachsicht eingeschlichen sei; aber diesen Verfall werde er sogleich hemmen und das Regiment wieder zu dem Glanz erheben, der seinem innern Werth entspreche; je niederschlagender die Zeitumstände seien, je stärker müsse Selbstgefühl und Ehre den Muth erheben, und auch nach einem unglücklichen Kriege, unter den Einschränkungen des Friedens, ja bei sichtlich drohender Verarmung, solle das Militair der Haltung und des Eifers nicht vergessen, die sein Stand und Beruf ihm vorzeichnen. Nun sei er heute durch einen der Stabsoffiziere, der sich durch schmeichlerische Geschäftigkeit auszeichne, lebhaft angegangen worden, er möchte doch mich, der ja sein Hausgenosse und Gesellschafter sei, von den Plackereien des Dienstes freisprechen, niemand würde dagegen etwas zu erinnern finden. „Ich aber, fuhr der Oberst fort, wußte schon, daß Ihre Stellung bei mir vielfach vom Neide besprochen und getadelt worden, und wies daher den treulosen Rath unwillig zurück, wobei sich nun von selbst ergiebt, daß Sie gleich allen Andern der Reihe nach Ihren Dienst thun; ich hoffe, Sie werden darin nicht nachlässig sein; was Sie leisten, werden Sie nicht nur sich selber, sondern auch mir thun; später-

hin wird sich schon wieder Gelegenheit finden, Sie von dem lästigen Zeuge zu befreien."

Ich hatte in diesem Betreff keine besondere Gunst erwartet, und fand die mir durch dieses Vertrauen gewährte sehr groß. Mit Vergnügen sah ich mich wieder an den Hauptmann von Marais gewiesen, besuchte mit demselben die Kaserne, wohnte der Wachtparade und den kleinen Vorübungen der Truppen bei, ließ mir die Exerzir- und Dienstvorschriften geben, und studirte sie theils allein, theils mit Hülfe eines Feldwebels, der sich meine Fortschritte zur Ehre rechnete. In den nächsten Tagen schon traf mich die Reihe, meinen ersten Wachtdienst zu thun, ich führte meine Mannschaft mit klingendem Spiel durch die Stadt, nahm auf dem Roßmarkt Besitz von meinem Wachthaus, empfing den Besuch mehrerer Kammeraden, wurde von ihnen abgehalten, die vorgeschriebenen Ronden zu machen, denn niemand, hieß es, mache dieselben bei so schlechtem Wetter, es sei genug, wenn sie als gemacht gemeldet würden, hatte eine ruhige Nacht, während der ich an Chamisso schrieb, und empfing am andern Tage nach meiner Ablösung die besten Glückwünsche. Die Sachen kamen mir so schwer nicht vor, und ich fühlte, wie die Gewohnheit sie noch mehr erleichtern müsse; doch wurde mir diese nicht, ich bezog im Ganzen nur dreimal die Wache, und bei der großen Menge überzähliger Offiziere wurde ich auch zu anderm Dienste nicht oft befehligt. Der gute Ruf, den meine Beflissenheit davontrug, war leicht erkauft, auch hatte ich die Freude, meine Kammeraden bald wieder voll Zutrauen zu sehen, besonders die älteren, welche gemeint hatten, ich müsse durch die Gunst

des Obersten und durch den Aufenthalt in Wien dem Regimente fremd geworden sein, und nun mein ehrerbietiges und anschließendes Benehmen um so mehr zu loben fanden. Für mich war die kleine Spannung heilsam, ich hatte Aufgaben, die mich beschäftigten, und das traurige Sinnen und Brüten über Gegenständen, bei denen nichts zu thun war, beschränkte sich auf die wenigen Stunden, die ohnehin der trägen Muße zufielen.

Bentheim führte mich auf die sogenannten Sozietätsbälle, wo die Prager vornehme und schöne Welt zusammenkam; denn auch hier ging das herkömmliche Leben bald wieder seinen Gang, wie denn unter allen bürgerlichen Zuständen immer noch getanzt wird. Hier lernte ich nebst andern bedeutenden Personen auch den Fürsten Ferdinand Kinsky kennen, der sich im letzten Kriege sehr ausgezeichnet hatte. Bei Errichtung der böhmischen Landwehr hatte der Fürst ein Bataillon fast ganz auf eigne Kosten gestellt, und nachdem er kein Opfer gescheut und jeden Eifer aufgewendet, war er zuletzt auch selber in Dienst getreten und als Major an der Spitze seines Bataillons in das Feld gerückt. In der Schlacht bei Aspern kämpfte er so tapfer, hielt die Bataillonsmasse im Kartätschenhagel und gegen wiederholte Reiterangriffe so gut zusammen, daß der junge Anführer mit seinen Neulingen die Bewunderung der altgeprüften Soldaten erwarb, und der Erzherzog Generalissimus ihm auf dem Wahlplatze das Theresienkreuz verlieh. Aber auch noch in anderer Richtung zeigte der Fürst seinen edlen Muth. Nicht alle Landwehrbataillone hatten sich hervorgethan, manche der Gelegenheit dazu entbehrt, und die Eifersucht der Linientruppen, welche

gleich anfangs zur Errichtung der Landwehr scheel gesehen, war nur allzu geneigt, ungünstige Schlüsse gegen dieselbe aus allen Zufälligkeiten hervorzurufen. Als nach dem Frieden ausgesprochen war, daß die Landwehr fortbestehen sollte, äußerte sich die Mißstimmung der Linientruppen nur lauter, und es schien eine völlige Spaltung zwischen den Offizieren beider Truppen unvermeidlich. Hiergegen setzte sich nun Fürst Kinsky aus allen Kräften, er bot dem Vorurtheil und Dünkel herausfordernd jeden Kampf, und wo, wie auf den Sozietätsbällen, ausnahmsweise Uniform getragen wurde, erschien er in der seines Landwehrbataillons. Ein so angesehener Kavalier und tapfrer Degen er war, hätte er allein seine Sache doch schwerlich durchgesetzt; aber sein Beispiel entzündete auch andre Gemüther, und eine so gut vertretene Sache fand bald auch in den Linientruppen selbst würdige Zustimmung. Das Uebel der Zwietracht konnte zwar nicht ganz erstickt werden, wurde jedoch merklich gedämpft, und mich dünkte das Benehmen des Fürsten hierbei eben so muthig und lobenswerth, als das von ihm auf dem Schlachtfeld bewiesene.

Durch die Sozietätsbälle wurde ich auch mit der Gräfin von Schlick, einer angesehenen Dame von großem Verstand und feinem Sinn, mit den Grafen von Clam-Gallas und von Sternberg, sodann mit dem Baron von Buol bekannt, einem österreichischen Diplomaten, der zuletzt Geschäftsträger in Dresden und dort mit Adam Müller eng verbunden gewesen war; an diesem Bezuge spann sich leicht ein vertraulicher Umgang zwischen uns fort. Er führte mich zu dem Baron von Bildt, dem letzten schwedischen Gesandten am Reichstage zu Regens-

burg, der mit seiner Familie in Prag die Ereignisse abwartete. Hier fand ich den Nachhall vieler Gentzischen Reden, den heftigsten Haß gegen die Revolution, die unversöhnlichste Feindschaft gegen Napoleon; aber das rohe Aristokratenwesen, das hier ohne Scheu verfochten wurde, die Emigrantenverstocktheit, in der sich besonders die Weiber gefielen, und die Geschmacklosigkeit, mit der sich der schalste Witz auf Kosten der Bonaparte'schen Familie unausgesetzt gütlich thun durfte, langweilten und empörten mich, und nach ein paar Besuchen sagt' ich den Leuten derb die Meinung und empfahl mich für immer.

Bessere Bekanntschaft vermittelte mir der General Graf von Weißenwolf, der mit uns in demselben Hause wohnte. Er hatte Einsicht in meine Lage und meine Bedürfnisse, und meinte, er werde mir einen Umgang zuweisen, der für mich geeignet sei, er glaube nicht sich zu täuschen, er werde Recht haben! Und so veranlaßte er, daß ich bei ihm den Hauptmann Meyern antraf, Wilhelm Friedrich Meyern, den Verfasser des berühmten Romans Dya-Na-Sore. Da ich von diesem merkwürdigen Manne schon anderwärts gesprochen, und sein Gedächtniß seitdem durch die treffliche Sorgfalt Ernst von Feuchtersleben's und durch des Fürsten von Pückler anziehende Erzählungen aus dem Munde des Freiherrn von Prokesch glücklich wieder aufgefrischt worden, so will ich hier nur einiges nachtragen, was sich näher auf mich bezieht. Meyern fand Gefallen an mir und machte mir gleich am nächsten Tage das schmeichelhafte Anerbieten, zu mir auf die Stube zu ziehen. Es geschah noch vor Abend, sein Gepäck war so leicht als

das meine, und hatte auf einem Stuhle Platz. Indeß auch ein Stuhl war dafür nicht übrig, denn wir hatten ihrer nur zwei, einen gebrechlichen Tisch, zwei schlechte Matratzen und gemeine Wolldecken, das war unsre ganze Ausstattung in einem übrigens großen und stillen Zimmer. Diese Aermlichkeit störte uns nicht, wir scherzten nicht einmal darüber, wir nahmen sie als eine gleichgültige Zugabe unsres Beisammenseins. Meyern führte überhaupt ein Leben der Entbehrung und Abhärtung, und dies mitten im Genusse des größten Wohllebens und der üppigsten Bequemlichkeit, denn er lebte so viel er wollte das Leben der österreichischen Großen mit, war in vielen der ersten Häuser ein stets willkommner Tisch- und Wohngast, und hätte leicht auch ein vollkommen behagliches Dasein auf eignen Füßen haben können, wäre dergleichen nicht ganz außerhalb seines Augenmerkes gewesen. Ich glaube, er zog aus dem Hause des Fürsten Kinsky zu mir, dort hatte er alle Annehmlichkeiten des reichsten Lebens mitgenossen, — nicht verschmäht, das wäre schon zu viele Beachtung gewesen, — bei mir entbehrte er alles, trank als Frühstück gleich mir ein Glas Wasser, schlief allenfalls auch neben seiner Matratze auf dem harten Boden, das war alles unerheblich für ihn. Bei seinen angesehenen Freunden standen ihm die üppigsten Tafeln, Abends im Theater die bequemsten Logen offen; eben so hätte er ihre Reit- und Wagenpferde benutzen können, allein wie leichtbefriedigter Kostgänger, war er auch unerschrockener Fußwanderer, der nicht Wind noch Wetter scheute, und bei den weitesten Strecken selten ermüdete. Den größten Theil des Vormittags las und schrieb er stehend vor einem

Stuhle, den er auf den Tisch gestellt; er las nie ohne Auszüge oder Bemerkungen dabei niederzuschreiben. Buol hatte in Dresden Adam Müller's Vorlesungen über die Staatskunst gehört und eine Abschrift der ursprünglichen Hefte Müller's bekommen, welche von dem nachher gedruckten Werk in vielen Stücken abwichen; diese Hefte studirte nun Meyern, und sie gaben ihm reichen Stoff zu den fruchtbarsten Betrachtungen. Seine Gespräche hatten die größte Anmuth bei der strengsten Gediegenheit; in den Grundsätzen, von denen er ausging, ließ er sich durch nichts irren, in der Vortragsweise hingegen war er duldsam und nachgiebig; er verfolgte allgemeine Gedanken bis in die weiteste Ferne der Entwickelung, und eben so reihte er Thatsachen an Thatsachen, bis der Gedanke von selbst aus ihnen hervorsprang; daß Gedanke und Erzählung unmerklich wechselten und sich gegenseitig unterstützten, war ein besonderer Reiz seines Gesprächs. Doch in diesem erzählte er eigentlich am liebsten, wie er schriftlich lieber den bloßen Gedanken festhielt; für den Leser seiner Schriften ist dies ein Verlust, denn das Lebendige, Anschauliche, das er mündlich in reichen Maßen gab, war gleichsam die Woge, welche den Gedanken trug, der in der Schrift nun öfters etwas trocken daliegt. So gern er übrigens erzählte, von seinen Kriegserlebnissen, seinen Land- und Seereisen, seinem Leben auf englischen Schiffen, seinem Aufenthalt in Schottland, in Venedig und Rom, auf Sicilien, in Konstantinopel und Kleinasien, in der Moldau und Wallachei, in Polen und Ungarn, von seinen Fußwanderungen in Deutschland, und was sonst sich in freier Gegenständlichkeit darbot, — so ungern und selten ging

er auf Selbstpersönliches ein. Von seinen nähern Lebensumständen und Verhältnissen erfuhr ich nur, was gelegentlich mit einfließen mußte; doch so viel blickte durch, daß auch Herz und Gemüth in ihm große Stürme erfahren hatten.

In Franken, in der Nähe von Ansbach, geboren und erzogen, hegte er eine kindliche Liebe zu dieser Heimath, deren Jugendeindrücke er innig festhielt. Die Sage vom hohlen Landsberge, in welchen Kaiser Karl der Große mit seinem ganzen Heer eingezogen sei, und dort nun ein unterirdisches Leben führe, hatte ihn als Knaben tief ergriffen; da es hieß, der Berg öffne sich alle sieben Jahre, und man könne frei hineingehen, müsse aber, um die Oeffnung zu finden, eine wunderbare Schlüsselblume haben, so war sein größter Wunsch, daß die ihm zu Theil werden möchte; er gelobte sich, das Abentheuer muthiger zu bestehen, als vor vielen Jahren ein junger Mensch, von dem man erzählte, es sei ihm gelungen, in den Berg einzugehen, wo er ein unendliches Volk angetroffen und am hohen Ende der Tafel den Kaiser Karl selbst in aller Herrlichkeit, aber er habe den Anblick nicht ertragen, es sei ihm angst geworden, und als er draußen wieder aufgeathmet, sei alle Spur der Oeffnung verschwunden gewesen. Meyern sagte, er habe es als eine tiefe Kränkung empfunden, daß ihm, dem nahberechtigten Anwohner, der Zugang zu den Urkräften des Vaterlandes nicht aufgeschlossen worden, und in dieser frühen Kränkung, sehe er nun wohl, sei ihm sein ganzes nachheriges Lebensgeschick vorgebildet gewesen. Solche Sagen hielt er unendlich werth, und wiewohl ein vollkommener Freidenker und entschiedener Feind

alles kirchlichen, von Pfaffen genährten Aberglaubens, sah er diesen vom Volksgeist erhaltenen nur mit Bedauern schwächer werden.

Wie in seinem Karakter früh Zartheit und Stärke verbunden waren, beweist folgender Zug, den er mir auf meine Bemerkung, daß er zum Kaffe noch keinen Zucker genommen, mit ernster Traulichkeit erzählte. Er und sein jüngerer Bruder lagen einst beide krank, doch der letztere viel minder gefährlich und schmerzhaft; dies war laut ausgesprochen und stand für Alle außer Zweifel. Dennoch bemühte sich die Familie vorzugsweise um den jüngern, und eines Morgens, nach einer für den ältern Bruder gefahrvollen und bedrängten, für den jüngern aber leidlichen Nacht, versammelten sich Alle voll Zärtlichkeit und Theilnahme um das Bette des jüngern, während der ältere, bedürftig harrend, in der andern Ecke des Zimmers verlassen lag. „Ohne Neid, sagte er, blickte ich nach dem begünstigten Bruder hin, ich auch hab' ihn ja lieb, dacht' ich, und verhielt mich ganz still. Inzwischen wurde das Frühstück gebracht, und aus lauter Sorgfalt für den Bruder vergaß man mir Zucker in die Schale zu geben. Da es nun dabei blieb, niemand auf mich Acht hatte, und ich doch die Ungerechtigkeit tief empfand, so kam mir der Gedanke, den Zucker, den man mir nicht bringe, wolle ich auch nicht bedürfen, und trank von der Zeit an, ohne ein Wort darüber zu sagen, immer den Kaffe unversüßt. Und es hat es auch niemand gemerkt!"

Sein Hauptgegenstand, auf den er stets zurückkam, war das Volks- und Staatsleben, Regierungsformen, Gesetze, der Kampf des Menschen mit den Naturkräften,

die großen Erfindungen und Arbeiten, die sich hierauf beziehen. Ueber diese Gegenstände war er unerschöpflich, seine Bekanntschaft mit den alten Klassikern, seine Geschichtskunde und große Lebenserfahrung, vereinigten sich hier auf's glücklichste mit den Kenntnissen, die er als Artillerie- und Generalstabsoffizier besaß, und die sich seinem Geiste zu den überraschendsten Anwendungen fügten. Bei den Unfällen der österreichischen Heere in Italien, als Bonaparte durch Kärnten und Steiermark gegen Wien herandrang, hatte Meyern mit seinen Freunden, dem Altgrafen Hugo von Salm und den Grafen Wenzel und Franz von Paar, den ersten Anstoß zu einer allgemeinen Bewaffnung gegeben, und diese vier Männer waren, wie Hormayr sagt, die ersten Wiener Freiwilligen. Seitdem lag ihm der Gedanke allgemeiner Volksbewaffnung unaufhörlich im Sinn, und als die Rüstungen im Jahre 1809 zum erstenmal ernstlich diese Richtung einschlugen, half er mit allem Eifer und aller Thätigkeit die Sache zur Ausführung bringen. Aber seine Plane und Angaben waren freilich nur zum Theil befolgt worden. Er tröstete sich mit der Zukunft, denn er gehörte zu den Unverzagten, die schon jetzt wieder an Erneuung des Kampfes dachten. So hatte er gleich nach dem Frieden, mit der Aufmunterung des Generals Grafen von Radetzky, seine Landwehrentwürfe nochmals sorgfältig überarbeitet und in einem kleinen Hefte, das er mir zu lesen gab, ein wahrhaft gesetzgeberisches Werk geliefert, welches in enger Anschließung an das Bestehende die klarsten und ausführbarsten Vorschläge enthielt, die aber gleichwohl geeignet waren, auf die ganze Nation kräftigend einzuwirken und dem kranken Staats-

wesen gründlich aufzuhelfen. Die Ausführung blieb unversucht, aber die Denkschrift Meyern's muß noch jetzt, nebst mancher andern von ihm, in dem Militairarchive zu Wien verwahrt liegen.

Es begreift sich leicht, wie die Gesellschaft dieses Mannes mich erquicken, stärken, in jeder Art beschäftigen mußte. Mein ganzes Dasein gewann eine andere Gestalt, der Aufenthalt in Prag, die Tagesverhältnisse, alles erschien mir in neuer Färbung. Zwischen uns war der größte Austausch, die lebhafteste Erörterung, fast immer tief in die stille Nacht hinein. Ueber Staat und Krieg konnten wir uns gewöhnlich leicht verständigen, nicht eben so über Philosophie und Litteratur, hier waren wir gar zu verschiedene Wege gegangen. Meyern ließ nach Kant nur einigermaßen Fichte noch gelten, und auch diesen nur wegen der kriegerischen Tapferkeit seiner zuletzt in Berlin gehaltenen Reden; Schelling mit dem ganzen naturphilosophischen Anhang, der katholisch gewordene Friedrich Schlegel, der mit Frau von Stael herumreisende August Wilhelm Schlegel, Schleiermacher's geistreiche Theologie, Tieck's romantische Poesie, alle diese Richtungen widerstrebten ihm, er sah darin nur Abwege, auf denen die edlern Kräfte der Nation sich nutzlos abmühten, ja durch welche jedes gesunde, praktische Zusammenwirken recht eigentlich verhindert werde. Er gestand, daß er auch Schiller'n und Goethe'n leicht in den Kauf gebe, und daß er überhaupt eine Litteratur gar nicht für so nöthig halte, ein Volk möge auch ohne solche die höchste und würdigste Bestimmung irdischen Daseins erreichen; wenn man es recht überlege, so sehe man mit Erstaunen, mit wie wenigen Büchern man sich behelfen

könne. Unser eigner Zustand widerlegte und bestätigte diesen letztern Satz; denn ein Sallustius und ein Julius Cäsar, die ich besaß, befriedigten mein Lesebedürfniß ausreichend, so wie Meyern ganz in Adam Müller und Burke vertieft war, welches aber nicht verhinderte, daß wir uns heftig bemühten, er, das neue Buch von Malthus über die Bevölkerung, ich, die neuesten Berliner Erzeugnisse zu erlangen, und so mit Stolz und Freude darin wetteiferten, unser leeres Zimmer durch einigen Büchervorrath auszuschmücken! So zog eines Abends Meyern mit größtem Behagen einen Band Shakespeare aus der Tasche, während ich aus dem Buchladen den Wiener Druck von Goethe's Pandora heimbrachte. Die letztere gab sogleich Anlaß zu einer lebhaften Streitigkeit. Meyern wollte die Bewegung, welche der mächtige Strom des Gedichts unwillkürlich in ihm erregte, gern dadurch einziehen und niederhalten, daß er den Tadel erhob, Gang und Ausdruck seien erkünstelt, die Natur darin verdunkelt. Schon oft hatten mich seine gegen Goethe gerichteten Ausstellungen verdrossen, diesmal erhob ich mich nachdrücklich wider die Ungerechtigkeit. „Ihr Blick ist verdunkelt, rief ich ihm zu, öffnen Sie die Augen und sehen Sie!“ Und nun gelang es meinem Eifer, das Gedicht im Ganzen und in seinen Theilen zu begründen, zu rechtfertigen, den hohen dichterischen Ausdruck auf gemeine Natürlichkeit zurückzuführen, und Zug für Zug darzuthun, wie es nur die Natur selber sei, die hier im Kunstgebilde erhöht walte. Der Unmuth gab mir überzeugende Kraft, und Meyern gestand, es leuchte ihm das Gesagte ein, sein Tadel sei ungerecht, nur das bleibe ihm darin gültig, daß alle Poesie ihm

ein Luxus der Prosa dünke. — Dieser Widerstreit des Verstandes gegen die Poesie wird immer wiederkehren und der auf die greifliche Wirklichkeit gerichtete Sinn kann nur in seiner höchsten und also seltnen Steigerung wieder poetisch werden, wie dies in der That Meyern's Fall war; denn seine schaffenden Gedanken gingen entschieden von Dichtung aus und kehrten auch dahin zurück; in seiner Jugend war das romanhafte Buch „die Insel Felsenburg" ihm in die Hände gerathen und hatte sein Herz mit unauslöschlicher Gluth erfüllt, die endlich in Dya=Na=Sore mit erhöhtem Glanz ausbrach und die er sein ganzes Leben hindurch nährte. Er wollte dichten und bilden im lebendigen Stoffe, eine neue Wirklichkeit hervorbringen, wobei er denn freilich von der alten meist unsanft zurückgestoßen wurde, und seine Zuflucht in der Fiktion finden mußte, die zwar nicht schon die Poesie selbst, aber doch eine Dienerin derselben ist.

So wenig Meyern im Ganzen der redenden schönen Kunst huldigte, so groß war sein Sinn und Eifer für die bildenden Künste, für Mahlerei, Bildhauerei und Baukunst. Der lange Aufenthalt in Italien hatte ihm diese Gebiete eröffnet, die einzigen, die ihm schwelgerische Genüsse geben konnten. Seine Kenntnisse waren ausgebreitet, sein Geschmack geübt und sicher; die Anschauungen der Kunstwerke hielt er mit seltner Treue in der Einbildungskraft fest und konnte sie mit Leichtigkeit auch für Andre hervorrufen. Winckelmann war lange Zeit einer seiner liebsten Autoren, er kam bei ihm gleich nach Shakespeare. Nur Eine Kunst lag ihm völlig abseits, die Musik, welche ihm bloß als Sinnenreiz galt,

tauglich für mancherlei Zwecke, doch zum Ausdruck des Schönen nur ein untergeordnetes Hülfsmittel. Er führte als Zeugniß, wie unselbstständig und gesinnungslos diese Kunst sei, das Beispiel Mozart's an, der von den gemeinsten und schändlichsten Worten sich zu der von Kennern gepriesensten Musik habe begeistern lassen!

Ich versuche hier kein vollständiges Bild des trefflichen Mannes, sondern gebe nur einzelne Züge, hauptsächlich sofern unser Umgang dadurch bezeichnet wird. Dieser war ungestört innig und herzlich, denn selbst bei entgegengesetzten Meinungen kam es zu keinem eigentlichen Streiten, und die heißeste Erörterung führte nie Bitterkeit mit sich; dies war ganz sein Verdienst, denn er selbst behielt immer den Ausdruck liebevoller Freundlichkeit, und wie hätte jemand, der in sein edles, ehrenhaftes Antlitz und in seine gutmüthigen Augen sah, ihn kränken mögen! Für mich aber gewann Meyern noch eine neue Liebenswürdigkeit, als ich unvermuthet entdeckte, daß er Rahel kannte, daß er ihr Andenken als das eines wunderbaren Wesens in der Seele trug. Er hatte im Herbst 1801, als er aus England mit dem Grafen Hugo von Salm heimkehrte, in Berlin Rahel besucht, und ein paar Abende mit ihr in Gesellschaft sehr angenehm zugebracht; noch jetzt erinnerte er sich lebhaft einiger Züge, die ihm damals aufgefallen waren, und aus denen sich ein ursprünglicher und rascher Geist wohl erkennen ließ. Weiter war seine Kenntniß nicht gediehen, doch wußte er durch seinen Reisegefährten, der schon früher in Töplitz Rahel's Bekanntschaft gemacht und sich ihr innig angeschlossen hatte, daß hier noch andre Eigenschaften als die der geistvollen Gesellig-

keit zu finden waren, und vernahm nun desto williger, was ich in vollem Herzensdrange ihm bestätigend erzählte.

Inzwischen war aus Wien, anfangs in leichten zitternden Funken, die man ungläubig mißachtete, unmittelbar darauf in hochauflodernder, unbestreitbarer Flamme, die ungeheure Nachricht in Prag eingelaufen, daß der Kaiser Napoleon sich mit der Tochter des Kaisers Franz vermählen werde. Der plötzliche Ausbruch eines ungeahndeten Vulkans hätte nicht wunderbarer überraschen können, aller Sinn war betäubt, alle bisherigen Vorstellungen lagen umgestürzt, die verwirrten Begriffe rangen nach neuer Fassung und Folge. Man fragte erstaunt, was dies Ereigniß bedeute, woher es stamme, wohin es ziele? ob neue Schlachten verloren worden, ob die äußerste Gefahr abgewendet, oder ob Deutschland und Italien als Gewinn versprochen sei? Daß alle Hoffnungen, in welchen die moralische Kraft und der Stolz und Trost der Edlen sich noch zusammenhielt, plötzlich gesprengt, und da, wo noch eben muthiges Harren und Mühen gewaltet, nur unabsehbares Aufgeben und Verläugnen übrig war, diese Vorstellung ergriff manche Gemüther mit Schrecken und Verzweiflung. Noch gab es Wunden von Wagram und Znaym, die nicht völlig geheilt waren, es schien jetzt ein Spott, dort geblutet zu haben! Die Kreise des höchsten Adels waren am meisten in Aufruhr; freilich waren hier Männer wie der Freiherr vom Stein und die beiden Grafen von Stadion, Friedrich und Philipp, schon immer scharfe Wortführer, aber diesmal hatten sie wenig voraus, der ganze Stand äußerte sich mit gleicher Heftigkeit, von allen Seiten wiederhallte Ein Schrei des

Unmuths und der Zerknirschung. Nur noch Einmal in meinem Leben, in späterer Zeit und unter ganz andern Umständen, habe ich solch plötzliche und gewaltsame Aufwallung in der vornehmen Gesellschaft wiedergesehen!

Für mich war der Schlag eine harte Zugabe zu den Schwierigkeiten meiner Lage; der Boden, auf dem ich stand, wurde vollends unsicher, und jeder nächste Tag konnte mich zu einer raschen Entscheidung drängen, für welche nichts vorbereitet, nichts verabredet war. Nach Freiheit, nach dem Ziele der innersten Wünsche mit schwacher Aussicht strebend, stand ich in Gefahr, jeden Augenblick in völlige Knechtschaft der Umstände zu verfallen. Denn mit der Nachricht von der Heirath verbreitete sich zugleich die eines mit Frankreich schon geschlossenen Bündnisses und eines sofort gemeinschaftlich gegen die Türken zu unternehmenden Feldzuges, ja man bezeichnete schon die Regimenter, welche zum Marsche nach Ungarn bestimmt seien. Die Sache klang wahrscheinlich genug und mochte für Manchen tröstlich sein; mir war sie nur düstres Unheil, ich mochte sie aus freiem allgemeinen oder aus engem persönlichen Gesichtspunkt betrachten. Von solchen Qualen der Ungewißheit, der Besorgnisse und Nöthigungen, wie uns damals täglich und stündlich bedrängten, haben die Späteren jetzt kaum einen Begriff. Wie dunkel sah uns die Welt aus, wie verschlossen! Wie sparsame nur und gefahrvolle Pfade zeigten sich für den Wanderer, wie seltne Stätten des sichern Verweilens, des Ausharrens, wenn man nicht mit dem Feinde Gemeinschaft haben, der Unterdrückung nicht sich beugen wollte!

Ich bekam in dieser Zeit Briefe von Justinus Ker-

ner aus Wien. Er sprach in seiner humoristischen Weise nur schwermüthige Stimmung aus. Stoll versank immer mehr in Armuth und Narrheit. Friedrich Schlegel hatte Vorlesungen über neuere Geschichte begonnen, die wohl Theilnahme fanden, aber bei dem Tagesereigniß um so mehr zurücktraten, als sie unmöglich in der Richtung desselben sein konnten. Kerner schrieb: „Die Wiener sind toll wegen der Heirath; Napoleon ist nun ein Gott, man betet für ihn in den Kirchen; die Besiegung ist Gewinn; sie betrachten jetzt mit Entzücken die Ruinen von Wien; — die zerriebenen Steine der Festungswerke streuen die Kaufleute zum süßen Angedenken an den göttlichen Mann in ihre Zimmer als Bodensand, auch sandeln sie die Briefe damit und mischen ihn unter den Marocco.“ Der Bericht über die Stimmung in Wien war niederschlagend, aber bald konnten wir ähnliche Erscheinungen auch in unsrer Nähe wahrnehmen. Die Thatsache war zu gewaltig, ihre Uebermacht zu fortreißend, vor so großen Befugnissen und Weihen, welche durch zwei Kaisernamen hier ausgesprochen waren, beugte sich bald die wankelmüthige Menge; die neue Richtung war entschieden, es galt nun zu sehen, was in ihr für neue Glücksfälle und Vortheile lägen; die Dreistigkeit der Schwäche fehlte auch hier nicht, und mit unglaublicher Raschheit, von Stunde zu Stunde fast, ging die völligste Umstimmung vor sich. Der Oberstburggraf Graf von Wallis war einer der ersten, die den neuen Bund laut zu preisen wagten, die mit Wohlgefallen im Rock vom neuesten Grün, das zu Napoleon's Ehren in Wien sogleich Mode geworden, sich in den Straßen zeigten; wer heute noch tadelte, ahmte morgen schon

nach; es war die völlige Gegenbewegung der früheren. Allerdings blieben genug Männer übrig, die zu solcher Umkehr unfähig waren und die tief trauerten über den Gang, den jetzt die Dinge zu nehmen hatten; aber sie waren die Minderzahl, und hatten die Aufgabe, sich den Zeiten mit der würdigen Haltung zu fügen, die wohl trägt, aber deßhalb nicht einwilligt. Ich brauche wohl nicht erst anzumerken, daß Bentheim zu diesen Männern gehörte, so wie der ganze Kreis unsrer nähern Bekanntschaft; die höhern Militairpersonen insgesammt hielten an der alten Gesinnung fest, und an der Spitze derselben standen Krieger wie die Generale Hieronymus Graf von Colloredo, Graf von Klebelsberg, Graf von Murray, der Oberst Freiherr von Scheibeler, der Oberstlieutenant Graf von Leiningen, der Major Fürst von Reuß-Köstritz, der Graf von Paar, und noch viele Andre, die alle in dem späteren Kriege zu hohem Rang und Ruhm emporgestiegen sind. Meyern, durch Erfahrung schon gewitzigt, versicherte mich, der Anblick der menschlichen Wandelbarkeiten sei zwar widerlich und besonders in diesem gegenwärtigen Falle abscheulich, allein man dürfe die Sache nicht zu wichtig nehmen, die Leute wendeten sich auch eben so leicht wieder, und mit stärkerem Drange sogar, dem Rechten und Guten zu, und aus denen selbst, die jetzt den Franzosen zuliefen, würden sich auch die Reihen der Unsern wieder rekrutiren.

Mir aber ward bald ein andres Leid beschieden, das ich schmerzlich zu verwinden hatte. Meyern wurde durch den General Grafen von Radetzky nach Wien berufen, und verließ mich mit wehmuthsvollem Abschied. Er hatte nur einige Wochen bei mir gewohnt, aber diese

waren so reich an innerem Leben und dauerndem Gehalt, daß mir in der Folge die Täuschung entstehen konnte, die Wochen seien Monate gewesen. Wir hofften einander wiederzusehen, und gaben uns die Hände darauf, es werde am guten Orte und zu rechter Stunde sein! Einstweilen aber trat völlige Trennung zwischen uns, denn auch an Briefwechsel war nicht zu denken, Meyern haßte seit einiger Zeit alles Briefschreiben, und die seltnen Briefe, die er empfing, ließ er oft lange uneröffnet liegen. Ich wollte seinen Umgang wenigstens meinen Freunden gönnen, und schrieb an Kerner, er solle ihn aufsuchen, deßgleichen später an Willisen, sobald ich diesen in Wien wußte. Eine Zeitlang nämlich hatte es geheißen, Willisen würde bei dem Regimente Vogelsang eingereiht werden, allein diese Nachricht, die mich mit begeisterter Freude erfüllte, erlosch bald wieder, und Willisen kam zu einem Regiment in Mähren, später zum Generalstab in Wien.

Nun begann wieder eine sehr traurige Zeit für mich, ich fühlte die Einsamkeit schmerzlich und konnte nur in geistigen Arbeiten einigen Trost finden. Neumann hatte mir von einer Zeitschrift geschrieben, die er mit einigen Freunden herausgeben wollte, und es war dabei auf meine Mitthätigkeit gerechnet; allein ich hatte wenig Lust, mich in allerlei kleinen Aufsätzen zu versplittern. Ein Buchhändler in Prag wollte ein Bändchen Gedichte von mir drucken, sie waren aber nicht zur Hand, und die meisten gingen mir in der einzigen Abschrift, in der sie vorhanden waren, bei dem Minister vom Stein verloren, den ich damals noch nicht näher kannte, der sie aber von Berlin für mich empfangen haben sollte. Von

den Gelehrten in Prag kannt' ich niemand, und ich wollte dem Zufall überlassen, ob ich einem oder dem andern begegnen würde; der Name des Abt Dobrowsky stand mir in hohen Ehren, ich war einigermaßen angewiesen auf den Professor Meinert, doch am liebsten hätte ich den Exjesuiten Ignaz Cornova getroffen, der als Verfasser böhmischer Geschichtsbücher geschätzt, mir aber durch überkommne Kunde persönlicher Beziehungen merkwürdig war, denn der ansehnliche, wohlausgestattete Mann hatte düstre Leidenschaften und mancherlei Novellenstoff in sich verarbeitet. Die traurigen Aschenreste einer andern Gluth, die einst in edler Brust geflammt, kamen mir zufällig vor Augen in einer Jammergestalt, mit der ich im Buchladen zusammentraf. Ein schmächtiger abgezehrter Greis, mit ganz weißen Haaren, gramvollen Zügen, feurigen aber dabei schüchternen Augen, durchmusterte mit Hast die angekommenen Neuigkeiten, und warf dazwischen ängstliche Blicke umher, ob man auf ihn merke, ob man wohl beachte, welcherlei Bücher ihn anzögen? Bei solchem Verdacht legte er wohl eines schnell weg, als sei es ihm gleichgültig, das er eine Minute später, wenn er sich unbemerkt glaubte, heimlich wieder aufnahm und begierig durchblätterte. Man sagte mir, der Mann sei ein böhmischer Abbé, der in seiner Jugend von den Ideen der französischen Revolution ergriffen worden und als begeisterter Prediger der Menschenrechte aufgetreten, darüber in Untersuchung gerathen und dann als Staatsverbrecher auf eine Festung nach Ungarn gekommen sei. Lange Jahre habe er dort in einsamem Kerker zugebracht und müsse die größten Qualen des Körpers und der Seele ausgestanden haben,

denn als er endlich, man wisse nicht auf welche hohe Fürsprache, in Freiheit gesetzt worden, sei er als ein abgelebter und gebrochener Mann wieder erschienen, unkenntlich für seine Freunde, mißtrauisch und verzagt, erschreckt von jeder Anrede, und gleichsam noch jetzt in elender Gefangenschaft fortlebend; denn er habe schwören müssen, von allem, was mit ihm vorgegangen, nicht das Geringste zu sagen; dieses Versprechen aber quäle ihn immerfort, denn obwohl er das Schweigen selbst sei, so fürchte er doch stets, er möchte etwas gesagt haben, und zittere, man werde ihn wieder in den Kerker sperren. Dabei versicherte man unzweifelhaft zu wissen, daß er vollkommen noch eben so denke wie vorher, daß er die frühsten Ueberzeugungen heilig bewahre, und allen Trost und alle Hoffnung in ihnen habe, daß aber grade dies Bewußtsein ihm auch stets die Furcht erneuere, in neue Strafe zu fallen. Ich wagte ihn anzureden, aber meine gleichgültige Frage wegen eines vor uns liegenden Buches erschreckte ihn. Der Buchhändler wollte ihn beruhigen und sagte lächelnd: „O, Herr Abbé, mit diesem Herrn können Sie ohne Scheu alles reden!" Der Unglückliche sah mich prüfend an, sagte aber nur: „Ja, ja, das glaub' ich wohl!" nahm seinen Hut und Stock und ging zur Thür hinaus, indem er unwillkürliche Thränen aus den Augen wischte. Ein tragisches Wahrzeichen des dunkeln willkürlichen Gewaltverfahrens einer Zeit, die wir weit hinter uns glaubten, und die uns noch so nahe stand, ja deren Wiederkehr noch stets möglich war!

Einige Hoffnung, daß Rahel im Sommer nach Töplitz kommen werde, erheiterte mir den Blick in die

Zukunft, und meine Sorge war nun, alles so einzurichten, daß ich dort wenigstens auf einige Zeit mit ihr zusammenlebte. Diese Hoffnung verstärkte und minderte sich abwechselnd, alle Vorsätze waren noch von Bedingungen abhängig, und in die große Ungewißheit schossen immer neue Fäden ein, welche zu neuen Anknüpfungen dienen mußten. Marwitz war auf Urlaub in Berlin gewesen und sollte mir mündliche Nachrichten bringen; doch bevor er noch ankam, erfuhr ich von dem Major Karl von Nostitz, dessen Bekanntschaft ich eben gemacht hatte, daß aus Berlin die Schauspielerin Friederike Bethmann in Prag eingetroffen sei und für mich einen Brief habe, ohne Zweifel von Rahel. Ich eilte sogleich in den Gasthof, und Brief und Erzählungen, dabei die Gegenwart von Nostiz und andern Preußen, gaben mir die Täuschung, ich sei in Berlin, und auch Rahel könnte jeden Augenblick ins Zimmer treten! Allein der Inhalt des Briefes war leider nicht ermuthigend, widrige Umstände hielten den Reiseplan noch ungewiß. Für mich hatten inzwischen neue Dinge sich aufgethan, denen ich mich nicht entziehen konnte; es galt nun, aus Hemmnissen und Strömungen geschickterweise den für die eignen Vorhaben möglichen Gewinn zu ziehen. Wo jedoch nirgends ein fester Punkt war, wo alles unsicher schwankte, und immer noch neue unvorhergesehene Momente hinzukamen, da konnte keine Folge sich bilden, da brachte jeder nächste Augenblick sein eignes Gesetz. Es war eine unselige Spannung, ein kummervolles Bemühen.

Die neuen Dinge, welche sich mir in Aussicht gestellt, bestanden in Folgendem. Die Verhältnisse des

Hauses Bentheim lagen in einer langwierigen Krise; aus mancherlei Widersprüchen hatte sich ein sonderbares Einstweilen zusammengesetzt. Der regierende Graf lebte in Paris noch im Ansehn eines selbstständigen Herrn; das zum Großherzogthum Berg geschlagne Land verwaltete der Erbgraf, die jüngern Brüder dienten in Oesterreich und Dänemark. Mein Oberst bedurfte wegen dringender Angelegenheiten einer vertraulichen Vereinbarung mit dem Erbgrafen, aber aus vielen Gründen schien es nicht angemessen, daß er persönlich die Heimath besuchte, und den Widerspruch der gewählten Dienste mit den aufgedrungenen Verhältnissen auffallend vor Augen stellte. Er wünschte daher mich als Vertrauten und Bevollmächtigten nach Steinfurt abzusenden, und der Vorschlag mußte mir genehm, ja insofern erwünscht sein, als auch andre wesentliche Zwecke sich mit der Reise von selbst verbanden. Aus dem nördlichen Deutschland über die dortigen Zustände und Stimmungen durch einen Augenzeugen sichre Kunde einzuziehen, war für allgemeine und persönliche Zwecke von besonderem Werth. Der Kurfürst von Hessen betheiligte sich dabei; der Kommandirende in Böhmen, General Graf von Kolowrat, gab seine Genehmigung. Ich sollte mit einem bürgerlichen Passe als Doktor reisen, möglichst geheim, und auf eigne Gefahr. Uebrigens war doch keineswegs die Meinung, mich ernstlichen Verlegenheiten bloßzustellen; ich sollte meine Uniform mitnehmen, um nöthigenfalls aus dem Inkognito frei hervortreten zu können. Das Mißliche schreckte mich nicht, die Gefahr reizte mich, und nöthigenfalls stand mir mehr als Ein sichrer Anhalt auf diesen Wegen zu Gebot. Aber die Ausführung der Sache fand unwill-

kommne Zögerungen, und ich verlebte eine Reihe peinlicher Tage voll Ungeduld und Sorge.

Madame Bethmann gab inzwischen Gastrollen auf der Prager Bühne und ärntete, wie zu erwarten stand, den größten Beifall. Ein besondres Ereigniß nahm dabei die Theilnahme der Prager auf's lebhafteste in Anspruch. Nahe bei Prag wohnte zurückgezogen, aber allgemein gekannt, der ehemalige Schauspieler Czechtitzky, der einst, durch Gestalt, Talent, Geschicklichkeit im Billard und ungeheuern Erfolg im Kartenspiel, sich zu einer berühmten und beneideten Persönlichkeit emporgeschwungen hatte. Seine blühendste Zeit war in Berlin, dort hatte er mit Friederike Unzelmann,[1] der nunmehrigen Madame Bethmann, in jugendlichen Rollen geglänzt, und die Leidenschaften, die er gespielt, auch in der Wirklichkeit empfunden; er wollte das Andenken jener glücklichen Zeit erneuern, und jetzt in Prag um der alten Geliebten willen die Bühne nochmals betreten, der er seit vielen Jahren entsagt hatte; der kluge Schauspielunternehmer Liebich sah ein, welchen Vortheil seine Kasse davon ziehen müßte, und wußte von dem Oberstburggrafen die Erlaubniß zu dem Unerhörten auszuwirken, daß ein bürgerlicher Freiwilliger auf den Brettern erschiene. So sah ich Madame Bethmann die Gräfin Orsina meisterhaft und Czechtitzky neben ihr den Odoardo sehr wunderlich spielen, aber bei dem für ihn günstig gestimmten Publikum mit dem größten Erfolg. Die Zerstreuungen, welche mir durch die Anwesenheit des Berliner Gastes, durch den schnell vertraulich gewordnen Umgang mit Nostitz, und durch andre Anregungen zu Theil wurden, hörten indeß bald wieder auf;

Madame Bethmann ließ eine Tochter beim Prager Theater, und reiste nach Wien, Nostitz wurde durch eine Stafette schleunigst nach Merseburg gerufen, wo sein Vater vom Schlage getroffen im Sterben lag.

Kerner schrieb mir aus Wien, daß er endlich Meyern's Bekanntschaft gemacht habe, und nur wünschte, ihn seinem Bruder und dessen Freunde, dem General von Theobald zuführen zu können, er sei ganz für sie geschaffen, sie seien ganz so wie er, sprächen fast Gleiches; ein merkwürdiges Zeugniß für damalige würtembergische Oberoffiziere, das zu Ehren des deutschen Geistes aufbewahrt zu werden verdient! Von Friedrich Schlegel schrieb er, derselbe habe was recht Mattes auf die Hochzeit gedichtet, ein Karmen; dem Stoll hingegen habe der Hunger ein Lied auf Napoleon eingegeben, das er prächtig habe in Großfolio abschreiben lassen, und mit dem er nun wie mit einer Balancirstange die Straßen durchirre. Dieses Gedicht führte ihn späterhin nach Paris; Napoleons Leibarzt Corvisart, der für den Namen Stoll die größte Verehrung hegte, gab das Blatt dem Kaiser, und erlangte für den Dichter ein Geschenk von dreitausend Franken. Aber weder dies Geld noch Corvisart's fortgesetztes Bemühen konnten hier gründlich helfen, Stoll verarmte und verfiel schnell wieder, und trat verzweifelt die Rückreise an. Mitten im Winter, in dünner zerrissener Kleidung, halbverhungert, trat er eines Abends bei Kerner ein, der inzwischen in Schwaben an einem kleinen Orte sich als Arzt niedergelassen hatte; dieser half ihm nach Kräften, und er gelangte wieder nach Wien, wohin er jedoch in Folge der großen Entbehrungen und Leiden, die er auf der schrecklichen Winter-

reise erfahren, den Keim der Krankheit schon mitbrachte, an der er bald nachher starb.

Die vielfachen Gemüthsbewegungen, das Frühjahr und die geringe Achtsamkeit, die ich auf mich selbst hatte, brachten auch mir einige Krankheitsanfälle, denen ich vergebens trotzen wollte. Eben war jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt und für meine ersehnte Abreise alles bereit, da mußt' ich mich niederlegen. Ich hatte von der Verzögerung wenigstens die Annehmlichkeit, noch in Prag die Nachricht zu empfangen, daß der Theresienorden durch Ausspruch des Ordenskapitels dem Obersten zuerkannt worden, und dann unerwartet noch am letzten Tage von Marwitz besucht zu werden, der von Berlin Aufträge und Mittheilungen in Fülle für mich hatte. Ich schöpfte manche Hoffnung aus seinen Berichten, aber auch manche Unruhe. Zu meiner Reise wünschte er mir Glück, er meinte, sie müsse die besten Ergebnisse haben.

Am 11. April verließ ich Prag und kam ohne Gefährde nach Dresden, wo ich mich diesmal wenig aufhielt. Der Major von Bose, auf den ich durch Nostitz angewiesen war, befand sich nicht in der Stadt, mit dem Grafen Alexander zur Lippe hatte ich nicht viel zu unterhandeln, er war ein Mann des Gefühls, in diesem edel und zuverlässig, aber ohne politischen Betrieb. Ganz andre Anknüpfungen fand ich in Leipzig. Hier war ein Mittelpunkt, wo Nachrichten und Menschen zusammenströmten, und hier bestand auch, nicht ohne Gefahr vor

der wachsamen, den Franzosen ergebnen sächsischen Polizei, ein kleiner Verein thätiger Deutschgesinnten, der in den Meßzeiten gewöhnlich zu bedeutender Versammlung anschwoll. In Halle sah ich Steffens wieder, den wackern Prediger Blanc und einige Andre. Mir wurde hier manches vertraut, ich konnte meinerseits vieles mittheilen; mir wurde klar, daß der Hauptort aller vaterländischen Gemeinschaft doch Berlin sei, und ich kämpfte lange mit mir, ob ich nicht einen Abstecher dorthin machen sollte, wohin schon das Herz mich zog. Ich unterließ es, nach schwerer Ueberlegung, weil es mich von meinem Wege zu weit abgeführt und meinen nächsten Zweck doch gefährdet hätte.

Da ich sehr langsam reiste, so kam ich erst am 24. April nach Kassel. Das üppige, schamlose Treiben am westphälischen Hofe war im vollen Schwange, theils vor Augen sichtbar, theils aus aller Leute Mund zu hören. Mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, denen auch der Haß noch Gerechtigkeit widerfahren ließ, war hier das schlechteste französische Gesindel zusammengeflossen und suchte mit allen Mitteln sich geltend zu machen, sich emporzuarbeiten. An niedrigem deutschen Pack fehlte es eben so wenig, es erschien noch widriger und verächtlicher, weil es den Fremden sich unterordnete, in ihrer Sprache, in ihren Manieren sich bewegte. Ich sah und hörte Mittags an der Wirthstafel und Abends im Theater von Deutschen solche Gemeinheiten, daß auch die Franzosen ihren Widerwillen nicht verhehlten. Leute, die ich in Hamburg und Berlin als wüthende Franzosenhasser gekannt, fand ich in glänzender westphälischer Uniform oder in ergiebigen Hofgeschäften wieder, und Einer wagte sogar, den west-

phälischen Staat als einen zum Heil Deutschlands gedeihenden zu preisen, nach dessen Verfassung andre Länder sich billig sehnen müßten! Aber auch an treuen Hessen, Braunschweigern, Magdeburgern fehlte es nicht, die den aufgedrungenen König mit seiner ganzen Regierung nur als eine Einquartirung ansahen, die sie noch wieder loszuwerden hofften. Besonders unter den Offizieren erhielt sich, allen entgegengesetzten Einflüssen zum Trotz, ein ehrenhafter Geist, der bei künftigen Ereignissen für die deutsche Sache wichtig werden mußte. Viele wackre Männer, welche weder vom Lande sich trennen noch sonst ein Unterkommen finden konnten, hatten das Waffenhandwerk aus Zwang und Noth ergriffen und strebten, von der politischen Lage absehend, dasselbe wenigstens durch Zucht und Tüchtigkeit emporzuhalten. Der Dörnberg'sche Ausbruch vorigen Jahres, in seiner Unreife und Vereinzelung so schmählich mißglückt, hatte gleichwohl einen tiefen Eindruck hinterlassen, und nährte mancherlei Gedanken. Ich war veranlaßt, einen englischen Agenten Jones aufzusuchen, der für einen Kaufmann aus Boston galt, und hier viele Fäden in seiner Hand hielt. Auch Genossen des sogenannten Tugendbundes hatten abwechselnd in Kassel, in Braunschweig und in Hannover ihr Zelt aufgeschlagen; da ich jedoch diesem Bunde nicht angehörte, so waren der Annäherungen nur wenige. Ueberhaupt mußt' ich eine große Absonderung und oft Entgegensetzung der verschiedenen Elemente wahrnehmen, die doch im Hasse der Fremdherrschaft verbündet sein wollten; die Zersplitterung des Vaterlandes dauerte auch in den Gesinnungen derer fort, die dasselbe einigen wollten, in Hannover war der Zusammenhang mit England

die Hauptsache, in Kassel und Braunschweig die Anhänglichkeit an die vertriebenen Landesfürsten; der Tugendbund hatte allgemeinere Ansichten, hielt aber dabei doch vorzugsweise die preußische Richtung; ein ideales Deutschthum, in welchem sich die besondern und örtlichen Interessen verlören, mußte allerdings stärker werden, je länger die Auflösung der letztern dauerte, doch diese war im Jahre 1810 noch viel zu neu, und sogar drei Jahre später hatte jenes Deutschthum nur eine noch schwache Vertretung, die gegen Macht und Ansehn der bestehenden oder sich wiederherstellenden Einzelstaaten nicht aufkam, und sich zuletzt in das Dunkel studentischer und andrer Geheimbünde zurückgedrängt sah. Damals aber galten die allgemeinsten Zwecke und Bestrebungen grade für die besten und wünschenswerthesten, und auch in Oesterreich wurde ein allgemeines deutsches Volksthum nicht ungünstig angesehen, dem man denn freilich den österreichischen Kaiser als natürliches Oberhaupt dachte.

Die einzige wirklich gute, mir Sinn und Geist erfrischende Bekanntschaft, die ich in Kassel machte, war die der beiden Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, an welche mir Steffens einen Brief mitgegeben hatte. Ihre tiefen und umfassenden Sprachstudien kündigten schon die Ueberlegenheit an, welche im Gebiete des Altdeutschen alle Vor- und Mitstreber weit überflügelt hat; ihr redlicher und treuer Sinn aber offenbarte sich in ihrem ganzen Wesen. Ich fühlte mich zu ihnen hingezogen, wenn mich ihre Schärfe auch einigermaßen verletzte. Sie waren erzürnt über Fouqué's Sigurd, den ich als Dichtung bewunderte, sie aber verwarfen, weil ihnen die großen alten Sagen darin entstellt dünkten. Ich hielt

ihnen das Ansehn Friedrich Schlegel's entgegen, der gleich mir die Fouqué'sche Arbeit preisend anerkannte, allein sie blieben bei ihrer Meinung. Auch in vielen andern Beziehungen waren wir entgegengesetzter Meinung, und da ich die meinige auch wohl heftig aussprach, so konnte es leicht geschehen, daß die beiden Brüder, indem sie mir im Ganzen den besten Eindruck machten, von mir keinen sonderlich guten erhielten, wie sie dies auch an Steffens schrieben. Wilhelm Grimm erheiterte mir die peinlichen Wartetage, die ich in Kassel zubringen mußte, noch durch Mittheilung des alten schnurrigen Büchleins Schelmuffsky, welches damals die größte Seltenheit war; mit diesem und einem kleinen Sallustius, den ich bei mir hatte, füllte ich die nicht wenigen Stunden aus, die mir nach allem äußeren Verkehr still im Gasthof übrig blieben.

Ich würde noch manches Besondere und Eigenthümliche hier mitzutheilen haben, wären meine Reiseblätter aus jener Zeit noch vorhanden; doch könnten auch sie der Erinnerung nur Anhaltspunkte liefern, denn ich hatte mir zum Gesetz gemacht, nur in aller Kürze und für mich allein verständlich das Nöthigste aufzuschreiben, besonders aber keine Namen noch überhaupt Bezeichnungen, durch welche jemand bloßgestellt oder verdächtig werden konnte; eine Vorsicht, welche von Andern damals viel zu wenig beachtet wurde, und aus deren Unterlassung viel Unheil entstanden ist! Im persönlichen Gespräch, in Angabe von Eindrücken und Gesinnungen, wie auch in Briefen, die nur mich betrafen, war ich keineswegs zurückhaltend, sondern oft überdreist, und dies mit seltnem Glück, denn niemals entstand mir oder Andern

daraus eine Unannehmlichkeit. Ich hatte auf der Fahrt durch Thüringen und Hessen der Schreibtafel ein Lied anvertraut, aber bald der Sicherheit wegen wieder ausgelöscht und nur dem Gedächtniß eingeprägt. Auf der Weiterreise von Kassel nach Paderborn und Münster fand ich auf dem Postwagen gute Gesellschaft, Leute, die ich zwar nicht näher kannte, bei denen aber ein wackrer Sinn zu erkennen war. Ein junger Gefährte besonders fiel mir im besten Sinne auf, das Gespräch mit ihm steigerte sich bald auf hohe Standpunkte vaterländischer Anschauungen. In der Freude, einen solchen Gesinnungsgenossen zu finden, sagte ich ihm mein Gedicht her, dem er und die andern Zuhörer vollen Beifall gaben. Der junge Mann war, wie ich nachher erfuhr, der Sohn eines westphälischen Präfekten, ich habe von ihm seitdem nichts weiter gehört; vielleicht lebt er noch und liest diese Zeilen, die ihm dann ein Gruß aus jener Zeit sein mögen! Das Gedicht, das fast unwillkürliche Ergebniß lebendiger Eindrücke, drückt so ganz die Stimmung jener Reise aus, daß ich die wenigen Strophen wohl hiehersetzen darf.

Im Königreich Westphalen. 1810.

Heil'ge Wälder hör' ich rauschen,
Alter Eichen Riesenbau
Trägt mit starken Aesten grüne
Zweige hoch im Himmelblau,
Busch und Gras in üpp'ger Fülle
Nähren treu das scheue Wild,
Aus dem schwankenden Gezweige
Munt'rer Vogelsang erquillt.

Dunkle Fluthen wogen leise
In dem hellen Wiesenbach,
Und die Sehnsuchtsblicke folgen
Ihrem Laufe brünstig nach;
Ach, sie fliehn von Bergeshöhen,
Wo die Freiheit nicht mehr weilt,
Bis im Meere freudig wieder
Freie Fluthen sie ereilt.

Gold'nes Feld dort steht im Glanze
Sommerlichen Morgenscheins,
Weit am Fuß der grünen Hügel,
Wo die Quelle rinnt des Weins;
Edler Fleiß und treue Pflege
Haben rings das Land bestellt,
Doch des Jahres bester Segen
Stets in Räuberhände fällt!

O geliebtes Land, umfassen
Möcht' ich mit den Armen dich!
An die heiße Brust dich drücken,
Küssen mit den Lippen dich!
Herz der Treue, Mund der Lieder,
Geistesauge, Arm der Kraft,
Hand der Kunst und Stirn des Denkens,
Mutterbrust der Wissenschaft!

Und in dieses Landes Mitte
Schallet stets ein fremder Ton,
Ruft der trauten Mutterrede
Des geliebten Landes Hohn?
Darf, wo deutsche Wälder rauschen,
Unsre stolzen Fluthen gehn,
Unsres Fleißes Aehren wogen,
Fremdes Herrscherwort ergehn?

Schnöde Schaar nichtswürd'ger Fremden,
Uns gesandt von blut'ger Hand,
Flog, ein wildes Raubgevögel,
In das unbewachte Land,
Schlug mit scharfen Adlerklauen,
Mit den gier'gen Schnäbeln fest
In die heil'gen Waldeswipfel
Gift'ger Brut ein üppig Nest!

Doch, o frevelndes Gezüchte!
Schon bist du nicht sicher mehr;
Bald ersteht uns der Befreier
Sieggekröntes Heldenheer!
Und du wirst des Feldes Dünger,
Und du wirst der Wellen Spiel,
Und du wirst das Wild des Waldes,
Jedes Pfeils erwünschtes Ziel!

In Paderborn und Münster hielt ich mich nur wenig auf. Wegen des letztern Ortes war ich gewarnt worden, die französische Polizei sollte dort besonders eifrige Diener zählen. Doch bei den neuen Verhältnissen zwischen Frankreich und Oesterreich war ein Reisender aus Böhmen schon weniger ein Gegenstand des Mißtrauens. Die Westphalen, besonders die katholischen, dienten von alter Zeit her zahlreich im österreichischen Heere, und mehrere kamen jetzt, die günstigen Umstände benutzend, mit Urlaub in die Heimath ihre Verwandten zu besuchen. Sie erfuhren keinerlei Anfechtung, die Behörden schwiegen, und die Einwohner bezeigten ihnen die lebhafteste Anerkennung; ich sah in Münster österreichische

Offiziere in Uniform über die Straße gehen mit großem Gefolge von Antheilvollen und Neugierigen, die Franzosen konnten schicklicherweise dawider nicht einschreiten, die Beeiferung für einen Krieger des Schwiegervaters des Kaisers mußte mit als Beeiferung für diesen gelten, ja wurde bei vielen französischen Angestellten sogleich ein Ziel der kriechendsten Augendienerei.

Aller Spannung aber zwischen Fremden und Deutschen fühlt' ich mich auf der Stelle frei, als ich in Steinfurt angekommen war. Hier war kein Franzose, keine französische Behörde; einer der reichsten und angesehensten Einwohner, Doktor Houth, war als Maire eingesetzt, aber der wohlmeinende Mann übte sein Amt sehr bescheiden, und weit entfernt, als Ortsobrigkeit sich über die gräfliche Familie zu erheben, unterwarf er sein Ansehn dem ihrigen und verehrte in ihr die rechtmäßige Landesherrschaft. Aehnlichen Sinnes waren mehr oder minder alle Einwohner, und bei dem stillen Leben und den wenigen Verbindungen dieser Gegend fand man sich in der kleinen Stadt fast außer dem Bereiche der politischen Einflüsse, man lebte in patriarchalischer Abgeschiedenheit, konnte hier viel thun und treiben, ehe davon eine Kunde nach außen drang. Nachdem ich auf dem Schlosse meine Briefschaften überreicht und mich noch sonst gehörig beglaubigt hatte, verschwand sogleich aller lästige Zwang; man ermunterte mich sogar, mein Inkognito zu verlassen und am Sonntage bei Tafel in meiner österreichischen Uniform zu erscheinen, zum großen Vergnügen der Familie und der Gäste aus der Stadt, denen der Kaiserliche Doppeladler noch eine besondre Ehrerbietung einflößte.

Meine Aufträge gingen zunächst an den Erbgrafen Alexis. Einfach und verständig, die Weltbewegungen mit hellem Sinn und in dem Lichte der neuern Zeit betrachtend, führte er die Verwaltung mit bestem Erfolg, und stand durch biedre Rechtschaffenheit und leutselige Güte in allgemeiner Achtung; für die jüngern Geschwister sorgte er mit mehr als brüderlicher, mit väterlicher Liebe. Die Mutter, eine geborne Herzogin von Holstein-Glücksburg, vereinigte mit dem lebhaften Bewußtsein ihres Ranges ein menschenfreundliches Wohlwollen und eine muntere Regsamkeit, wodurch ihre Gegenwart auch den jüngern Personen lieb und werth wurde. Zwei Töchter, die Gräfinnen Charlotte und Sophie, ausgezeichnet durch Bildung, Herzensgüte, Schönheit und Talente, waren noch unverheirathet zu Hause. Eine edlere, liebenswürdigere, im schönsten Sinne deutschere Familie konnte man nicht sehen. Der Aufenthalt war reizend durch die herrlichen Gartenanlagen, Bagno genannt, die man im schönsten Frühlingswetter genoß. Leider durfte hier mein Verweilen nur kurz sein; die Geschäfte waren schnell erledigt, und nur mit geringem Erfolg. Der Erbgraf erläuterte mir ohne Rückhalt die ganze Lage der Dinge, und verwies die Hauptsache an die Entscheidung des Vaters, die aber schriftlich, meinte er, kaum zu erlangen sein würde. Indeß gab er zu erwägen, ob unter den jetzt so günstig erscheinenden Umständen, da der Vater selbst neue Hoffnungen auf die österreichische Verbindung setzte, es nicht thunlich sein möchte, daß der Oberst nach Paris reiste und dort sowohl seine eignen Anliegen als die des Hauses persönlich zu fördern suchte.

Ich trat am 4. Mai die Rückreise an. Ich mußte in Kassel abermals mehrere Tage verweilen. Der Engländer Jones wünschte mir Briefe und Nachrichten mitzugeben, die er täglich von Helgoland erwartete, und die für die Freunde in Böhmen sehr wichtig sein sollten. Ihr Ausbleiben machte mich ungeduldig, aber schmerzlich war es mir, kein Blatt von Rahel vorzufinden, da die persönlichen Entscheidungen, welchen ich nun entgegenreiste, wesentlich durch die Nachrichten bedingt werden sollten, die ich von ihr erwartete. Da meine täglich wiederholte Nachfrage, sowohl bei Jones als auf der Post, immer vergeblich blieb, so durft' ich nicht längere Zeit aufwenden, sondern setzte meine Reise nach Halle fort.

Daß ich auch hier keine Briefe fand, beunruhigte mich auf's höchste; der nächste Gedanke war damals in solchem Falle nicht bloß Verzögerung oder Verschleppung, sondern auch Veruntreuung auf der Post, weil die polizeilichen Spürer hier überall eingriffen, und nicht selten solche Briefe, die ihnen nutzlos Mühe gemacht, ohne weiters bei Seite warfen. Ich verweilte ein paar Tage, und diese waren erfüllt genug. Die Gesinnungen und Thätigkeiten, welche sich um Steffens hier vereinigten, und von welchen er in seinen Denkwürdigkeiten umständlich berichtet, belebten mir den verödeten Ort, den ich nicht ohne die tiefste Wehmuth in seinen Trümmern betrachten konnte, denn die jetzt westphälische Universität, wie sie kümmerlich fortbestand, erschien wie Trümmer gegen das blühendkräftige Leben, das sie als preußische gehabt. Steffens allein war hier von den Männern noch übrig, die uns Jüngeren einst hier Anziehung und Freude gewesen waren; an der Universität stand er ganz ver-

einzelt und gehörte nur wie ein Missionär hieher, der im fremden Land und in bedenklichen Verhältnissen zurückgelassen worden, nicht seines Wohles wegen, sondern um hoher Zwecke willen. Wie das feurigste Naturell, hatte er auch die ruhigste Besonnenheit, das klarste Urtheil, woran seine Gefährten es nicht selten fehlen ließen. Einer seiner Lieblinge, der Freiherr Werner von Haxthausen, ein junger Mann von ernster Gesinnung und früher Gewandtheit, den ich hier kennen lernte, setzte im Anfall studentischer Laune oft mehr als das eigne Geschick auf's Spiel, und ein junger Norweger Ström und ich, während wir zusammen durch die Straßen wandelten, hatten oft Mühe, seinen nutzlosen Uebermuth zu bändigen. Als ein Muster entschlossener Tüchtigkeit stand Blanc da, mit Steffens in völliger Einigung. Unsre Gesellschaft mehrte sich unerwartet durch die Ankunft des Kammergerichtsrathes Eichhorn, so wie des Regierungsraths Schede und seiner Schwester. Die alten Berliner Freunde wiederzusehen, mit ihnen so vieles Vorgefallene zu besprechen, war mir ein hoher Genuß; unglücklicherweise wußten sie von Rahel und deren Vorsätzen nichts, nicht einmal ob sie noch in Berlin weile. Die Geschwister Schede waren übrigens von eignen Anliegen ganz erfüllt, und hatten in diesem Augenblicke wenig Sinn für fremde; mir wurde vertraut, der Zweck der Reise sei für den Bruder eine Brautschau, der Name der Braut aber traf mich im Innersten, denn ich wußte das treffliche Mädchen schon von anderer Seite geliebt und zur Gattin gewünscht, und gedachte sogleich des Eindrucks, den in der Ferne die Nachricht ihrer Verlobung machen würde;

zwar der Freund, für den ich fürchtete, hatte im Grunde wenig Anspruch und wußte sich zu fassen, ein andrer aber, wirklich getroffen in seiner tiefsten Neigung und Zuversicht, bestätigte durch sein frühes Hinscheiden den Ernst seiner Empfindungen. Die frische Gegenwart jedoch drängte die trüben Vorstellungen leicht zurück, und wir verlebten die paar Tage nach unsrer Weise recht vergnügt. Der Kapellmeister Reichardt hauste nun wieder in Gibichenstein, wohin er sich nach der kurzen Anstellung in Kassel zurückgezogen hatte, und war wie früher in seinen Gartenanlagen und Pflanzungen beschäftigt; vor drei Jahren noch gingen wir hier in so ganz andern Verhältnissen und Stimmungen umher; ich sah das alles nun wieder, als wenn ein klassischer Boden mich an uralte Vorzeit erinnerte!

Schede's wollten nach rasch entschiednem Erfolg ihrer Sache die Rückreise über Leipzig nehmen, und wir verabredeten die Fahrt dahin gemeinschaftlich. Schon war ein Kutscher bestellt, das Gepäck fertig, und wir nahmen Abschied, um des andern Morgens abzureisen, da drang Harthausen heftig in uns ein, das sei treulos, ein so frühes Scheiden habe er nicht ahnden können, er lasse uns nicht so fort, wir müßten noch den folgenden Tag bleiben und Abends auf dem Jägerberge seine Gäste sein. Wir ließen uns endlich bereden und gaben nach, beruhigten den Kutscher, packten das Nöthigste wieder aus und brachten den Tag in Spaziergängen hin. Wir besuchten auch den Konditor Schelling wieder, und hatten unsern Scherz mit dem Musterbilde aller Philister; als er gefragt wurde, wie es denn beim Durchzuge der Truppen des Herzogs von Braunschweig-Oels gewesen,

ob er nicht Furcht gehabt? antwortete er ganz unschuldig: „O das war der glücklichste Tag für Halle, den ganzen Tag ist mein Laden nicht leer geworden von Offizieren, die alle in baarem Gelde bezahlt haben!“ Harthausen war unerschöpflich in Laune und Verwegenheit; wir tauschten die sprechendsten Züge der Zeit wetteifernd gegen einander aus, Geschichten aus dem Krieg, aus den Zuständen Berlins, Westphalens, Sachsens; Schleiermacher's tiefwitziger Spruch, der Pabst werde bald der einzige Protestant sein, wurde nicht vergessen; Steffens war eine reiche Quelle blitzender Bemerkungen und muntrer Anregungen. So verging der Tag auf's beste. Am andern Morgen, als uns denn doch fast reute, die Abreise verschoben zu haben, kam der Kellner und meldete, Herr von Harthausen sei früh dagewesen, habe aber, da wir noch schliefen, uns nicht wecken wollen, er lasse sich entschuldigen, daß er die Einladung absagen müsse, er habe sich im Tage geirrt und vergessen, daß er schon früher eine Fahrt nach Leipzig verabredet, und wirklich sei er mit dem Präfekten vor ein paar Stunden schon abgereist. Wir waren nicht wenig aufgebracht, so geäfft zu sein; doch meinen Zorn entwaffnete plötzlich die Dialektik eines der Mitgeäfften, der mit freundlichem Lächeln einwandte: „Sie können daraus sehen, wie lieb und werth wir ihm müssen gewesen sein, daß er unsertwegen alle seine frühern Verabredungen vergessen konnte!“ Diese Art, aus dem Schlimmen das Gute hervorzukehren, gefiel mir außerordentlich, und um dieses Ausspruchs willen schätzte ich den Mann seitdem nur desto höher, als darin wirklich eine ganze Richtung heitrer und gedeihlicher Lebensansichten angedeutet ist.

In Merseburg traf ich Nostitz, der seinen Vater verloren und eine Erbschaft angetreten hatte, deren Betrag er möglichst gering anzugeben und eiligst nach Böhmen zu schaffen wünschte. Als einer der unruhigsten, herzhaftesten und klügsten Betreiber jener Zeit, war er nicht wenig gespannt auf die Nachrichten, die ich mitbrachte, schüttelte aber sehr den Kopf, und meinte, es werde nun für lange Zeit nichts zu thun sein, denn England habe den Blick von Deutschland abgewendet und richte alle Kräfte, wie auch recht, nach Spanien und Portugal, ohne fremden Beistand aber könne Norddeutschland auch bei der größten Anstrengung nichts unternehmen; auch wollte er in diesen Sachen nur mit Militairpersonen zu thun haben, als welche allein wüßten worauf es ankomme, und auf die allein man im Handeln sich verlassen könne, von Professoren, Kaufleuten und andern Bürgern wollte er nichts hören, und sich noch weniger mit ihnen einlassen. Ich sah hierin ein neues trauriges Beispiel der Trennung und Zersplitterung, in welcher die deutschen Kräfte von jeher einander nur lähmen oder doch fremd bleiben!

Als wir in Leipzig mit Haxthausen wieder zusammentrafen, stellte sich alsbald das frühere Behagen her, indem er mit einer heftigen Anklage auftrat, behauptend er sei Varnhagen, und mir, der ich Haxthausen sein sollte, seine Vertheidigung überwies; dieses Spiel, zu welchem auch noch Ström sich gesellte, so daß jeden Augenblick die Rollen wechselten, gab zu den beißendsten Ausfällen Gelegenheit und wandelte alles noch übrige böse Blut in Humor um, das in andrer Weise leicht neuen Verdruß und Schaden hätte erzeugen können.

Uebrigens dauerte die Messe noch und Leipzig war durch den Zusammenfluß vieler Fremden sehr belebt. Ich erging mich mit Hamburger und Berliner Freunden, besuchte den Doktor Adolph Wagner und Jean Paul Richter's Schwägerin die Hofräthin Spazier, traf unvermuthet den Major von Welk, den ich von Nennhausen her kannte, und wurde durch ihn dem Herzoge von Sachsen-Weimar vorgestellt, der kaum vernahm, daß ich in österreichischen Diensten sei, als er gleich in vertraulicher Weise die Kriegsereignisse zu besprechen begann. Auch er, obgleich er die entgegengesetzten Wünsche gar nicht verläugnete, hielt die Herrschaft der Franzosen nun auf geraume Zeit gesichert, und meinte, so günstige Aussichten, wie die deutsche Sache im letzten Kriege gehabt, dürften so bald nicht wiederkehren. Sehr verbreitet war übrigens das Gerücht, daß Oesterreich sich zum Kriege gegen die Türken rüste, dort liege, hieß es, die Entschädigung, welche Napoleon ihm für den durch ihn erlittenen Verlust anweise! Diese Aussichten waren sehr niederschlagend; wer nicht auf jede Bedingung und gleichviel für welche Zwecke das Kriegshandwerk treiben wollte, mußte auf neue Stätten denken, wo nicht des Bleibens, doch des Abwartens. Der edle Herzog, als Rheinbundfürst genöthigt seine Truppenschaar mit den Franzosen gegen die Spanier ziehen zu lassen, hatte noch kürzlich, wie ich wußte, ehmaligen preußischen Offizieren die Mittel verschafft, zu den Engländern nach Spanien zu gelangen, und diese Zuflucht schien so zweckmäßig als ehrenvoll. Aber die Wege waren jetzt sorgfältig versperrt, und um das Abentheuer zu unternehmen, bedurfte es größerer Summen, als mir und allen Freunden ver-

fügbar waren. Mit dem Buchhändler Besser aus Hamburg hatte ich lebhafte Unterredungen, sein Geschäftsverbündeter Friedrich Perthes hatte die neue Zeitschrift „Vaterländisches Museum" angekündigt, und das erste Heft war im Druck; ich sollte Beiträge dazu liefern, allein was ich hätte geben können, war zu stark, und für das was ich zu sagen hatte, verstand ich den litterarischen Schleier nicht zu weben, der hier Bedingung war. So von allen Seiten aufgeregt und abgestoßen, durch das Allgemeine verstimmt, für mich selbst den unsichersten Schwankungen überliefert, sagt' ich den Freunden ein trauriges Lebewohl, und zog meinen Weg fürder.

Mit dem Grafen zur Lippe und dem Mahler Meier aus Rathenau verbracht' ich die kurze Zeit, die ich wieder in Dresden aufgehalten wurde. Ich gelangte dann ohne Gefährde nach Böhmen, wo mir unterwegs noch die Gelegenheit wurde einem ehemaligen preußischen Offizier förderlich zu sein, und war am 26. Mai glücklich wieder in Prag.

Ich fand keine Briefe, und meine Bestürzung und Unruhe deßhalb wurden um so peinlicher, als die zerrütteten und ängstlichen Verhältnisse durch meine mitgebrachten Nachrichten nicht gebessert waren, sondern zu neuen Entschlüssen drängten, für welche mir Richtung und Boden fehlte. Mein Oberst fühlte die Nothwendigkeit, nach Paris zu reisen, um seine Angelegenheiten seinem Vater mündlich vorzutragen, doch hatte dies Unternehmen mannigfache Bedenklichkeiten. Während

diese überlegt wurden, ergab sich mir der Anlaß eines Ausfluges auf das Land zu dem Fürsten Ferdinand von Kinsky, der in Budenitz ein schönes Schloß bewohnte. Der liebenswürdige Fürst hatte keine Vorstellung von Geschäftseile, er wollte vor allem den Gast durch ländliche Vergnügungen erfreuen, es gab allerlei zu besehen, zu genießen, eine Fahrt nach dem ihm gehörigen Badort Mscheno wurde unternommen, noch andre Gäste fanden sich ein, die anmuthigste Damengesellschaft war um die schöne, feine Fürstin versammelt. Nur mit Mühe konnt' ich diesem Aufenthalte mich wieder entwinden, ganz als Nebensache wurde noch im letzten Augenblicke der eigentliche Zweck meiner Sendung mit vollem Erfolg abgethan.

Doch hatte ich ein paar Tage hier, wie ich meines Sinnes die Zeit rechnete, so gut wie verloren, und als ich nach Prag zurückkam, hörte ich, Madame Bethmann habe auf der Durchreise von Wien nach Berlin sehr bedauert mich nicht zu finden. Ich war also wiederum einzig auf die Post verwiesen, die nur Unsicherheit und Verzögerung bot, für mich seit längerer Zeit gar nichts mehr brachte! Mittlerweile hatte sich Nostitz wieder in Prag eingestellt und wurde der Vertraute meiner Unruhe, meiner Verlegenheit; die Hauptfrage, ob ich den Obersten nach Paris begleiten sollte, wurde weitläufig zwischen uns verhandelt, Nostitz verneinte sie mit vielen Gründen und bot mir wiederholt, und als er zu seinem Standort Pardubitz wieder zurückgekehrt war, auch schriftlich eine lockende Zufluchtstätte bei sich an, falls ich durch Ungewißheit und Aufschub längere Zeiten des Abwartens bestehen müßte. Ich nahm das Anerbieten

dankbar an, doch nur für den schlimmsten Fall, und theilte es in diesem Sinn auch nach Berlin mit. Endlich kam von dorther ein Brief, aber keiner, der ein schliesßliches Ergebniß fassen ließ, alles stand unsicher, von Bedingungen abhängig, die noch zweifelhaft blieben. Einige Briefe waren nicht angekommen, das war klar, ihr Inhalt ergänzte vielleicht das Lückenhafte der vorliegenden, aber ihn zu errathen war unmöglich. Wie im Fieber setzt'. ich mich hin und schrieb aufs neue, die drängende Lage der Dinge scharf darlegend, aber schon verzweifelnd an der Kürze der Zeit, die nicht mehr gestatten würde, eine Antwort abzuwarten. Absichtlich verzögerte ich den Obersten, der mir die Entscheidung großmüthig anheimgestellt hatte, ihn zu begleiten, wie er sehr wünschte, oder während des Sommers Urlaub zu nehmen und später mit ihm zugleich wieder beim Regiment einzutreffen. Welch beklommene Tage und brennende Nächte erlebt' ich in solcher Unschlüssigkeit! Jedoch die Zeit drängte, und der Tag der Wahl erschien, ich faßte in heißer Seele nochmals die Widersprüche prüfend zusammen, und entschied für die Mitreise. Noch am letzten Tage kam ein Brief, der mich zum Bleiben aufforderte, aber noch keine Antwort auf meinen letzten, noch vieles ungewiß lassend, und überhaupt auch schon zu spät, ich konnte nicht zurücktreten, alle Anstalten waren getroffen, und der 9. Juni fand uns schon auf der Reise nach Wien.

Hier mußte zuvörderst der Urlaub zur Reise nach Frankreich erbeten werden. Für den Grafen zu Bentheim hatte das keine Schwierigkeit, der Kaiser wollte sogar der Privatreise das günstige Ansehn einer Sen-

dung gönnen, indem er ein Schreiben an seine Tochter die Kaiserin Marie Louise dem Obersten mitzugeben versprach. Unerwartet aber zeigten sich Schwierigkeiten für mich, sobald zur Sprache kam, daß ich in Düsseldorf geboren sei. Die Franzosen trieben ihre sinnlose Anmaßung so weit, daß sie alle Personen, die in den jetzt dem französischen Reiche zugezählten Ländern, wenn auch lange vor Napoleons Zeiten, geboren waren, als französische Unterthanen ansahen, und manche österreichische Offiziere hatten dieserhalb, wenn sie ihre Heimath besuchten, ernstliche Ungelegenheiten erfahren. Der Hofkriegsrath, um solche ärgerliche Verwicklungen zu vermeiden, hatte beschlossen, den Offizieren, welche dergleichen zu befürchten gaben, keinen Urlaub mehr nach französischen Ländern zu ertheilen. Der General Graf von Bellegarde, mit welchem ich deßhalb ausführlich zu sprechen hatte, setzte mir diese Verhältnisse freundlich auseinander, und ließ sich dabei in viele Betrachtungen ein, die von seiner Seite den besten Willen und ein großes Zutrauen darlegten. Schon nahm ich es für eine Fügung des Geschickes, die mich aus der Strömung, welche mich schon ergriffen hatte, doch noch herausziehen und mich der Richtung meiner Herzenswünsche übergeben wollte. Jedoch Bentheim war nicht der Mann, sich durch eine Schwierigkeit dieser Art abschrecken zu lassen; er versicherte, das Hinderniß werde sich beseitigen, er wolle schon die Sache durchsetzen.

Inzwischen hatte ich in Wien einige Tage freier Muße, und benutzte sie zu pflichtgemäßen Besuchen und nöthigen Anordnungen. Mitten in diesem sehr prosaischen Thun überraschte eine romantische Ansprache. Otto

Heinrich Graf von Löben, der bei Friedrich von Schlegel meine Anwesenheit erfahren, besuchte mich voll Eifers und wandte mir blindlings die überschwänglichste poetische Neigung zu. Wir machten ja beiderseits Sonette, erkannten im Norden Fouqué, im Süden Uhland und Kerner als vorleuchtende Genossen an, so mußten wir unfehlbar als Verbrüderte einander ans Herz drücken! Löben war ein zarter, edler Jüngling, kaum ein Jahr jünger als ich, ein liebevolles weiches Gemüth, ein schönes leicht flüssiges Talent, er schwelgte in hohen, innigen Gefühlen, in heftigen dichterischen Sehnsuchten, meist ohne festen Gegenstand, aber nur desto unruhiger und schmerzlicher griff er nach allem, was ihm einen Augenblick einreden konnte, seinem poetischen Wesen zu entsprechen oder mit ihm zu verschwimmen. In der Lausitz, woher er gebürtig war, hatte ein Kreis bewundernder Stiftsdamen ihn frühzeitig gehegt und geliebt, in Heidelberg, wo er seine Studien gemacht, eine Schaar schwärmerischer Freunde ihn vergöttert. Als an letzterm Orte sein erstes litterarisches Erzeugniß, ein Roman „Guido" unter dem Namen von Isidorus Orientalis erschienen war, jauchzten die verzückten Jünglinge ihm den unbeschränktesten Beifall, sie erhoben ihn weit über Goethe, Tieck und Novalis, sie behaupteten, er habe erreicht und vollendet, was der letztere, allerdings ihm geistverwandte, aber weniger vom Schicksal begünstigte Dichter in seinem Ofterdingen nur angestrebt, nur versuchsweise berührt habe! Löben wehrte sich zwar gegen solche Ueberschätzung und meinte, wenn er etwas sei oder geleistet, so gebühre den Göttern die Ehre, nicht ihm, der verdienstlos und fast bewußtlos ihr Werkzeug gewesen;

allein die Atmosphäre der Schmeichelei hatte ihn doch zu lieblich umflossen, als daß ihm nicht angenehm gewesen wäre, dies weiche Element in Wien ebenso wiederzufinden. Er hatte hier einen lieben Bruder, der österreichischer Offizier und Flügeladjutant des Erzherzogs Karl war, ein wackrer, gutmüthiger Mann, der die Poesie des Bruders als ein Stück seines Wesens mitliebte, sonst aber nicht darauf einging und noch weniger sie thätig erwiederte. So war ich denn seinem Herzen höchlich willkommen, und er umfaßte mich mit all seiner harrenden Sehnsucht, nicht gewahr der vielen scharfen Lebensdornen, die in mich hinein und aus mir heraus stachen. Ich muß bekennen, daß er mich wirklich überwältigte und mir auf Augenblicke mehr Empfindsamkeit aufnöthigte, als mein damaliger Lebensmoment tragen zu können schien. Seine eigentliche Kraft hiebei war aber eine sittliche; er trieb seine Schwärmerei aus reiner, edler Seele, ohne eine Spur von Scheinsamkeit, aufrichtig und unselbstsüchtig, es war ihm nicht um Lob zu thun, er spielte keine Art von Rolle dabei, und so hatte seine Zartheit und Zärtlichkeit wirklich etwas Rührendes und Ehrwürdiges. Wir genossen eines reichen Austausches von dichterischen Gütern, der Stoff der Mittheilung schien auf beiden Seiten unerschöpflich. Aber im Grunde lagen mir grade jetzt ganz andre Dinge an, und ich war etwas betroffen, als gleich nach dem ersten Besuch ein feuriges Sonett mich überraschte. Zu andrer Zeit hätte ich dergleichen zehnfältig erwiedert, jetzt ließ ich die prunkhaften Zeilen unbeantwortet, und überdachte nur im Innern, nicht ganz zu meinem Troste, wie sehr ich doch ein Andrer geworden sei!

Bentheim kündigte mir an, wir müßten vor der Abreise auf ein paar Tage nach Baden gehen, wo er den Kaiser noch sprechen sollte. Wir fuhren hinüber, und wohnten bei der lieblichen Gräfin von Fuchs, die uns als treue Unterthanen empfing. Auch Meyern fand sich hier ein, und in der wünschenswerthesten Gesellschaft ergingen wir uns im reizenden Helenenthal, genossen der herrlichen lauen Abendluft, und mehr als alle Poesie entrückte diese Wirklichkeit mich den Sorgen des Augenblicks, der doch mehr als irgend einer verhängnißschwer über mir schwebte.

Denn noch stand ich auf einem entscheidenden Wendepunkt, ungewiß, wohin er mich schleudern werde, nach Norden oder nach Westen, ja ungewiß, welche von beiden Richtungen ich jetzt am meisten wünschen sollte. Die Ankunft des Kaisers erfolgte, mit ihr war der Ausspruch über mein nächstes Loos näher gerückt, noch an demselben Abend mußte alles entschieden sein. Bentheim konnte den Kaiser nicht sprechen, derselbe war mit Eintritt der Dämmerung ausgefahren, um die Beleuchtung anzusehen, durch welche die Badener seine Ankunft feierten. Doch Bentheim gab seine Sache nicht auf. Er schrieb mir ein paar Zeilen an den Oberkammerherrn Grafen von Wrbna, und überließ das Weitere, wie er sagte, meiner Geschicklichkeit. Ich fand mich in der Kaiserwohnung ein, aber der Oberkammerherr war mit dem Kaiser, und dieser noch nicht zurück; man führte mich in ein Zimmer und hieß mich warten. Unterdessen wurde im Nebenzimmer der Abendtisch des Kaisers bereitet, und die Verspätung der Zurückkunft weckte mancherlei Ungeduld, es hieß, nun würde wohl keine Zeit

mehr sein, ich möchte lieber morgen wiederkommen; mir selber schien der Augenblick nicht günstig, indeß bestand ich darauf mein Heil noch heute zu versuchen. Es verging noch eine ganze Weile, dann kam endlich der Kaiser, und ich konnte sehen, wie er sich mit seinen Gefährten, dem Grafen von Wrbna und dem Generaladjutanten von Kutschera eiligst zum Abendessen hinsetzte. Ein Lakai trug dem Oberkammerherrn mein Briefblatt hinein, und ich sah, wie er es flüchtig überlas, dann dem Kaiser ein Wort sagte, aufstand, und zu mir herauskam. Nur ein österreichischer Herr, ich muß es zur Steuer der Wahrheit sagen, kann mit so reiner Gutmüthigkeit, so freundlichem Selbstvergessen, so fern von aller Hoffahrt und Einbildung, dem unbefangenen Antriebe des Augenblicks folgen, das Menschliche und Billige so allem voranstellen, wie diesmal der Graf von Wrbna that. Mit der Serviette in der Hand stand er zu mir geneigt, und fragte sorgsam nach meinem Anliegen, bezeigte keinerlei Ungeduld, daß die Erklärung sich ihrem Inhalte nach etwas dehnte, ließ dem Kaiser, der indeß munter speiste, aber doch wissen wollte, was vorginge, zurücksagen, er werde bald kommen, und als er sich die Sache etwas überlegt, sagte er theilnehmend, es werde wohl gehen, er wolle es dem Kaiser schon so vorstellen. Nämlich mein Urlaub war nun nicht anders möglich, als durch ein sogenanntes Handbillet des Kaisers, welches als der höchste Ausdruck seines Machtwillens alle sonstigen Vorschriften überfliegt oder beseitigt. Nach wenig gewechselten Worten kehrte der Graf zurück, sagte, der Kaiser werde das Handbillet schreiben, ich solle nur darauf warten, trug mir die schönsten Grüße an Bentheim auf,

und drückte mir zum Abschiede glückwünschend die Hand. Inzwischen war der General von Kutschera herausgetreten, und hieß mich ihm in eine Schreibstube folgen. Der General war bekannt als ein Mann von schwachen Mitteln und lächerlich plumpem Benehmen, und wiewohl man ihn seiner Stellung wegen fürchtete, so belustigte man sich doch gar sehr an den mancherlei Zügen, die er darbot. Auch mir gab er eine Probe seines Wesens, die kaum ergötzlicher sein konnte. Ganz das Gegentheil des Grafen von Wrbna ließ er, sobald uns der Kaiser nicht mehr hören konnte, seinen Unmuth aus; er murrte gegen den Obersten Bentheim, der den Leuten bei der Nacht keine Ruhe gäbe, so ein verwöhnter Kavalier meine, alles was ihm durch den Sinn fahre, müsse auch gleich geschehen. „Ich muß jetzt das Handbillet schreiben, rief er aus, ehe ich fertig bin, ist der Kaiser mit dem Essen fertig, und ich hab das Beste versäumt! Meinen Sie, daß ich nicht hungrig bin? Und nun hab' ich gar nicht einmal eine Dinte! O Je, o Je! Nun so helfen Sie mir doch eine Feder suchen, Sie! Sie tragen ja ohnehin eine Brille!" Alles dies muß man sich im reinsten Oesterreichisch, in der kräftigsten Volksweise ausgesprochen denken, wie ich es im Schreiben wiederzugeben nicht unternehme. Endlich fand sich alles, das Handbillet wurde geschrieben, unter steten Ausrufungen und polternden Klagen, die Unterschrift des Kaisers erfolgte sogleich, und ich entfernte mich mit zierlicher Danksagung und Entschuldigung, denen aber der General unwillig entgegenwarf: „Ja was hilft das alles, ich bin um mein Essen kommen!"

Wir ergötzten uns nicht wenig an diesem lächerlichen

Zwischenspiel. Bentheim war über das Gelingen seines Anschlags hocherfreut. Mich übernahmen bald ernste Gedanken über die neue Bahn, die nun entschieden vor mir lag. In diesen Betrachtungen fand mich Löben, der mir nach Baden nachgekommen war, und wir blieben im Freien zusammen bis zur späten Nacht. Er öffnete sein ganzes Herz, und ich sah die zarteste Sinnesweise, die lieblichste Seelenfreundlichkeit vor mir ausgebreitet; er sprach begeistert von seinen dichterischen Entwürfen und Hoffnungen, ganz ohne Eitelkeit, wie von einem Auftrage, den er auszurichten habe, mit Freude zugleich und Wehmuth, denn er fühlte sich zwar berufen, aber doch unzulänglich, und für das irdische Leben nicht kräftig genug ausgerüstet. Wie ich ihn so vor mir sah, seine schmächtige Gestalt prüfend, mußt' ich unwillkürlich denken: „Armer, du wirst nur allzubald dich aufreiben!" und in demselben Augenblicke rief er aus: „O ich weiß es wohl, ich bin ein dem frühen Tode geweihtes Wesen!" Dieses Zusammentreffen seiner Worte mit meinen Gedanken durchzuckte mich schmerzlich, und ich blieb lange davon erschüttert, ohne ihn merken zu lassen, was in mir vorgegangen. Er hat noch viele Jahre gelebt, und insofern war die Ahndung falsch, aber früh erkrankt an unheilbaren Krämpfen starb er doch im jugendlichen Mannesalter, und sein Ausspruch hat sich also dennoch einigermaßen bewährt.

Unser Scheiden — doch nur ein vorläufiges, wir wollten uns in Wien noch sehen — geschah in tiefer Rührung, und doch nicht ohne komische Beimischung. Er drückte mir, verschämt und verstohlen, wie man Almosen giebt, ein Blättchen Papier in die Hand, und

ein Almosen auch war es, ein poetisches, zarte Verse mir zum „Lebewohl" gedichtet. Bei ungestümer Umarmung fielen uns die Hüte vom Kopfe, sie schlugen dumpf auf den Boden, rollten nach verschiedenen Seiten, und es mag lächerlich genug ausgesehen haben, als wir suchend uns bückten, um sie wieder aufzuheben. Das Gedicht aber schloß sehr artig:

„Geh nur weiter, geh nur weiter!
Bist du gleich vorbeigerauschet,
Viele Wellen sind vertauschet,
Viele Wellen sind Begleiter."

Und in der That blieb uns eine herzliche Theilnahme für einander auf lange Zeit lebendig.

Bentheim und ich kehrten nach Wien zurück, aber nur um abzureisen. Der Graf von Bellegarde lächelte bedeutsam, als ich ihm den vom Kaiser empfangenen Urlaub anmeldete, und meinte, ich sei der erste Fähnrich, der sich einer solchen Gunst rühmen könne. Der alte Fürst von Metternich, Vater des nachherigen Staatskanzlers, empfahl mir Briefschaften an seinen Sohn, den ich in Paris treffen würde; dem Fürsten von Schwarzenberg hatte mich der Fürst von Ligne empfehlen wollen, aber zu spät an die Ausführung gedacht, es war auch überflüssig, denn an der Seite meines Obersten war ich ohnehin des besten Einganges überall gewiß. Friedrich von Schlegel und seine Frau trugen mir Grüße an der letztern Schwester Henriette Mendelssohn auf. Am 18. Juni reisten wir ab, ich schweren Herzens, wenn auch von mancher Hoffnung erfüllt.

Aufenthalt in Paris.

1810.

Man sieht Paris nicht von weitem, man fährt auch nicht plötzlich hinein, sondern wird allmählig, nachdem die Gebäude der Landstraße, dann die Vorstädte uns gleichsam eingeleitet, ohne überraschenden Augenblick mitten in der Stadt gewahr, daß man wirklich in Paris ist. Ich dachte, es sollte noch erst recht kommen, als wir schon in den Hof des Hotel de l'Empire einfuhren, wo wir uns bestens aufgenommen fanden. Nach dem ersten Ausruhen und Erfrischen, wobei das Bad nicht fehlen durfte, machte ich mich alsbald auf den Weg, die Stadt etwas näher anzusehen. Sie machte mir keinen fremdartigen Eindruck, aber auch keinen gefälligen noch imponirenden, ich hatte schönere Straßen und Plätze, reichere Pracht, gedrängteres Menschengewühl gesehen, alles zusammen aber war doch größer und lebendiger, als jede der einzelnen Anschauungen, die ich zur Vergleichung herbeiziehen konnte. Mich überkam ein Gefühl von Zuhausesein, das mir behaglich war, und mit welchem ich ohne Scheu in das Labyrinth von Straßen schritt, durch das ich mich zu meinem Ziele hinfragte.

Mein erster Weg war nämlich zu Chamisso, den ich noch in Paris hoffte und auch glücklich fand. Seine Ueberraschung und Freude waren groß, er hatte keinen Gedanken an mein Hierherkommen gehabt, und kein anderer Freund war ihm hier zur Seite. Mit ihm machte ich sogleich weitere Ausflüge, er kannte die Stadt und liebte sie, es war ihm ein Stolz, der Erste zu sein, der mich in ihren Merkwürdigkeiten herumführte. Die Hauptgebäude und Denkmale wurden angeschaut, die Boulevards, Quais, die öffentlichen Plätze, das Palais-Royal, der Garten der Tuileries wurden durchstrichen, und dann in erster Ungeduld dem Schatze der Antiken und Gemählde ein Blick gewidmet. Doch hier fanden wir uns gleich gefesselt, und wir gingen nicht so bald, als wir gemeint hatten. Wir fühlten, hier sei für uns eine große Hauptsache in Paris, ein Weltinteresse, welches mit Paris eigentlich nichts zu schaffen hatte, außer daß diese Stadt ihm zufällig jetzt den Boden lieh. Die starke Anziehung der gesammelten Kunstschätze empfanden wir jeden Tag, es verging selten einer, an dem wir nicht hier einsprachen. Da jene Zeit schon historisch geworden und seitdem große Veränderungen eingetreten sind, so werd' ich Stoff und Eindruck wohl am besten durch einen möglichst wörtlichen Auszug meiner damaligen Aufzeichnungen überliefern.

Der größte Theil dieser reichen Sammlungen, die unter dem Namen Musée Napoléon — des Kaisers Büste, kolossal in Erz nach Canova, prangt über dem äußern Eingang — hier vereinigt sind, ist aus Italien, Deutschland und Holland, einiges auch schon aus Spanien, hierhergekommen, als Raub oder Opfer des Kriegs-

Wirklich ist auch der erste Eindruck, als stehe man vor einem Siegesdenkmal, als sehe man einen römischen Triumph hier abgelagert, denn mehr wegen des Ruhmes als um der Kunst willen scheint alles angeordnet. Wie wenig diese unschätzbaren Werke ihrer selbst wegen beachtet werden, gibt sich in zahllosen Merkmalen kund. Der Regen ist vielfältig eingedrungen und hat manches Gemählde beschädigt, noch mehr aber ist dies durch Kalk und Staub geschehen, da die Bilder weder entfernt noch verhüllt wurden, wenn dicht neben ihnen Maurer und Zimmerleute zu thun hatten. Viele Tafeln haben von dem scharfen Luftzuge, der durch die dünnen Wände und schlechten Fenster überall durchdringt, Risse bekommen und die Farben sind hin und wieder abgesprungen. Ein nicht kleiner Theil ist beim Aufputzen verdorben worden, namentlich die berühmte Madonna della Sedia, welcher alle Farbenkraft entschwunden ist, und die von denen, welche sie früher gesehen, kaum noch erkannt wird. Ueber tausend Gemählde, darunter die größten und kostbarsten, stehen staubbedeckt zu Dutzenden übereinandergehäuft in einem Saale, wo rohe Handwerker ihre Arbeit aufsichtslos treiben, gesägt, gehobelt, geklopft, Leim, Kalk und Gestein gehandhabt wird, und wo täglich Tausende von Menschen durchgehen. Daß jederman freien Zutritt in diese Säle hat, ist wohl schön und löblich; allein wenn Mittwochs und Sonnabends ganze Schaaren Pöbels, Fischweiber, Soldaten, Bauern in Holzschuhen, Sackträger, mit dem Hut auf dem Kopf und die Tabackspfeife in der Hand, unter gemeinen Scherzen und rohem Lachen, auch wohl unter Stoßen und Drängen, zwischen den Geniuswerken sich herumtreiben, dann überfällt uns

doch ein schmerzlicher Jammer und wir erkennen die Wahrheit des Dichterwortes:

Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

Damit keine Art von Vernachlässigung zurückbleibe, so hat Denon das Verzeichniß der Bilder abgefaßt, welches von Unwissenheit und Mißgriffen strotzt, und dabei den entschiedensten Anspruch auf ausgebreitete Gelehrsamkeit macht. Für ein Schaugepränge angehäufter Kriegsbeute mag dies alles genug sein, ein Kunstheiligthum darf höhere Sorgfalt und edlere Einrichtung fordern.

Von den neun zusammenhängenden Sälen, welche die lange Galerie des Louvre bilden, ist einer mit französischen, vier mit deutschen und niederländischen, und vier nebst einem großen Vorsaal mit italiänischen Gemählden gefüllt. Die meisten der französischen Bilder sind immer in Frankreich gewesen, doch hat auch die Eroberung einige geliefert, z. B. die vier herrlichen Claude Lorrain's aus Kassel, die jetzt aber nicht im Museum, sondern in Malmaison hängen; die niederländischen Bilder sind großentheils aus dem Haag, die deutschen aus Nürnberg, Augsburg, Wien, Kassel, Berlin, Potsdam, Danzig und andern Städten entführt, die italiänischen aber aus ganz Italien zusammengeraubt, wo sie der Stolz und die Andacht der ganzen Nation, ja einzelne Bilder die Kleinodien ganzer Stadtgemeinden und andrer Körperschaften waren, an dem bestimmten Platze, für den der Mahler sie gemahlt, in der Mitte der Menschen, mit denen sie in nächster Beziehung standen. Mit welchem Gefühle von Schmerz und Trauer steht man vor diesen Bildern, wenn man die edle Einfalt und stille Größe der deutschen, die mächtige Hohheit und berauschende Farben-

gluth der italiänischen Bilder mit dem rohen Sinne dieser Menschen zusammenhält, die nur einen frechen Genuß der Eitelkeit, ein gemeines Erstaunen dabei empfinden! Wahrlich, diese auserwählten Kinder göttlicher Kunst hätten nicht Unrecht, wenn sie ihre Lebensfarben in Todesbläße erlöschen ließen und in chemischer Zersetzung aus dieser Profanation sich retteten!

Diese Empfindung der Profanation drängte sich mir fast noch stärker bei den Werken antiker Skulptur auf, die das untere Geschoß des Museums füllen. Vielleicht ist unter allen Gegenständen, die man lieber nicht in Paris sähe, keiner, der durch diesen Aufenthalt mehr gedemüthigt, ja ich möchte sagen vernichtet wird, als diese höchsten Bildwerke der Alten. Die engen, schmutzig-düstern Räume, mit abscheulich bunten Decken voll allegorischer und mythologischer Mahlereien, das schlechte Licht, die bedachtlose Aufstellung der meisten Bildsäulen, alles vereinigt sich zu dem ungünstigsten Eindruck, der sich noch steigert, wenn auch hier an den öffentlichen Tagen das zahllose abgeschmackte Volk hereinstürzt und wie Gewürm unter den Göttern frech umherkriecht. Auch sind mir die Antiken nie so fremd gewesen, als grade in Paris. Ich erinnerte mich lebhaft der mächtigen Wirkung, mit der vor zwei Jahren in Dresden die erste Anschauung dieser Art mich aufregte, wie die Mahlerei mir gegen die Skulptur zurückstand, und wie besonders der Marmor als solcher mir so lieb wurde. Solche Wirkung erneuerte sich mir jetzt durchaus nicht! Vor dieser Fülle göttlichen Lebens, dessen bloße Ahndung in ungenügenden Beschreibungen und Abbildern mich oft in lichte Sehnsucht und unruhiges Entzücken aufgeregt hatte,

vor diesem Apollo von Belvedere, der Venus von Medici, dem Laokoon und andern weltberühmten Statuen, deren bloßer Name schon die Brust in Schwingung setzt, mußt' ich hier so unfreudig, leidend, sinnarm und nüchtern dastehen, mit der strafenden Mahnung, daß es nicht an den Götterbildern, sondern nur an mir liege, wenn sie mich nicht begeistern. Ich kam mir selbst wie einer der Barbaren vor, die mich so sehr empörten. — Mit Chamisso, mit Bekker, mit Sieveking, mit Bartholdy, bin ich fast jeden Tag in diesen Sälen umhergegangen, ohne für ihren Inhalt je die rechte Stimmung finden zu können, und ich hatte wenigstens die Beruhigung zu sehen, daß auch diese jungen Männer, so verschieden an Auffassung und Neigung, zu der großen Kunsterscheinung kaum mehr Sinn und Herz brachten, als ich selbst, und weder Chamisso's verzerrter Kraftausdruck noch Bartholdy's ruhiges Kennerwort konnte mich darüber täuschen; nur Bekker schien dieser antiken Welt durch Gemüth, Studien und Abgeschlossenheit doch näher als wir Andern, und sie ihm ergebener. Doch trotz der wenig entsprechenden Stimmung wirkte dennoch in einzelnen Momenten die volle Kraft der antiken Kunst. Der Apollo vor allen überwand jeden störenden Einfluß und seine Schönheit wie sein Zorn strahlten in Siegesglanz. Von Laokoon wandt' ich nach langem Betrachten den Blick nur ab, um mein Unvermögen zu beklagen, dies unergründliche Werk nach Gebühr in mich aufzunehmen. Weniger machte mir die berühmte Venus zu schaffen, sie schien keine Göttin hier, sondern ein freches Mädchen. Die herrliche Diana, die gewaltige Juno, die riesenhafte Muse, allen wurde die gebührende Huldigung. Aber

nächst dem Apollo sprachen am mächtigsten die beiden kolossalen Flußgötter mich an, der Tiber und der Nil, Werke von größter Schönheit und tiefstem Naturausdruck, an denen ich die Augen nicht ersättigen konnte.

Man erzählte, die Schönheit des Apollo habe den Sinn eines jungen Mädchens so befangen, daß sie ganz in seinen Anblick versunken sei und, so lange es verstattet gewesen, vor der Bildsäule anbetend gekniet habe, ja zuletzt nicht mehr habe weichen, sondern Tag und Nacht verharren wollen, bis man sie mit Gewalt entfernte. Sie soll des Vertrauens gewesen sein, ihr inbrünstiges Lieben und Beten müsse endlich den Gott bewegen, daß er sie erhöre und lebendig aus dem Stein hervortrete. Chamisso liebte diese Geschichte besonders, und sagte mir auch, er würde sie in Versen bearbeiten, wenn nicht Helmina von Chézy darin ihm schon zuvorgekommen wäre.

Die Wirkung der Mahlerei, auch großartig und zauberisch in ihrer Weise, traf uns näher, sprach uns deutlicher an, als die geisterhaften, einer kaum noch zu fassenden Welt angehörigen und schon trümmerhaften Götterbilder. Auf der Galerie fanden wir uns bald behaglich und wie zu Hause. Wäre es auch nur zum Stelldichein für andre Ausflüge gewesen, fast jeden Morgen besucht' ich diese Säle, und vorzugsweise in dem letzten, bei den Raphaelen, konnt' ich gewiß sein, die Freunde zu finden, mit denen dann zu bleiben oder weiterzugehen war. Der Mahler Unger, ein Neffe des berühmten Tischbein, kopirte die Madonna della Sedia, bei seiner Staffelei und seiner heitern Unterweisung verweilten wir gern, und technische und historische Notizen sind bei Betrachtung von Ge-

mählden stets willkommen. Uebrigens aber war mein Sinn hier keineswegs auf Kunstgeschichte oder Bilderkennerei gerichtet; mein Aufenthalt, zwar unbestimmt, aber jedenfalls auf nur kurze Zeit beschränkt, meine Verhältnisse und selbst meine Neigung ließen solchem Zwecke nicht Raum. Ich wollte nur als Liebhaber das Herrlichste der Kunst genießen, und recht eigentlich das, was mir angenehm war, meinen Sinn und mein Gemüth am meisten ansprach, meinen Augen gefiel; die Urtheile der Kenner sollten mich dabei weder leiten noch irren. Ich befand mich bei dieser Maxime ganz wohl, hatte das Vergnügen, daß nicht selten mein Geschmack durch strenge Autoritäten bestätigt wurde, und daß auch meine Augen das Glück hatten, gleich zuerst auf das zu fallen, was sie dauernd anziehen durfte. So hatte ich mir aus der unermeßlichen Fülle gleich in den ersten Tagen eine Zahl von Lieblingen ausgesucht, die in der großen Galerie eine kleine mir eigengehörige bildeten und denen, mit wenigen Ausnahmen, ich bis an's Ende treu blieb. Von Raphael, der hier in vorher nie beisammen gewesenem Reichthum glänzte, war kein Stück ausgeschlossen, Leonardo da Vinci gab herrliche Beiträge, dann Giulio Romano, Tizian, Perugino, Guido Reni, Fra Bastiano, Fra Bartolomeo, Domenichino, Giorgione, Cristoforo Allori, Garofalo, weniger Correggio, Murillo, und am wenigsten sprachen mich die Carracci's an. Unter den Deutschen und Niederländern waren es Holbein, Dürer, van Dyk, Rembrandt, Ruysdael, der angebliche van Eyck aus Danzig, von den Franzosen neben Claude Lorrain nur noch Poussin und Lesueur, die mich festhielten. Einen eignen Schmerz hatte ich bei Rubens,

ich erkannte seine Vorzüge, und durfte ihn nicht schelten, aber preisen konnt' ich ihn auch nicht.

Doch in dieser Auswahl, zu welcher auch Chamisso, Bekker und Uhland mehr oder minder sich bekannten, hatte ich noch wieder besondre Anlockungen, bei denen die mahlerischen Bezüge ganz in persönliche sich verloren. Zwei Bildnisse hatten mich gleich zuerst wunderbar getroffen, das eine die Mona Lisa von Leonardo da Vinci, dem Mahler, dem vorzugsweise das Sittliche auszudrücken gelingt, das zweite die Johanna von Aragonien von Raphael, dem größten Darsteller der reinen Schönheit. An das leztere Bildniß fesselte mich ein eigner Reiz, ich wurde beim ersten Anblick überrascht durch die Aehnlichkeit, welche dasselbe mit der jüngsten Gräfin zu Bentheim hatte, und je länger ich hinsah, je mehr durfte ich glauben, daß es auch ihr Bild sei. Die Jeztlebende durfte sich rühmen, daß Raphael sie gemahlt habe! Der Mahler stand gleichsam in der Mitte zweier schönen Menschen, die durch Ort und Zeit weit auseinander, durch ihn aber verbunden waren, seine Tafel faßte als Doppelspiegel Vergangenheit und Zukunft. Dieses artige Bewandtniß gab mir folgende Zeilen ein:

Johanna von Aragonien. — Ihr Bild von Raphael. — Sophie Gräfin zu Bentheim.

Schönes Gebild, wettkämpfend erzeugt die Natur und die Kunst dich.
Erst durch irdischen Tag schrittest als Lebende du!
Dann schuf Raphael's Kunst von dir ein unsterbliches Abbild;
Jezt in derselben Gestalt wieder du lebend erblühst!
Doch nun bleibt die Natur in dem Wettstreit Siegerin. Nochmals
Dich durch Kunst zu erneun fehlet ein Raphael stets.

Eine Madonna von Leonardo, eine Tochter des Herodias von Solari und ein kleiner Johannes von Luini, beide letztere aus Leonardo's Schule, übten einen unergründlich lieblichen Reiz und zogen mich immer auf's neue an; deßgleichen, doch in entgegengesetzter schauerlich erhabener Weise, das Meisterwerk des Tizian, die Ermordung des heiligen Petrus von Mailand; eine Judith von Allori, in welcher der Mahler seine Geliebte Mazzafirra, in der Magd die Mutter derselben, und in dem Holoferneshaupte seine eigenen Züge abgebildet hat, ergriff uns durch den tragischen Ausdruck dieser Andeutung, die, von Poesie strotzend, poetisch doch so nicht wiederzugeben war.

Ueber Raphael's Werke hatte ich vieles aufgezeichnet und manches nach meinen Kräften ausführlich zu erörtern versucht, doch das Bemühen, den Schwung der Begeisterung und das innige Entzücken auszusprechen, in welche sein Anschaun jedesmal versetzte, und die Geheimnisse zu erforschen, welche zwischen seiner Kunst und der menschlichen Seele walten, blieb ein völlig ungenügendes, und darf ich hier alles über ihn zu dem Ausspruche zusammenfassen, daß die Schönheit keiner höheren Darstellung fähig, der Mensch aber durch sie schon über sich selbst erhaben ist.

Nicht der Ausländer allein, der Deutsche und Italiäner, der Holländer und auch schon der Spanier, muß wehmüthig den Blick abwenden, wenn er in Paris die theuersten Denkmäler seiner vaterländischen Geschichte und Kunst erblickt: auch dem Franzosen selbst ist dieses traurige Gefühl bereitet, und auch ihm muß die glänzende

Hauptstadt ein allverschlingendes Ungeheuer dünken. Zwar ist die Anhäufung der Kunstschätze so groß, daß der Ueberfluß wieder ausströmt und in den Departementstädten Töchtermuseen errichtet werden, allein ihr ursprüngliches Besitzthum kehrt den beraubten Oertlichkeiten nicht zurück. Beim Eintritt in das Musée des monuments français drängt sich diese Betrachtung lebhaft auf. Das alte Frankreich war im Laufe der Jahrhunderte überreich geworden an Denkmalen und Kunstgebilden, wie theils andächtiger Sinn und fromme Liebe, theils prunkende Eitelkeit sie errichten, und Kirchen, Schlösser, Abteien, Marktplätze und Privathäuser dienten als Bewahrorte dieser öfters kaum über ihren nächsten Kreis hinaus bekannten Alterthümer. Wie reich außer der Hauptstadt auch die Provinzen in diesem Betreff waren, erkannte man erst recht, als es galt diese Gebilde zu zerstören, dem furchtbaren Gebote gemäß, welches der Nationalkonvent hatte ergehen lassen. Nichts, was mit dem Königthum, der Geistlichkeit, dem Adel zusammenhing, durfte bestehen, die ganze Vorzeit sollte vernichtet werden. Groß war die Zahl der Zerstörer, unermüdlich ihr Eifer, und ihnen gelang ihr Werk nur allzusehr; aber Zeit und Kräfte langten gleichwohl nicht hin, manches Denkmal widerstand, manches wurde übersehen, viele litten nur Verletzungen. Schon während der Stürme, noch mehr aber, als diese nachzulassen anfingen, hatten einige wackre Männer, die es mit ihrem Lande wie mit der Kunst redlich meinten, sich im Stillen bemüht, solche Denkbilder zu retten, die halbzerstörten unterzubringen, die zusammengehörigen Stücke wieder zu vereinigen. Einer dieser Männer war

Alexandre Lenoir, der um die Sammlung und Aufstellung dieses Museums die größten Verdienste hat. Als die Macht wieder in mildern Händen ruhte, durfte man den Vorschlag wagen, das Gerettete öffentlich zu ehren, eine der Merkwürdigkeiten der Hauptstadt daraus zu machen, und das ehemalige Kloster des petits Augustins wurde zu dem Zweck eingerichtet. Hier sind nun staunenswürdige Prachtwerke zu sehen, besonders Grabmäler der Könige und Königinnen, Steingebilde, Glasmahlereien, Säulen, Mosaiken, welche sämmtlich die französische Kunst früherer Jahrhunderte auf das höchste bewundern lassen. In der Anordnung ist die Folge der Jahrhunderte genau beobachtet, und den Eindruck zu erhöhen sind auch die verschiedenen Hallen, in welchen die Denkmäler stehen, diesen gemäß ausgestattet, Verzierungen, Fenster, Deckengewölbe, Fußböden, alles ist, soweit die Mittel ausreichen, aus demselben Jahrhundert. Man empfängt hier einen hohen Begriff von der französischen Bildhauerei der früheren Zeit, die Namen Jean Goujon und Germain Pilon reiht man sogleich willig denen der ersten Meister aller Zeiten an. Durchaus verschieden von der griechischen Künst hatte diese einen eigenthümlichen, selbstständigen, in ihrer Art durchaus gerechtfertigen Karakter. Zunächst der Kirche angehörig, ist diese Skulptur wesentlich eine architektonische, alles in ihr strebt zum Gebäude, fügt ihm sich an. Etwas Ehrwürdiges und Feierliches spricht aus diesen Steinen, frommer Sinn, Kraft und Tüchtigkeit, Lebensernst und Todesschauer. Hier ist nicht sinnliche Schönheit der Zweck des Künstlers, er will tiefe Gedanken anregen, durch den Sinn das Gemüth fesseln. Unend-

liche Zierrathen und sorgsamste Künstlichkeit des Einzelnen zerstreuen die Gesammtwirkung nicht, sondern erhöhen sie nur. Die drei Grabmäler aus der Abtei von Saint-Denys, nämlich Ludwig des Zwölften und Anna's von Bretagne, die Grabkapelle Franz des Ersten, und endlich das Grabmal der Valois gehören gewiß zu dem Merkwürdigsten, was in dieser Art zu sehen ist.

Zurückkommen aber muß ich auf den Eindruck des Ganzen, der wirklich nur der einer Merkwürdigkeit ist. Man meint, die Ueberbleibsel eines längst untergegangnen Volkes zu sehen, dessen Sprache uns fremd, dessen Glaube und Liebe uns gleichgültig, und dessen Geschlechter und Ruhm und Größe uns nichts mehr angehen. So haben wir Sammlungen ägyptischer Bildsäulen und Denksteine, Mumien ägyptischer Könige, als Zierden nordischer Hauptstädte, und niemand hat daran ein Aergerniß. Was aber soll ein Franzose hier empfinden, ein Franzose, der für seine Nation ein Herz und ein Gedächtniß hat! Die Grabmäler seiner Könige, seiner Helden und Staatsmänner sieht das noch lebende Volk aus seiner Geschichte herausgeworfen, aus dem Zusammenhange des Lebens und der Oertlichkeit gerissen, um sie in der Enge eines Museums zur Erinnerung des Gewesenen als einregistrirte Nummer zu besitzen!

Ein großer Bilderschatz befindet sich im vormaligen Palast Luxemburg, jetzt Palast des Senats genannt, der sich darin zu versammeln pflegt. Maria von Medici hatte den Platz vom Herzog von Luxemburg gekauft, und dem schönen, großen Gebäude, welches sie

hier, nach dem Vorbilde des Palastes Pitti in Florenz, durch den französischen Baumeister Debrosse aufführen ließ, verblieb daher jener Name. Rubens wurde von ihr beauftragt, den neuen Palast mit Bildern auszuschmücken, und er mahlte die Begebenheiten ihres Lebens in einer Folge von vierundzwanzig Gemählden. Sie waren in der Revolution zerstreut worden, einige auf das Nationalmuseum gerathen, andre fehlten lange; jetzt ist die Reihe wieder vollständig hier vereinigt. Man hat sich in Lobeserhebungen dieser Bilder erschöpft, man hat sie das Gedicht von Rubens, Wallraff sie neulich ein Epos genannt. Ich will seine große Erfindungskraft, seine kühne Bewältigung des oft widerstehenden Stoffes, und seine freie, volle Ausführung dem Mahler nicht ableugnen, und wer ihn studiren will, muß es gewiß vorzugsweise in diesen Bildern; aber gefallen haben sie mir nicht, sie ließen mich kalt, wie ein neulateinisches Gedicht, und mein früheres Urtheil über den außerordentlichen Mann konnten sie nicht ändern. Weit ansprechender waren mir in einem andern Saale die vierundzwanzig Gemählde von Lesueur, welche das Leben des heiligen Bruno und die Gründung des Karthäuserordens darstellen; sie wurden in den ersten Jahren Ludwigs des Sechzehnten den armen Karthäusern abgeschwatzt und in den Louvre gebracht, darauf noch viel herumgeschleppt, und sind nun sehr verdorben. Nach der rohen Kraft und Wirklichkeit des Rubens war es wohlthuend, bei dem frommen sanften Lesueur zu verweilen, ganz geeignet die Unruhe, welche jener aufgeregt hatte, zu beschwichtigen. Ein dritter Saal enthält die berühmte Marine von Vernet,

fünfzehn Ansichten von französischen Seehäfen; dieser Mahler ging auf Kraftblendung aus, und diese gelingt ihm auch; seine Nacht, sein Mondschein, sein Wasser, haben eine heftige, aufdringliche Natürlichkeit, die von der Natur sehr verschieden ist, den rohen Sinn aber mächtig trifft. Dies war genug, seinen Ruhm gewaltig auszubreiten, die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts wußten so gut zu posaunen, wie die heutigen. Chamfort erzählt, als Ludwig der Fünfzehnte sich von dem Mahler Latour mahlen ließ, habe dieser den König unterhalten wollen und dabei sehr dreiste Bemerkungen gewagt, unter andern über den Verfall des Seewesens: „Eigentlich, Sire, haben Sie gar keine Marine!" worauf der König trocken erwiedert habe: „Was sagt Ihr da! Und Vernet? ist das nichts?" Er schob die gemahlte vor, absichtslos witzig. Wir waren dies auch, — ich spreche in Chamisso's und meinem Namen — wir fanden die Seehäfen trocken und leer.

Auch ein Raphael und einiges von Tizian, Champagne, Ruysdael, Rembrandt, Ostade findet sich im Luxemburg, und man glaubt, diese Galerie solle noch sehr vergrößert werden. Nach solchem Vorgeschmacke mißfielen uns zwei Bilder von David über die Maßen. Brutus erschien uns ein wahrer Abscheu, der Schwur der Horatier, als ob er nach der französischen Bühne kopirt wäre. Das Geniale in David, die großartige feste Zeichnung und die kühne Gruppirung seiner Gestalten gab uns keine Befriedigung; seine Behandlung der Farben schien uns eine Mißhandlung derselben. Chamisso'n blutete das Herz, den Anführer und Stolz der neufranzösischen Schule verdammen zu müssen, aber

unsere damaligen Standpunkte ließen es nicht anders zu. Wir waren freilich nicht reif, sein Verdienst einzusehen, welches von uns um so größer anzuerkennen wäre, je bestimmter die Meinung, daß vorzugsweise durch ihn der deutsche Mahler Schickh angeregt worden, und durch diesen die neuere deutsche Mahlerei überhaupt, sich aussprechen und befestigen dürfte.

Wir besahen auch den Thronsaal, wo der Senat sich versammelt, öfters unter dem Vorsitz des Kaisers selbst. Eine schöne Treppe, mit Bildsäulen von Generalen und Rednern geschmückt, — Kleber, Hoche, Desaix, Mirabeau, Vergniaud u. s. w. — führt in eine Reihe prunkvoller Zimmer, die in jenen Saal enden. Ungeachtet der wirklichen Größe der Räume schien uns alles klein und eng, nur die eroberten österreichischen Fahnen, die hier an den Wänden prangen, machten einen eignen Eindruck, und erinnerten zu lebhaft an die Feindschaft der Machthaber, die jetzt Verwandte waren und Freunde vorstellten. Es war eben Sitzung gewesen; dem Throne des Kaisers gegenüber standen in Halbkreisen hinter einander die prächtigen Lehnstühle der Senatoren, wir setzten uns hinein und fanden sie noch warm, der Kastellan fand uns zu dreist, und wollte uns nicht gestatten, auch den Platz des Kaisers zu versuchen. Er hielt uns für vornehme Oesterreicher, und hätte uns sonst, wie er selbst sagte, nicht eingelassen. Schon die Schildwache unten hatte uns den Zugang wehren wollen, und uns hart angefahren, heute sei kein Tag für die Fremden. Wir ließen das gut sein, und fragten sie um Rath, wie wir es zu machen hätten, dennoch hinaufzukommen? Da gab sie uns gefälligen

Bescheid, zeigte den Weg zum Kastellan, gab uns die beste Anleitung, was wir diesem sagen mußten; alles ohne Eigennutz, denn der Schildwache durfte nichts angeboten werden. Dieses plötzliche Umschlagen des Benehmens ist allem untern Volke gemein, zu dem die Soldaten noch völlig gehören, doch von einer französischen Schildwache dieser Napoleonischen Zeit hätten wir es am wenigsten erwartet.

Einen neuen Anlaß, Gemählde zu beschauen und zu vergleichen, gab uns die Ausstellung bei Gelegenheit der Prix décennaux, welche der Kaiser für das Ausgezeichnetste und Beste, was seit zehn Jahren in Kunst und Wissenschaft erschienen war, freigebig ausgesetzt hatte. Die Franzosen waren von dieser Preisvertheilung außerordentlich angeregt, und hatten ein großes Wesen damit. Die große, durch alle Klassen dringende Theilnahme für diese Angelegenheiten zeugte vortheilhaft für die allgemeine Bildung. Die Urtheile der Preisrichter erfuhren scharfe Prüfung, und es wurden starke Einwendungen laut, aber daß auch der Kaiser mit manchen Preiszuerkennungen höchst unzufrieden war, machte bei der Menge, die sich immer freut, wenn der Macht ein Schach geboten wird, vieles wieder gut. Um die Litteratur, die ebenfalls ihre Preise empfing, kümmerten wir uns gar nicht; was war uns an Lemercier, Arnault, Jouy und andern solchen Leuten gelegen! Die Mahlerei jedoch drang uns zu stark in die Augen, um auch sie zu übersehen. Wer die Werke David's hier beisammen sah, mußte ihn denn doch für einen Meister halten. Die Arbeiten von Gérard und Guérin wurden sehr bewundert, in denen von Gros die

kühne Größe, in Giraudet die Wärme der Auffassung anerkannt. Immer jedoch, nachdem wir diesen Bildern einige Zeit gewidmet, eilten wir den Sälen zu, wo Raphael und die andern Heroen unser harrten, und vergaßen bald, daß außer dieser Kunst noch eine neuere bestehe und sich geltend machen wolle.

In den reichen Sälen des Musée d'artillerie, dieser prächtigen Sammlung alter Waffen, Rüstungen, Modelle und andrer künstlichen Seltenheiten und Alterthümer führte der Vorsteher selbst, Herr Regnier, uns dienstbeflissen umher. Als Mann von wissenschaftlichen Kenntnissen, mit den ihm anvertrauten Schätzen wohl vertraut, und auch durch eignen Erfindungsgeist ausgezeichnet, genoß er eines großen Ansehns, und der Kaiser, hieß es, halte gar viel auf ihn. Von seinen künstlichen Vorlegeschlössern war damals großer Lärm, alle Leute priesen die sinnreiche Erfindung, schafften solche Schlösser an, und auch wir kauften deren in verschiedener Größe. Starke Messingringe — vier, fünf bis acht, auf jedem das Alphabet eingegraben — drehten sich um eine Stahlwalze dichtgedrängt, und wichen nur dann von einander, wenn in einer bezeichneten Linie die Buchstaben das Wort bildeten, zu welchem die Ringe gestellt waren. Das Wort war unter tausenden beliebig zu wählen, und das gewählte blieb das Geheimniß des Besitzers; wer es nicht wußte, konnte sich jahrelang umsonst abmühen, unter den vielen möglichen Worten das rechte herauszuprobiren. Die Arbeit war vortrefflich, und Regnier auf diese fast mehr stolz, als auf die Erfindung selbst. Die letztere konnte ihm auch wirklich bestritten werden. Ich hatte eine dunkle Erinnerung,

dergleichen schon gesehen zu haben. Meine deßfalls gewagte Andeutung wurde zwar mit Zorn und Bitterkeit abgewiesen, und war allerdings im Augenblicke nicht zu begründen; nach langen Jahren aber, als mir ein Buch wieder in die Hände kam, das ich als Knabe oft und emsig durchgeblättert hatte, trat mir plötzlich das Regnier'sche Schloß vor die Augen! Das Buch heißt Silvestri a Petrasancta symbola heroica, ist in Amsterdam 1682 gedruckt und erläutert die S. 254 gegebene Abbildung mit den Worten: „Honorius de Bellis, serulae innexae orbibus volubilibus ac literatis circumscripsit hoc lemma: Sorte aut labore.“ Doch Zufall und Arbeit, welche hier noch als Mittel des Aufschließens gelten sollen, lagen in der neuen Kombination, bei der Unzahl der Fälle, schon außer Betracht, und die Sicherheit schien so groß, daß man sogar die Kouriertaschen auf solche Weise zu verschließen pflegte.

Die Kaiserliche Bibliothek ist ein geräumiges Gebäude in der Rue Richelieu, einer der belebtesten von Paris; der ununterbrochene Lärm des mannigfachen Verkehrs bildet einen unangenehmen Gegensatz mit den stillen Studien; außerdem droht die Nachbarschaft des gegenüberstehenden Opernhauses den Bücherschätzen immerfort Gefahr, denn kein Theatergebäude, sagt man, sterbe den Tod des Alters, im Feuer unterzugehen stehe jedem bevor. Der Kaiser beabsichtigt auch in der That, die Bibliothek an bessere Stätte zu verpflanzen. Der Zusammenhang des Louvre mit den Tuilerien soll, wie

schon auf der Flußseite durch die Galerie du Louvre, so auch auf der Stadtseite durch eine solche Galerie zu Stande kommen. Diese neue Galerie soll eine Menge Sammlungen aufnehmen, die theils noch im Louvre, theils an andern Orten untergebracht sind, der Louvre selbst aber dann lediglich zu kaiserlichen und prinzlichen Wohnungen und zur Aufnahme fremder Herrscher eingerichtet werden. Doch der zwischen dem Louvre und den Tuilerien dann eingeschlossene Raum ist zu groß, um leer bleiben zu können, er darf dies um so weniger, als unglücklicherweise die beiden Schlösser nicht in grader Richtung aufeinander stehen, wie denn der Triumphbogen des Karrusselplatzes mit dem Louvre einen mißfälligen Winkel macht. Dies zu verdecken und zugleich den großen Raum abzutheilen, ist ein ungeheures Quergebäude bestimmt, welches mit Ausschluß alles Holzes ganz von Stein und Eisen aufgeführt werden und künftig die Bibliothek feuerfest verwahren soll, sogar die Bücherbretter würden von Eisen sein, und der Bau selbst und die Einrichtung alles übertreffen, was in dieser Art je erdacht worden. Diese Angaben empfing ich aus dem Munde des Grafen von Metternich, dem sie der Kaiser am Vormittage im Gespräch mitgetheilt hatte. Zwar ist die Ausführung dieser kolossalen Arbeiten noch sehr im Weiten, ganze Straßen müssen erst abgetragen, ja der Louvre selbst erst vollendet werden; aber im Sinne Napoleons ist alles Gewollte schon fertig und seine Ungeduld eilt der Zeit so voran, daß er dem Louvre, an welchem noch stets gearbeitet wird, schon die Inschrift gegeben hat, durch ihn sei das Werk vollendet; eine Unwahrheit, die

nach vieler Franzosen Meinung stets eine bleiben wird, denn der Louvre dürfe nie fertig werden! Die berühmte und wirklich schöne Säulenfaçade von Perrault rings um das Gebäude zu wiederholen, vor diesem Vorschlage schreckte doch selbst Napoleon zurück! — (Noch jetzt, nach so vielen Jahren, ist die Bibliothek noch auf der alten Stelle.)

Für mich war natürlich hier nicht Studirenszeit, wie etwa für Bekker oder Uhland, aber ich hatte gleichwohl den reichsten Gewinn von diesen Schätzen. Die Handschriften, deren man über achtzigtausend zählte, zogen mich besonders an; die Gefälligkeit der Bibliothekare, der Herren Dutheil, Langlès, Dacier, Chézy und unsers lieben Landsmannes Hase, bestand jede Probe, sie ließen nicht nur das Gewünschte sogleich herbeischaffen, sie kamen den Wünschen zuvor und halfen nöthigenfalls dem Ungeübten. Auch hier wurde genug Siegesbeute vorgezeigt, aus Rom, Venedig, Wolfenbüttel, Wien, aus letzterm Orte besonders orientalische Handschriften, von denen die Doubletten für Wien zurückzuerlangen doch eben dem Herrn von Hammer geglückt war, der aus eignem Antrieb und auf eigne Kosten zu diesem Zwecke die Reise nach Paris unternommen hatte. Mich gingen Heinrichs des Vierten, Franz des Ersten und Ludwigs des Vierzehnten Briefe damals wenig an, historische Forschungen lagen mir fern, auch Fenelon's viel durchbessertes Manuskript des Telemach, die Turnierbücher des Grafen René von Provence, griechische und römische Autoren reizten meine Neigung nur flüchtig. Dagegen hatte ich die Manessische Sammlung der Minnesinger besonders liebgewon-

nen, und las viel darin, ja begann auch Lesarten aus-
zuziehen, und dachte den Dichter Süßkind, „der Jud
von Trimberg" genannt, einzeln zu bearbeiten, bis ich
hörte, daß ein junger Gelehrte gründlich darüber her sei
und jede vereinzelte Bemühung unnütz mache. Sieve-
king hatte mich auf einen Schatz, der uns Deutsche
noch näher anging, aufmerksam gemacht, und ich wid-
mete ihm fortan manche Stunde. Dies waren sech-
zehn Bände handschriftlicher Auszüge und Bemerkungen
von Winckelmann, welche aus Rom hierher gebracht
worden. Für die Kenntniß des Mannes, seiner Stu-
dien, seiner Hülfsmittel sind diese Schriften unschätzbar,
wiewohl oft nur Auszüge aus gewöhnlichen Büchern,
z. B. aus einer englischen Sprachlehre, die der große
Mann anstatt für weniges Geld, das er nicht hatte,
mit seinem kostbaren Fleiße sich hatte aneignen müssen;
alles in der festen deutlichen Schrift, die ihm so förder-
lich war, denn für seinen Ruf nach Rom hatte der
Umstand nicht wenig Bedeutung, daß, wie er in seinen
Briefen sagt, seine griechische Hand dem Kardinal Pas-
sionei so sehr gefiel; und in der That ist grade sein
Griechisch überaus anmuthig. Die ersten Entwürfe zu
seiner Geschichte der Kunst des Alterthums sind hier
aufbewahrt, mit zahllosen Aenderungen, Herumwerfungen,
so ist z. B. mehrmals zu der Beschreibung des Apollo
von Belvedere angesetzt. Hiezu kommen angefangene
Briefe, kleine Aufsätze, Bemerkungen und Berichtigun-
gen, in kräftigen, oft ergötzlichen Ausdrücken, genug,
eine Fundgrube von Zügen, die für die vertraute Kennt-
niß seiner Eigenart von Wichtigkeit sind. Bei den
Unterhandlungen im Jahre 1815 vor dem zweiten Pa-

riser Frieden, strebte der preußische Minister von Altenstein, zum Theil auf mein Anregen, diese Winckelmann'schen Bände, so wie die Manessische Handschrift der Minnesänger, mittelst annehmbarer Tauschvorschläge für die Königliche Bibliothek zu Berlin zu gewinnen. Die Franzosen schienen auf den Handel einzugehen, ich reiste von Paris in der Meinung ab, die Sache sei gelungen, und glaubte lange Zeit, der Schatz sei bei uns wohlaufbewahrt, bis ich in späten Jahren erfuhr, jenes Bemühen habe keinen Erfolg gehabt.

Im Gebäude der Bibliothek befinden sich noch andere Sammlungen, Münzen, Kameen und geschnittene Steine, Kupferstiche, ägyptische Alterthümer, römische, mittelalterliche. Dieses alles wurde nur flüchtig besehen, das Einzelne genauer in Betracht zu nehmen, war weder Zeit noch Lust vorhanden. Die Apotheose des Augustus, die größte Kamee, die man kennt, ein Sardonyx, den ein Graf Balduin von Flandern nach Frankreich gebracht haben soll, hielt doch unsere Blicke länger fest, eben so der Stein mit Keilschrift aus Persepolis, die Isistafel, der sogenannte Schild des Hannibal, die Waffen Franz des Ersten und der Degen Heinrichs des Vierten. Ein eherner, halbzerbrochener Stuhl, der Sessel des Dagobert genannt, war uns durch seine Inschrift merkwürdig, sie heißt: „Ce fauteuil a été transporté à Boulogne pour la distribution des croix de la légion d'honneur, le 16. août 1804.“ Die Schauspielerei mit alten Dingen, welche Napoleon seinem Namen zu verknüpfen strebt, ist selbst den meisten Franzosen nur lächerlich; die Anspielungen auf Karl den Großen, die so mannigfach und beflissen

ausgebreitet wurden, lieferten wenigstens noch einige Vergleichungspunkte, an denen sich die Einbildungskraft halten konnte; aber Napoleon und Dagobert, was haben diese zusammen? Auch soll die Wirkung sehr schlecht ausgefallen sein, die Soldaten haben über den alten Plunder nur gelacht, dessen Ursprung noch dazu sehr zweifelhaft ist; das Volk weiß von Dagobert nichts, als was das bekannte Lied Le grand roi Dagobert berichtet, und höchstens in diese Lächerlichkeiten, nicht aber in historische Beziehungen hat der Kaiser durch seine Posse sich verflochten.

Die Zusammenstellung Napoleons mit Karl dem Großen fanden wir auch bei Besichtigung der Kirche Notre-Dame aufdringlich dargeboten. In dem dortigen Trésor werden Krone, Reichsapfel, Zepter und Gerichtshand Karls des Großen aufbewahrt, und gleich daneben die Kronen Napoleons und Josephinens. Die Krone Napoleons ist ein goldner Lorbeerkranz und äußerst geschmackvoll in ihrer Einfachheit; ihm lagen abwechselnd der römische Imperator im Sinn und der König von Frankreich, in jener Rolle traf er es glücklicher als in der letztern, seine Adler waren ein gutgewähltes Sinnbild, das nicht nur im Heere sogleich faßte, sondern auch vom Volke günstig angesehen wurde, dagegen ihn seine Hervorsuchung der Hofkleider aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten nicht nur lächerlich, sondern auch verhaßt machte. Seine gekrönten und belorbeerten N und seine Bienen, die er überall

mit Verschwendung anbringen ließ, besonders an den öffentlichen Orten, wo bisher die Zeichen und Sprüche der Freiheit gestanden, waren ein rohes Mittel, sich überall dem Sinn einzuprägen, aber für die Menge wohl zweckmäßig. Doch sahen wir noch an manchen Mauern vergessene Freiheitsmützen, und noch nicht abgekratzte Beischriften: „Liberté, Égalité," oder „République une et indivisible", denn auch die Republik hatte nicht versäumt, sich in solchen Zeichen überschwänglich darzustellen.

Da ich der Kirche Notre-Dame erwähnt, so will ich gleich anmerken, daß ihr Eindruck dem des Straßburger Münsters unendlich nachstehen mußte und auch das Besteigen der Thürme nicht sehr belohnend war. Für den Ueberblick von Paris ist die Aussicht von der Höhe des Montmartre sowohl jener von Notre-Dame, als der von der Höhe des Pantheon und der Säule des Platzes Vendôme weit vorzuziehen.

Die Vendôme-Säule ist ohne Zweifel das tüchtigste und eindrücklichste der von Napoleon errichteten Denkmale. Der Stil ist nicht neu, aber darum sicher, die Arbeit gewaltig und fast unzerstörbar, die Kunst in den Bildwerken, welche den Säulenschaft in fortlaufendem Band umwinden, erscheint wohl schwach und mangelhaft, aber schon diese Art der Umwindung kann künstlerisch nicht viel gelten, sondern ist gleichsam eine Nachgiebigkeit gegen das Geschichtliche, auch schwinden diese Bildwerke schnell in eine undeutliche Verzierung, und der Wirkung des Ganzen können sie wenig schaden, die kolossalen Verhältnisse sind hier die Hauptsache. Trotz dieser Verhältnisse wird das Aufsteigen im In-

nern des Schaftes doch etwas beklemmend. Uebrigens ist hier einmal durchaus Wahrheit, in dem Werke selbst und in seiner Bedeutung, ungeheure Kriegsthaten, vollständiger Sieg, entschiedene Feldherrngröße, erobertes Erz; hier ist kein falscher Aufputz, kein Trug, kein eitles Spiel.

Wäre der Elephant auf dem Platze der ehemaligen Bastille fertig, mit den unendlichen Wassergüssen, die er sprudeln soll, so würde dies Denkmal wohl zunächst mit der Vendôme-Säule zu nennen sein. Auch hier ist dem reinen Kunstsinne nicht gehuldigt, es ist ein Element roher sinnlicher Kraft in dem Entwurf, das aber in Verbindung mit äußerer Größe und Gediegenheit unsern gemischten modernen Zuständen vielleicht besser ansteht, als die reinsten Schöpfungen der höchsten Kunst. Hier wäre neben den ungeheuern, in den kolossalen Thierkörper geformten Massen zugleich die überschwängliche, jeden Augenblick den Sinnen sich aufdrängende Gemeinnützigkeit des größten und ergiebigsten Brunnens der Welt ein mächtiges Moment, das manchen sonstigen Tadel überfluthete.

Die lockenden Ausflüge in die Umgegend von Paris machte ich meist mit Bentheim, und andere Oesterreicher, und bisweilen aus Höflichkeit Franzosen, pflegten sich anzuschließen. Versailles, Trianon, Marly, Saint-Germain, Saint-Cloud, Sevres, Malmaison, auch Saint-Denys und Montmorenci, wurden besucht, die Schauplätze vergangner Pracht und Herrlichkeit, welche der

Kaiser gern wieder in Zeugen seiner Macht und Größe verwandelt hätte. Doch nur in Saint-Cloud und Malmaison war ihm gelungen, das Interesse der Gegenwart über das der Vergangenheit zu erheben; die alten Königlichen Schlösser und Gärten sprachen noch immer nur ihre Zeit aus; das Leben, das hier Jahrhunderte hindurch auf und nieder gewogt, gestürmt, auch wohl geraset hatte, konnte noch in seinen Trümmern sich der Fülle und Bedeutung des heutigen kühn entgegenstellen. Die Anfänge der Revolution traten dem Beschauer besonders lebhaft aus diesen Oertlichkeiten hervor, die Wanderung durch das Schloß und den Park von Versailles wurde von selbst ein Geschichtslehrgang; die Kaiserlichen Diener, welche uns herumführten, brauchten das jedesmal Bemerkenswerthe nur zu nennen, der beredteste Vortrag hätte nicht mehr leisten können. Der Theatersaal im Schlosse zu Versailles stand noch eben so da, wie er für die verhängnißvollen Feste der Gardes du Corps am 1. und 3. Oktober 1789 war eingerichtet worden, nur hatte die lange Verwahrlosung und hin und wieder auch wohl Plünderung ihm allen Glanz genommen. Versailles wiederherzustellen, lag zwar im Plane des Kaisers, und mancherlei Arbeiten waren schon im Gange, doch sollen die Anschläge der Summen, welche man für dies Unternehmen nöthig erachtete, so erschreckend gewesen sein, daß man nicht zweifelte, Napoleon würde den Plan wieder aufgeben.

Nach Saint-Cloud führte uns auch öfters der Besuch des Theaters, zu welchem der Kaiser einladen ließ. Ich weiß keinen Theatergenuß mit diesem zu vergleichen; in den bequemsten eleganteften Logen hatten wir die

kleine Bühne ganz nah, wo Talma, Mlle. Raucourt, Fleury, Mlle. Mars, Baptiste und noch viele Andere ihr Bestes thaten; wandte man den Blick von der Bühne, so hatte man auf der andern Seite eben so nah die Kaiserliche Loge, und rings umher allen Reichthum und Glanz des Hofes. In den Zwischenakten wurden Erfrischungen genossen und Gespräche geführt, und dieses Schauspiel der aufgeregten Prachtgesellschaft überbot noch allen Reiz der Bühne! Nie konnte man so lange und ungestört den Kaiser in der Nähe beobachten, nie die höchste Kunst Talma's so nah und scharf anschauen, wie an solchen Abenden.

Ueber Talma wäre ein ganzes Buch zu schreiben. Er ist unbestritten einer der größten Genien, seine Zeit und seine Nation weit überragend; wie der Dichter mit dem König, so geht auch der Künstler mit dem Helden, und Napoleon und Talma sind keine unziemliche Zusammenstellung. Die französische Bühne ist ein Wesen eigner Art, ein Gebild aus den tiefsten Eigenschaften des Volkes durch die Arbeit zweier Jahrhunderte mühsam hervorgearbeitet, der Stolz und die Freude dieses Volkes. Alles ist hier auf unwidersprochene Voraussetzung, auf verabredetes Zugeständniß gebaut, erst wer dazu eingestimmt hat, darf hier urtheilen. Mir war es schwer, ich gestehe es, mich in diese Zumuthung zu fügen, als es aber geschehen war, hatte ich den reichsten Gewinn. Was für diese Art der tragischen Kunst aus höherem deutschen Standpunkte zu sagen sein kann, hat Wilhelm von Humboldt in einem herrlichen Brief an Goethe scharfsinnig ausgesprochen.

In Malmaison konnte man nicht verweilen, ohne

stets der Kaiserin Josephine zu gedenken, die hier ihre besten Tage gesehen hat. Selbst die herrliche Gemählde-galerie, lauter ausgewählte Meisterstücke, ganz ohne Bei-mischung von Mittelmäßigem, kann den Betrachter nicht so hinnehmen, daß er nicht unwillkürlich an die ent-fernte Besitzerin dieser Schätze gedenken müßte. Sie war schon abgereist, als ich nach Paris kam, und ich habe sie nie gesehen. Da sie jedoch in den Bildern jener Zeit kein gleichgültiges war, und sie mit unsern Beziehungen sehr, wenn auch nur als Widerspiel zu-sammenhing, so benutze ich die Gelegenheit, einige Züge zu ihrem Bilde von andrer Hand in diese Blätter auf-zunehmen. Die nachfolgenden Worte sind aus den Tage-büchern des Grafen Karl von Clary — Enkels des Für-sten von Ligne — der einige Monate früher nach Paris gekommen und vor meiner Ankunft wieder abgereist war.

„Diese arme Kaiserin Josephine hat sehr Recht, die-sen Wohnort Malmaison leidenschaftlich zu lieben. Sie kam um die Mitte des Mai daselbst in aller Herrlichkeit an, überfroh wieder dort zu sein. Als sie nach Navarra abreisen mußte, soll sie in Verzweiflung gewesen sein, und man will in Nanterre, als sie durchfuhr, gesehen haben, wie sie schluchzend das Gesicht in's Schnupftuch drückte. Man hatte ihre Abfahrt eilfertig, ja schonungs-los angeordnet, ohne Garden, ohne ihre sonstige Umge-bung, nur von Gendarmen begleitet; die Rückkehr war anständiger, und sie schien wohlzufrieden. Die Könige, die Königinnen, der Großherzog von Würzburg machen ihr öftere Besuche. Die Wege sind bedeckt mit sechs-spännigen Kutschen, die gehen und kommen, mit Eil-boten, Reitern u. s. w. Sie hat täglich zwanzig bis

dreißig Personen zu Mittag, z. B. alle Talleyrand's Madame Juste de Noailles; doch heißt es bei all dem, sie empfange nicht, und es werden ihr auch keine Fremden vorgestellt. Der Graf von Metternich besucht sie ebenfalls. Sie hat den Kaiser noch nicht wiedergesehen; wenn dieses geschehen ist, wird sie gleich nach Aix in Savoyen abreisen. Es werden Wetten gemacht, ob sie mit der Kaiserin Marie Louise vorher noch zusammenkommt oder nicht. Der Vicekönig Eugen und die Vicekönigin wohnen, glaub' ich, in Malmaison, auch die Prinzessin Stephanie, wenigstens war sie neulich dort. Eine gute Frau ist sie, diese Kaiserin, alle Leute bedauern sie, und niemand sagt Böses von ihr; sie hat niemals jemanden etwas zu Leid gethan; sehr leichtsinnig, keiner Beschäftigung fähig, außer etwas mit Botanik, gern den ganzen Tag von Leuten umgeben, von den Aeußerlichkeiten und dem Flitterglanze des Thrones befangen, prunkendes Erscheinen, Diamanten und Putz leidenschaftlich liebend, ohne besondern Geist, aber mit Takt und Grazie ausgestattet, und daher im Stande, jedermann etwas Angenehmes und Schmeichelhaftes zu sagen, — findet sie sich jetzt unbeschäftigt und unglücklich dieserhalb. Mad. d'Audenarde bekennt laut eine große Anhänglichkeit für sie, und kann nicht aufhören ihre ungemeine Güte, die schöne Art, wie sie ihr jetziges Loos erträgt, anzupreisen. Die Damen, welche sie weit zugänglicher und mittheilender fanden, als die jetzige Herrscherin ist, wünschen sie zurück, besonders solche, die, wie Mad. de Montmorency und Mad. de Mortemart, aus Rücksicht ihrer Namen, von Seiten einer Erzherzogin eine ganz andere Behandlung erwarteten, als ihnen zu Theil wurde; diese Weiber sind wüthend und schreien laut."

„Selbst jetzt, da die Kaiserin Josephine so zurückgezogen lebt, sieht man jeden Morgen — und ich glaube oft sogar zweimal täglich — auf dem Wege nach Malmaison das Kabriolet von Leroi, der sie frisirt. Dieser Leroi z. B. muß gegen die Nachfolgerin ergrimmt sein; Günstling bisher, Orakel des Hofes und der Stadt, bedeutend reich geworden durch seinen Putzhandel, mußte Leroi sich gegen die Schläge des Geschickes gesichert glauben. In den ersten Tagen der Heirath bringt er der neuen Kaiserin einige Kleider; sie findet sie zu sehr ausgeschnitten, — „Ach, Madame, wenn man einen so schönen Hals zu zeigen hat, muß man ihn nicht verhüllen", — sie klingelt: „Auf der Stelle hinaus mit dem Unverschämten, und daß er sich nie wieder vor mir blicken lasse!" Leroi, vom Donner gerührt, traut seinen Ohren nicht, und steht mit offnem Maule! Er war bei der Andern etwas zu schmeicheln gewohnt und mit solchen Reden nie übel angekommen. Diese Ungnade hat großen Lärm verursacht, doch hat die Kaiserin diesmal, finde ich, ausnehmend wohlgethan."

„Graf Fedor Golofkin hat die Dame von Malmaison seit ihrer Rückkehr noch nicht gesehen, obwohl Nachbar und Günstling; seine Faulheit schützt Unwohlsein vor; er wagte sich daher nicht in die Nähe des Schlosses, sondern wartete auf uns im Garten, während Flore und ich tapfer vorgingen und Mad. Audenarde zu sprechen verlangten. Ein Volk von Pagen, von Kammerherren, glaub' ich, von galonnirten Kammerdienern, von Basken, — denn die Kaiserin hat Basken, recht hübsch gekleidete und recht springerhaft aussehend — maßen und betrachteten uns eine Weile mit Staunen und

führten uns dann in den Entresol, wo sie wohnt. Mad. Audenarde empfing uns mit offenen Armen, sie sieht wohl etwas verändert und gealtert, aber doch noch zum Verwundern gut aus. Sie fragte uns, ob wir die Galerie sehen möchten? wir wünschten es sehnlichst. Darauf ging sie hinunter und sagte zur Kaiserin: „Besuchen Ihro Majestät heute die Galerie?" — Ja, es sind viele Arbeiter dort und es werden Gemählde aufgehängt. Warum? — „In diesem Falle wage ich Ihro Majestät meine Bitte nicht zu sagen." — Was ist's denn? — „Die Fürstin von Ligne und der Graf von Clary sind bei mir, und ich hätte gewünscht, ihnen die Galerie zu zeigen." — Wohl, führen Sie sie hin, ich werde auch kommen. — Nun kam Mad. Audenarde uns zu holen, und wir gingen mit ihr hinab. Flore'n, trotz ihrer Neugier, schlug das Herz, und ich hatte kaum Zeit meine Kamaschen abzunehmen, und erschöpfte mich in Artigkeiten, und plötzlich stehen wir an der Thüre der Galerie und Nase gegen Nase mit dieser Majestät, die mit reizender Anmuth auf uns zukommt, uns vortrefflich empfängt, und die Güte hat, selber uns herumzuführen und uns die schönsten Bilder zu zeigen, indem sie sagt: „Meine Galerie bedarf Ihrer Nachsicht, man arbeitet darin", und anderes der Art. Es ist nicht möglich, mehr Grazie und Liebenswürdigkeit zu haben, als sie dabei gezeigt. Nach einer Viertelstunde entfernte sie sich, und ließ uns von ihr bezaubert. Ich fand sie weit, aber weit bessern Aussehens, als ich erwartet hatte, und sehr angenehm, wohlgewachsen, einfach aber sehr gut gekleidet."

„Man kann kein schöneres Gemach sehen, als diese

Galerie, sie ist so gut gebaut, so gut und einfach bemahlt, mit so viel Geschmack, so vollkommen erhellt von oben, von so schönem Verhältniß! Die Gemählde sind nicht zahlreich, aber äußerst gewählt."

„Endlich kehrten wir zu Goloffkin zurück, der mit großer Geduld auf uns gewartet hatte, und sich ungemein freute, daß unser Abentheuer so geglückt war. Die Wagen der Kaiserin waren vorgefahren; man kann nichts Leichteres und Zierlicheres sehen, ganz offne Kaleschen mit einem ungeheuern Sonnenschirm in der Mitte; so hübsche Pferde und Jokai's, genug alles von bestem Ansehn. Auf dem Heimwege begegneten wir der Königin von Neapel mit ihrem treuen Cavaliere servente dem Großherzog von Würzburg, der wie ein kleiner Knabe in sie verliebt sein soll; sie behandelt ihn sehr gut, aber ich glaube doch, daß ein großer fremder Minister glücklicher ist. Uebrigens ist dieser gute Großherzog geliebt und geachtet von der ganzen Familie und allen Leuten. Er ist der einzige deutsche Fürst, der noch ein wenig Ansehn hat. Uns Oesterreicher behandelt er mit ausgezeichneter Artigkeit."

„Am 15. Juni ist die Kaiserin Josephine nach Aix in Savoyen abgereist. Der Kaiser hat sie nur noch Einmal gesehen, sagt man, und dabei zwei Stunden lang mit ihr in den Gärten von Malmaison gelustwandelt. — Er ist ihr noch so sehr zugethan, als er es überhaupt sein kann. Sie wollte zum Reisen den Namen einer Herzogin von Navarra annehmen, aber der Kaiser wollte es nicht, weil dies, sagte er ihr, nur den Schein vermehren würde, als gebühre ihr nicht mehr der Titel Kaiserin; sie möge lieber unter dem Namen

Frau von Arberg reisen, was sie denn auch thut. Mad. d'Audenarde, Herr Pourtalès und noch ein Herr fahren mit ihr im Wagen."

So weit der österreichische Freund. In der That, die Kaiserin Josephine war allgemein beliebt, und in der Pariser Gesellschaft und selbst am Hofe ließ sie viele Anhänger zurück, die sich offen zu ihren Gunsten aussprachen. Jedoch die nächsten Anhänger Napoleons, besonders die noch der Revolutionsrichtung nicht ganz entsagt hatten, wollten behaupten, niemand habe ihm mehr geschadet, als diese Frau, sie habe ihn den Altadligen und diese ihm genähert, und die Anschließung an diese und an die alten Dynastien sei eine Trennung von der Nation, er werde es schon noch erfahren! Solcherlei hörte ich im Jahre 1810 bei Schlabrendorf von klugen Franzosen aussprechen.

Im Tuileriengarten und auf den Boulevards welkte das Laub schon in der Mitte des Sommers, die Champs-Elysées und das Bois de Boulogne hatten längst verzichtet Feld und Wald zu sein, wollte man freie Natur und frisches Grün, so mußte man in den Garten von Saint-Cloud oder nach Montmorenci fahren. An letzterm Orte war ich mehrmals, die Familie Fould hatte dort ein Landhaus, die Gräfin von Metternich liebte dort im Walde spaziren zu gehen, auch fuhr Fräulein Mendelssohn mit einigen ihrer Zöglinge bisweilen hieher. Wir machten dann schöne Eselritte, die Esel von Montmorenci waren unsre erklärten Lieblinge, denen man auch

üble Launen gern nachsah, weil diese doch immer ergötzlich wurden. Aber Montmorenci hat einen andern Reiz: hier lebt auf allen Wegen und Stegen das Andenken von Jean Jacques Rousseau!

Ueber Rousseau zu sprechen, ist jetzt eine schwere Aufgabe, da die Mehrzahl heutzutage seine Werke kaum noch kennt, und sich gewöhnt hat, mit seinem Namen ungeprüft die willkürlichsten Vorstellungen zu verbinden. Wer kann über ihn urtheilen, ohne genau das Lebensmeer, von dem er getragen wurde, und jede Strömung und Woge, die ihn ergriffen, zu kennen und ihre Wirkung zu würdigen? Und wer darf über ihn urtheilen, der nicht, bei der Kenntniß dieser Zustände, dennoch diese und alle Zeitumstände wieder zu vergessen vermag, um zu den lichten Höhen des freien Geistes mit ihm aufzusteigen? Denn Rousseau, wie tief verwickelt in die Aeußerlichkeiten seines Zeitalters und wie schnöde oft von ihnen beherrscht, lebte ein innres Leben aus den Urquellen des Daseins, stand im Bunde mit der frischen Natur, und fühlte sich selber als eine ganze Schöpfung. Da kommen die kleinen Leute, die von solchem Zusammenhange nichts ahnden, und suchen an Rousseau's Sonderbarkeiten sich zu ergötzen, beschuldigen ihn der Eitelkeit, und finden in dieser den Schlüssel seines Wesens, seiner Schriften, besonders der Confessions! Der Vorwurf der Eitelkeit ist wahrlich bei Rousseau am wenigsten statthaft, aber ich weiß wohl, er ist der allgemein angenommene, wie er denn in der That wohlfeil und bequem genug ist, — doch hat er auch seine verrätherische Tücke, und biegt sich wohl auf diejenigen zurück, die ihn so unbedacht gebrauchen. Wie über Rousseau zu urtheilen

ist, das hat uns Fichte gezeigt; auf diesem Wege ist weiterzugehen, aber dieser Weg liegt seit langer Zeit öde, sowohl von Deutschen als von Franzosen unbetreten. Doch wird die Zeit kommen, wo auch Rousseau wieder in all seiner Geistesmacht erkannt und sein Verständniß den Herzen theuer sein wird! Einstweilen ist er mir ein Prüfstein für viele Menschen, für die ausgezeichnetsten und besten; denn wie jemand über Rousseau urtheilt, das giebt mir das entscheidende Maß, was ich im höchsten Sinne von dem Urtheilenden zu halten habe! Am häufigsten, und verzeihlichsten noch, ist die bloße Unwissenheit; wo aber eine nähere, freilich oft auch nur vermeinte, litterarische Kenntniß doch nur zu schiefen Ergebnissen und dürftiger Ansicht geführt, da weiß ich, mögen die Leute sonst noch so viel sein und leisten, von welchen Regionen sie für ewig ausgeschlossen sind!

Für ein gemächliches, vergnügtes, mit allen Reizen und Befriedigungen geschmücktes Leben findet man schwerlich einen bessern Ort als Paris. Die allmächtige Hauptstadt zaubert das Ausgezeichnetste und Vorzüglichste jeder Art von allen Seiten her in ihren Kreis; alles was die Bildung und Erfindungskraft, nicht nur des eignen sinnreich bemühten Volkes, sondern auch des Auslandes, nah und fern, in irgend einer Kunst, in irgend einem Zweige des Lebens, hervorbringt, gehört ihr sogleich an, liefert ihr seine besten Leistungen, bietet ihr sich in genußfertigster Anwendung. Der ganze Handel von Paris besteht fast nur in Sachen des Wohllebens und Ueberflusses. Ge-

schmack in Kleidung, in Geräthe und Wohnung, Glanz und Verzierung jeder Art, Schmuck des Leibes und der Seele, die Freuden der Tafel, Gespräch und Neuigkeit, die Künste des Schauspiels, der Musik, des Tanzes, jedes Talent und jede Geschicklichkeit, alles bemüht sich, mit regem Wetteifer und glänzendem Erfolg, um reiche Ausstattung des Pariser Lebens; der Koch, die Maitresse, der Lakai, der Schmeichler und Augendiener verstehen wohl nirgènds ihr Fach besser, als grade hier; kurz, es steht alles hier, auch der Geist und das Wissen, zunächst im Dienste der ausgebildeten Sinnlichkeit. Mit klugem Verstande sind alle Einrichtungen auf die schnellste, wohlfeilste und anmuthigste Befriedigung unzähliger Bedürfnisse berechnet; der unbedeutendsten Sache, der geringsten Verrichtung wird mit eigner Gewandtheit eine Art von zierlicher Wichtigkeit gegeben, ein Aufputz gefälliger Manier, die auch das Gemeinste nicht als gemein will erscheinen lassen. Man sieht es auch diesem Leben gleich an, daß ihm, dessen Ziel nur der Tag ist, Jahrhunderte im Rücken stehen. Nur eine lange Folge von Geschlechtern, stets erneut, bewegt und thätig in derselben Richtung, nur der unaufhörliche Wetteifer und die tausendfältige Durchkreuzung eitler Gefallsucht mit schmeichelnder Betriebsamkeit, thörichter Verschwendung mit klugem Eigennutz, nur der stete Zusammenfluß größter Laster und schönster Talente konnten dieses Gebilde hervorbringen, das wirklich als ein abgerundetes Ganze erscheint, bis in das kleinste Geäder von demselben Stoffe gemacht, von demselben Geist erfüllt. Pracht und Aufwand mögen anderswo größer sein, Genuß und Schwelgerei sich kräftiger darstellen, aber gewiß hat nirgends die Annehmlich-

keit des Lebens so auf alle Klassen sich ausgebreitet, so jede Geringfügigkeit der täglichen Begegnisse durchdrungen, so durch leichte Formen das eigne Bestehen gesichert. Klugheit und Feinheit erhöhen das Leben, aber sie mäßigen es auch, und das Oel der Höflichkeit schwimmt besänftigend und ausgleichend über allen Unebenheiten der erregten Wogen. In der That dünkt mich das Ganze des Pariser Lebens mehr darauf berechnet, in steter Wiederholung und reichem Wechsel von tausend Annehmlichkeiten gegen Langweile und Unlust gesichert zu sein, als in Tüchtigkeit und in Erfüllung eigentliches Glück und ächte hohe Freude zu empfinden. Nirgend scheint es so gleichgültig, ob man lange lebt oder kurz, als in Paris, denn zehn Jahre sind dort leicht wie eines, und eines wie zehn, in vergänglichem Wechsel vergißt man der Zeit, und für den, der sich nie besinnt und in sich selber zusammenfaßt, ist die vergangene völlig bedeutungslos.

Und dennoch ist dieser Ort vorzugsweise der Heerd, wo sich seit Jahrhunderten die größten Geschichtsbewegungen entzünden, wo die heftigsten Erschütterungen alltäglich sind, die stärksten Leidenschaften und Schicksale den Schauplatz füllen? Allerdings. Grade solch eine gleichförmige, in allen ihren Bestandtheilen zusammenstimmende, nach derselben Richtung streichende und in den kleinsten Theilchen dieselbe Wirkung äußernde Masse ist das allerfähigste Werkzeug der That für die genialen Kräfte, die leitenden Talente, welche aus ihr emporsteigen. Dieser Boden ist immer elektrisch, die leisen Strömungen sind überall, sie wirken im gewöhnlichen Laufe nur sanft belebend, aber jede Faser giebt, auf Erfordern, augenblick-

lich ihren Beitrag zu den großen Gewittern, in welche die Anhäufung sich entladet.

Außer den vielfachen Gegenständen, die sich gewöhnlich hier vorfinden und drängen, und den Sinnen immerfort zu thun geben, verlangt und empfängt jeder Tag hier auch etwas Neues, das für den Augenblick eine Spannung erregt, gesehen und besprochen werden muß, und als eigentlicher Gegenstand des Tages gilt. Man kann auch um so eher lebhaften Antheil an diesen Neuheiten nehmen, da bei der großen Volksmenge und ihrer eifrigen Regsamkeit schon die bloße Zahl der Antheilnehmer auch dem Unbedeutendsten wirklich eine Art von Wichtigkeit giebt, und was vorher nichts war, nun in der That etwas wird. „La foule s'y est portée", las ich neulich im Moniteur, und der Ausdruck sagt allerdings viel. Könnte der Zufluß von Neuheiten einmal verstopft werden, und sollte der Pariser ohne sie leben, es wäre fast so schlimm, als wenn die Zufuhr von Lebensmitteln stockte, denn mit den alten Vorräthen käme man nicht weit. Die gewöhnlichen Reizungen können hier nicht genügen, um den zum Leben erforderlichen Grad der Erregung zu erhalten, so blasirt ist der Sinn des Parisers über alles, immer lauern dicht unter der dünnen Schleierdecke des Vergnügens der Ueberdruß und die Langeweile.

Das Bedürfniß des Auffallenden und Eindringlichen zeigt sich bei jeder Gelegenheit. Wer etwas zu verkaufen, seine Dienste anzubieten, etwas bekannt zu machen hat, muß zu den außerordentlichsten Mitteln greifen, um nur bemerkt zu werden. Lächerlich sind in diesem Betreff besonders die Aushängeschilder, die Anschlagzettel, die

Inschriften, welche in den belebtern Straßen überall wuchern. Ungeheure Tafeln, riesige Buchstaben, von allen Gestalten und Richtungen, gedrückte, gedehnte, vorwärtsliegende, rückwärtsliegende, Bilder mit dem Anspruch auf schöne Mahlerei, andre fratzenhaft verzerrt, oftmals die Zeichen der Waare zahlreicher als die Waare selbst, alles um nur eben über Wasser zu bleiben. Die Vervielfältigung der Abbilder wird in manchen Fällen wahrhaft komisch. In der Rue Richelieu ging ich einst mit dem Ritter von Eskeles, der kürzlich von Wien gekommen war, und wiewohl selbst ein Großstädter, doch hier über vieles verwundert war. Ihm fiel besonders diese Verschwendung der Schildzeichen auf, er stand vor einem Laden still, betrachtete dessen äußere Ausstattung und sagte bedächtig, indem er mich am Arme faßte: „Wenn einer hat zu verkaufen Würst, sollt' man denken, er wird heraushängen sechs Würst, — zwölf Würst — zwanzig Würst" — er hielt inne, dann, die bisher vor der Brust gespreizte Hand ausstreckend rief er mit einer Art Explosion: „Hundert Würst!" Und er hatte wahrlich ganz Recht, das Uebermaß war lächerlich, und nicht bloß bei den Würsten, die dem guten Eskeles so besonders aufgefallen waren. Aber die Kaufleute nehmen gern eine Lächerlichkeit auf sich, ja sie ersinnen sie mit Fleiß, wenn es nur gelingt, den Zulauf damit zu locken. Bei den Tuilerien befindet sich ein Schnupftabacksladen, wo nicht nur Aushängeschilder, sondern die ganze Vorderwand des Gebäudes mit prächtigen lateinischen Sprüchen zum Eintreten auffordern. Ungemein ergötzlich ist im Palais-Royal die Inschrift eines Ladens, dessen Besitzer, ein Perückenmacher, auf

mehreren großen und kleinen Tafeln sich selber dieses Denkmal gestiftet hat:

TELLIER
INVENTA EN L'AN DIX
LES PERUQUES ELASTIQUES
IMITANT LA CHAIR.

Welche Begebenheit! Und en l'an dix! Welcher Lapidarstil! — Ein Schulhalter lockt durch einen Vers aus Virgil an:

Disce, puer, virtutem ex me, verumque laborem.

Ein andrer Mann, der freilich nicht anlocken, sondern vielmehr abschrecken will, denkt seine Mauer durch die beleidigenden Worte zu schützen: „Ici pissent les cochons!" ohne doch jemals einen Besucher in seinem Vorhaben irre zu machen. Ungemein erlustigte uns auch eine Tafel, die uns etwas näher anging; seit der Vermählung des Kaisers waren die Deutschen im Werthe gestiegen, man beachtete sie, man wünschte sie anzuziehen; ein verdorbener Garkoch glaubte den ächten Deutschheitsköder entdeckt zu haben, und an seiner schmutzigen engen Bude zwischen den Tuilerien und dem Louvre stand herrlich:

Hier Be Finden sich die Deuschen
vor das gud Saurgrauth.

Er hatte die Freude, daß neben den Handwerksburschen, die ihn besuchten, auch manche vornehme Deutsche bei ihm einblickten, und wenigstens ein Trinkgeld zurückließen.

Sie haben wohl Recht, die gewerbfleißigen Pariser, daß sie alles anwenden, einen wenn auch nur augenblicklichen Schwung zu erlangen, denn wer etwas Neues

aufgebracht, wer von sich sprechen gemacht hat, ist seines Gewinnes sicher; ehe die ganze Masse der Neugierigen die Sache durchprobirt, die Täuschung eingesehen hat, ist das Glück schon ergiebig genug gewesen, und die üble Nachrede kann nicht mehr schaden. Ja es haftet selbst an dieser noch einige Ehre, denn es gilt für keine Kleinigkeit, die klugen, feinen Mitbürger insgesammt aufgeregt, beschäftigt und wohl gar genarrt zu haben.

Glück aber gehört hier mehr als anderswo zu jeder Unternehmung, ein günstiges Etwas, das sich selten voraussehen und noch seltner berechnen läßt; ein feiner Takt für das Oertliche, für Bedürfniß und Neigung mag wirksam dabei sein, ist aber für sich allein nicht hinlänglich. Und wunderbar, die Laune des eigensinnigsten Publikums, das sich in Widersetzlichkeit gegen jede Autorität recht eigentlich gefällt, erweist sich bisweilen von der verhaßtesten Seite abhängig! So ist auf dem Boulevard bei dem Théâtre des variétés ein schönes Haus und großer Garten, wo man Erfrischungen bekommt, das ehemals berühmte Frascati, welches der Glacier Carchi auf's geschmackvollste und angenehmste eingerichtet hat, wo das vortrefflichste Gefrorne und die eleganteste Bedienung stets bereit ist, und wo sonst die Pariser vornehme und feine Welt im höchsten Putz jeden Abend versammelt war; dieser Ort ist jetzt ganz verlassen, nur wir Freunde besuchen häufig die einsamen Räume, wo wir zwanglos und unbehorcht unsre traulichen Gespräche führen. Man sagt uns, der Kaiser sei an dieser Verödung schuld, er habe den Herzoginnen von Bassano und von Rovigo schmachvoll vorgeworfen, daß sie ihre

kaum empfangene Titelwürde in solchen Wirthshäusern herumschleppten; gleich ihnen mied nun jederman den Ort, und das grosse Publikum zog sich nach dem engen, geschmacklosen Jardin turc, wo ihm alles, was in Frascati vortrefflich ist, schlecht geboten wird. Carchi kündigte zwar zum Versuch eine neue Art Eis an, eine „invention nouvelle qui surprendra le public" heißt es auf den Anschlagzetteln, die Sache konnte Glück machen, ein günstiger Stern ihm den großen Haufen zurückführen, Frascati für ein halbes Jahr auf's neue beleben, allein die Menge biß nicht an, und Frascati blieb leer. Vielleicht hilft ihm eine noch viel geringere Kleinigkeit wieder auf, ein Zufall, oder eine Dummheit, der Mann verliert wenigstens den Muth noch nicht, und setzt mit großen Opfern die Einrichtung fort.

Der Einfluß des Kaisers ist sonst in dergleichen Dingen am wenigsten merkbar, und die Sitte und Geselligkeit unterwerfen sich seiner Herrschaft keinesweges, sondern folgen ihrem eignen Zuge, der sich nicht scheut, der höchsten Gewalt zu widersprechen. Wohin man blickt, wird man wohl an die Tagesgeschichte erinnert; hier ist ein café de Jéna, dort eines à l'archiduc Charles, au duc de l'Infantado; Namen der Straßen erinnern an Schlachten; Brücken, Brunnen, Triumphbogen verherrlichen den Sieger, dessen Namenszug und Wappen aller Orten vervielfältigt ist; die kleinen Theater geben häufig Stücke, deren Stoff den neusten Ereignissen entnommen ist. Aber im Grunde nimmt der Pariser an den großen Begebenheiten, die nicht unter seinen Augen vorgehen, nur geringen Antheil; sie haben für ihn nur insofern Werth, als sie in seinen kleinen Kreis eingrei-

fen, sich in Festen und Lustbarkeiten abspiegeln. Es ist kaum zu glauben, mit welcher Gleichgültigkeit hier die Nachrichten von neuen Kriegserfolgen des Kaisers aufgenommen werden, als Zeitungsartikel sind sie dem Publikum allenfalls wichtig, nicht als wirkliche Ereignisse. Sogar für den französischen Ruhm ist man schon abgestumpft, „Nous en avons assez“ hört man in hohen und niedern Kreisen. Vom Kaiser wird gleichwohl viel gesprochen, doch meist nur in Bezug auf das kleine Leben, auf die Anordnungen des Tages, die Feste, die Bauten, die Paraden, das Hofceremoniel, die Gunst oder Ungunst, in der einzelne Personen stehen, und anderes der Art; eine neue Uniform, die in den Straßen gesehen wird, ist den Parisern wichtiger, als ein Sieg in Spanien oder ein Gefecht in Calabrien. In den Provinzen soll dies anders sein, und dort Napoleon mehr in seinen Thaten geschaut werden und gelten. Darin kommen die meisten Stimmen überein, daß dennoch der stets erneuerte Glanz der Waffenerfolge für das Bestehen seiner Herrschaft unentbehrlich ist, und hauptsächlich durch diesen die Unternehmungen seiner innern Gegner gehemmt werden. Diese Gegner zerfallen in zwei Klassen, Freiheitsfreunde und Königsfreunde, deren jede in ihrer Art ihm bedeutend erscheint und furchtbar werden kann. Er wüthet gegen beide Partheien und sucht auch aus beiden die Einzelnen zu gewinnen, was ihm auch bisher merkwürdig genug gelungen ist, denn er hat die ärgsten Jakobiner in seinem Staatsdienst und die altadeligsten Emigrirten zu Höflingen. Aber beide sind ihm nur sicher unter der Bedingung andauernder Glückserfolge. Außerdem ist auf beiden Seiten ein starker Kern,

der sich nicht gewinnen läßt, und gerade dadurch um so bedeutender und beunruhigender ist. Daß der Kaiser mehr den Faubourg Saint-Germain, wo die Altadeligen sitzen, fürchtet, als das eigentliche Volk, in welchem die Revolution noch ihre Nachschwingungen hat, dünkt dem Grafen von Schlabrendorf ein Irrthum, den einst Napoleon sehr kann zu büßen haben. Auffallend ist es mir, wie wenig der Kaiser im Volke gefürchtet wird; die meisten Leute haben Furchtbareres erlebt, als seine Herrschaft, und haben auch dies Furchtbarere plötzlich schwinden sehen, so daß ihnen keine Gewalt als entschieden befestigte vorkommt, sondern bloß als provisorische. Diese wird anerkannt für den Augenblick, aber nur soweit sie sich thatsächlich geltend macht, auf den guten Willen hat sie nicht zu rechnen. Zuverlässig ist noch viel Revolutionaires im Volke, Freiheit und Gleichheit sind noch immer nicht aufgegebene Voraussetzungen, die Jakobiner brüten im Stillen, und eifrige Anhänger der Republik finden sich überall, selbst unter den ersten Großen und Betitelten des Reichs. Freilich ist diese Meinung für jetzt ohne Bajonette und Kanonen, aber alle Macht in der Welt geht doch von der Meinung aus, und jene Werkzeuge fügen sich ihr zuerst. Man hat in Deutschland, wo man das französische Joch so schwer fühlt, kaum einen Begriff, wie wenig die Franzosen selbst unterjocht sind. Ich habe überall sehr frei sprechen hören, doch freilich nicht auf offnem Markte, und auch hier ist in Gestalt des Witzes viel erlaubt. Das Volk selber ist nicht nur witzig, sondern auch gewitzigt und klug und fein von alter Zeit her, die Blendwerke und der Aufputz, durch die man auf dasselbe einzuwirken

sucht, täuschen nur den rohen Haufen, und oft diesen kaum; man kennt die Leute, die jetzt etwas vorstellen wollen, aus früherer Zeit, man weiß, wie es mit ihnen ist, man lacht ihrer neuen Würden und Titel.

Ich gedenke mit besonderm Vergnügen eines Marktschreiers, den ich auf dem Boulevard einen kleinen Tisch mit Puppen aufstellen sah; nachdem ein armseliger Pagliasse durch schlechte Späße einige Leute herbeigezogen hatte, begann der Mann seine Rede. Seine Stimme klang ehern, seine Worte waren eindringlich, Haltung und Ton unverschämt erhaben und sicher. Er sprach mit Würde und Bedeutung von seiner Kunst — Flecken auszumachen, theilte die Flecken scharfsinnig in dreierlei Klassen, und handelte weitläufig in gelehrten Phrasen seine Mittel für jede Klasse der Flecken ab. Er versicherte stolz, er käme nicht jeden Tag auf den Boulevard, er habe zu Hause genug zu thun, allein aus Menschengefühl wolle er fernerhin zweimal die Woche öffentlich auftreten, weil sonst mancher Unglückliche nichts von ihm erführe. „Je pourrais aussi-bien qu' un autre, schloß er endlich, prendre le nom pompeux de professeur de physique amusante, mais un homme comme moi dédaigne un titre vain et barbare, qui ne se trouve pas même dans les dictionnaires.“ Seine Fleckkugeln kosteten das Stück zwei Sous, und er verkaufte deren viele, seine Rede hatte Vertrauen und Gunst erweckt. Ein paar Soldaten der kaiserlichen Garde traten heran; sogleich erwähnte er wie von ungefähr in seiner wiederbegonnenen Rede, daß ein ganzes Regiment sich seiner Kugeln mit Erfolg bedient und durch die Reinheit der Bekleidung den Beifall des Kaisers erworben habe;

bei dem Namen des Kaisers zog er den Hut ehrfurchtsvoll ab, „car, messieurs, sagte er, quand on nomme Sa Majesté l'empereur il faut toujours ôter son chapeau.“ Aber niemand that es nach, im Gegentheil erklang ein Zischen, die Soldaten gingen lachend ab, und die bisher günstigen Zuhörer zerstreuten sich mißvergnügt.

Als entschiedene Männer des Widerspruchs gegen die herrschende Gewalt der Dinge nannte man unter andern den Senator Grafen Grégoire und den ehemaligen Kriegsminister und Director Carnot. Erstern sollte ich durch Schlabrendorf's Vermittlung kennen lernen, es gelang aber nicht; er war eben so rechtgläubiger Katholik als entschiedener Republikaner, aber als Jansenist vielen Katholiken verhaßt, und als Katholik vielen Republikanern. Der Senator- und Grafentitel that ihm keinen Schaden, man wußte, daß er sich daraus nichts machte. Mir war er noch besonders wichtig, weil er die Bürgerrechte der Juden stets eifrig vertheidigt hatte, jedoch war es mir nicht möglich, seine vier Jahre früher gedruckte Schrift De la régénération des Juifs in Paris aufzutreiben, da der dortige Buchhandel sich auf Neuigkeiten beschränkte, und ältere Sachen dem Zufall überlassen blieben. Carnot's Bekanntschaft entging mir ebenfalls, ich hatte an ihn geschrieben, war aber schon abgereist, als seine Antwort eintraf, die mein Gesuch um ein Exemplar seines eben erschienenen Werkes De la défense des places fortes, das ich übersetzen wollte, mit dem Bedauern ablehnte, die ganze Auflage gehöre dem Kaiser, der ihn zur Abfassung veranlaßt hatte. Die Annäherung, in Folge deren dieser Auftrag gekommen, ging

von dem Kaiser aus; er hatte vernommen, Carnot habe durch falsche Spekulation gegen sechzigtausend Franken verloren, das heißt den größten Theil seines Vermögens, und sei in wahrer Dürftigkeit. Dies schien unglaublich, denn er beziehe ja, meinte Napoleon, als ehemaliger Minister ein Jahrgeld von zehntausend Franken. Carnot, wurde ihm erwidert, habe dieses Jahrgeld nie bekommen. Erfreut, den ihm abgeneigten, aber ehrenwerthen und wichtigen Mann verbinden zu können, befahl er augenblicklich die Auszahlung aller Rückstände und ernannte ihn zum Inspecteur der Festungen, in welcher Eigenschaft er alsbald obiges Werk herausgab. In der Vorrede sagt er, sein „Souverain" habe ihm den Auftrag dazu gegeben. Dieser Ausdruck machte die Leute stutzen, und ich habe große Streitigkeiten zwischen Franzosen darüber angehört, wiefern der Kaiser ihr Souverain heißen dürfte. Die Verneinung war fast allgemein, der Titel komme dem Kaiser nicht zu, wenn er auch gern von den Höflingen sich so nennen höre, und Carnot wurde sehr getadelt, wenn man ihm gleich nicht zutraute, eine Schmeichelei damit beabsichtigt zu haben. Aus allen solchen Zügen sieht man, daß Napoleon noch keineswegs unbedingt in Frankreich herrscht.

Napoleons wahres Bezwingungsmittel auch der Franzosen bleibt immer das Kriegsheer, in welchem allein die verschiedenen Partheien und Klassen wahrhaft verschmolzen werden. Man hat bemerkt, daß nur hier die Royalisten wie die Republikaner sich einigermaßen in treue Anhänger des Kaisers verwandeln, welches im Hof- und Verwaltungsdienste keineswegs ebenso gelingt. Auch scheint Napoleon dies recht gut zu wissen, und

sucht auf alle Weise den Soldatengeist in der Nation zu heben. Den Ehrenlegionsrittern schreibt er vor: „de préférer toujours la noble poussière des camps au vain luxe de la grande ville“; schöne, stolze Worte, denen nur sein eignes Beispiel oft in mißfälliger Art widerspricht, denn sein Hofprunk und seine Feste behalten immer etwas Plumpes, und aller Aufwand vermag nicht die feine Ueppigkeit ehemaliger Zeiten zurückzurufen. Auch ist ihm nichts schmeichelhafter, als Altadelige in seinem Hofdienste zu haben, die alten Namen klingen ihm angenehm in's Ohr. Der alte Name Hof dagegen bestach eine gute Anzahl von jenen, sie konnten dem Zauber nicht widerstehen; die kleine Beschämung suchen sie durch Selbstverspottung zu überwinden. Der Graf von Segur war Oberceremonienmeister geworden, sein Bruder unterzeichnete nun öfters: „Ségur, sans cérémonie“; aber auch dieser Bruder nahm Dienste, und hatte mit dem Bühnenwesen zu thun. Eines Tages wohnte er einer Opernprobe bei, und Elleviou benahm sich gegen ihn sehr ungebärdig, worauf jener das Unziemliche zu rügen, die witzigste Wendung nahm: „Mais, mon cher Elleviou, sagte er ganz gelassen, vous oubliez tout-à-fait que depuis la révolution je suis devenu votre égal!“ Dergleichen witzige Verknüpfungen, Widersprüche und Gegensätze bietet der Zustand der Dinge jedem Beobachter täglich in Menge an, es bedarf nur einer raschen Auffassung.

Die politische Beredsamkeit war zu jener Zeit in Frankreich verstummt, mir zum größten Bedauern, denn meine Jugend hatte deren Wiederhall mit Begeisterung vernommen. In Ermangelung der lebendigen sucht' ich wenigstens die durch Schrift bewahrte, und mir gelang die fünf Bände der Travaux de Mirabeau à l'Assemblée nationale aufzufinden. Die akademische Beredsamkeit, wie sie im Nationalinstitut nach den alten Mustern noch betrieben wurde, mit ihren zarten Feinheiten, leisen Kühnheiten, geschickten Verschweigungen, und allen Künsten literarischer Seiltänzerei, war mir ein Gräuel, und auch mancher ernste Franzose, der die Macht des Worts in ganz anderer Gestalt erlebt hatte, blickte darauf mit Verachtung. In Zeiten drückender Gewalt muß die wenige Freiheit wohl sich winden und drehen, und alle Hülfen hervorsuchen, die Feinheiten der Sprache, die dichterischen Formen, den Witz und die Laune; aber wo diese Geschicklichkeit überhand nimmt, wo sie fast die einzige Art wird, in der man sich aussprechen darf, da giebt sich kund, daß es mit dem öffentlichen Leben schlecht bestellt ist. Die Franzosen waren damals in dieser harten Klemme, und gewiß, sie haben viel gelernt in der großen Drangsal! Denn die reiche Beredsamkeit, die sich nach der Wiederkehr der Bourbons so mächtig entfaltete, und doch aus bestimmten engen Schranken nicht herausdurfte, kam großentheis aus der Schule der schwierigen Geschicklichkeiten, in welche alle Redemittheilung sich geflüchtet hatte.

Auch von der Beredsamkeit der Kanzel, in welcher die Franzosen ehemals die größten Muster gehabt, schien wenig mehr übrig zu sein. Ich hörte in der Kirche von

Saint-Roch eine Leichenrede auf eines der Opfer des Schwarzenbergischen Festes. Die Versammlung war zahlreich und glänzend, der Prediger war gewiß unter den vorhandenen einer der besten, und strengte Geist und Stimme möglichst an, aber der Eindruck war gering, es war ein hohles pomphaftes Geschwätz, ohne leuchtenden Gedanken, ohne fromme Rührung. Wollten junge Geistliche für ihren Kanzelberuf rhetorische Studien machen, so gingen sie nicht in die Kirche, wo sich nichts Musterhaftes darbot, sondern in das Theater Français, und sahen den Hand- und Stimmbewegungen Talma's ab, was für ihren Gebrauch dienlich dünkte. —

Hingegen stand die gerichtliche Beredsamkeit noch in voller Kraft. Ihre ausgezeichnetsten Talente zu hören, gab ein wichtiger Prozeß Gelegenheit, an welchem ganz Paris lebhaften Antheil nahm. Die Gültigkeit eines bedeutenden Testaments wurde angefochten, und außer einem reichen Kaufherrn Tönniges aus Danzig, der aber schon in Paris einheimisch war, saßen zwei Notarien auf der Bank der Angeklagten, sie wurden alle drei beschuldigt, ein falsches Testament zu Gunsten des erstern und zum Schaden eines jungen Neffen des Erblassers geschmiedet zu haben. Der Neffe hatte große Verbindungen, der alte Kaufherr ebenfalls, die Lage der Dinge gestattete mancherlei Verdacht, und die öffentlichen Sitzungen des Gerichtshofes erregten die höchste Spannung. Der Präsident Hémart, welcher die Verhöre leitete, war derselbe, welchem früher die Untersuchung gegen den General Moreau war anvertraut worden, und der dessen Verurtheilung nicht ohne schlechte Ränke bewirkt hatte. Aus dieser Erinnerung war großer Haß gegen ihn rege,

er wußte es, und schien diesmal mit genauer Redlichkeit verfahren zu wollen. Aber sein Gesicht hatte einen bösen Ausdruck, der an die Blutmänner der Revolution erinnerte. Noch mehr mißfiel mir der kaiserliche Anwalt, der die Anklage mit hitzigem Eifer, ja mit Erbitterung verfolgte. Das Publikum theilte sich in zwei Partheien, und man stritt heftig für und wider. Der Kaiser hatte sich für die Anklage ausgesprochen, viele Stimmen sprachen ihm nach; aber weit mehrere erklärten sich in entgegengesetztem Sinn. Es waren offenbar Nachlässigkeiten bei Aufnahme des Testaments vorgefallen, aber solche, die bei gerichtlichen Handlungen häufig vorkommen, ohne böse Absicht und gewöhnlich auch ohne Folgen. Der kaiserliche Anwalt bot alles auf, die Schuld der Fälschung zu erweisen, allein die damals berühmtesten Sachwalter Chauveau-Lagarde und Bellart plaidirten für die Angeklagten; ihre Vorträge waren eindringlich und bezeugten eine große Meisterschaft, doch konnten sie die Freisprechung nicht erwirken; ebensowenig aber der kaiserliche Anwalt die strengste Verurtheilung, der Gerichtshof nahm einen Mittelweg, und nur die Notarien wurden weniger milde bestraft. Napoleon machte dem Präsidenten öffentliche Vorwürfe über seinen Mangel an Strenge, die Ehre der französischen Rechtspflege sei beschimpft, er habe sie mit Schmach bedeckt. Wie hart dem alten Graukopf der Zorn des Kaisers sein mochte, so gestand er doch, daß ihn die Meinung des Publikums noch schwerer gedrückt habe, und daß er hoffe, jetzt wenigstens etwas besser in derselben zu stehen.

Das tragische Feuerwerk, mit dem wir die Reihe der Vermählungsfeste geschlossen hatten, konnte durch seine furchtbaren Eindrücke nicht hindern, daß auch die Witzfeuer, welche neben jenen Festen reichlich aufgeflackert waren, noch häufig Anwendung und Beachtung fanden. Die verhallenden Klänge der Mißreden schlugen noch oft an unser Ohr, und wir hörten nur allzugern hin! Je strenger diese Art Aeußerungen verboten waren, desto größer war der Reiz, sie zu verbreiten. Vorzüglich sind die scharfen Calembourgs bekannt, mit denen der treffliche Schauspieler Brunet bei dieser Gelegenheit die Pariser belustigte. „L'empereur n'aime que Joséphine et la chasse!“ ist eines dieser kühnen Wortspiele; ferner, als in Saint-Cloud die bürgerliche Trauung nach dem Code stattfinden mußte, hieß es: „Jamais archiduchesse d'Autriche n'a fait un mariage civil.“ Das Stückchen, daß Brunet vor dem Triumphbogen, auf welchem die Pferde aus Venedig an den noch leeren Siegeswagen gespannt stehen, emporzeigend ausgerufen habe: „Le char l'attend!“ mußte jedem Vorbeigehenden immer auf's neue einfallen. Fast jeden Abend im Théâtre des variétés nahm Brunet Gelegenheit, durch dergleichen Späße von der Bühne herab das nach solcher Würze begierige Publikum zu belustigen. Als die Sache zu arg wurde, ließ der Polizeipräfekt Graf Dubois ihn rufen, und gebot ihm mit harter Drohung, diese Richtung aufzugeben. „Mais que voulez-vous, que je fasse, versetzte Brunet mit kläglicher Stimme, c'est mon métier de faire des calembourgs, j'y gagne ma vie, voulez-vous donc que je scie du bois?“ Der Witz konnte durch wiederholte Gefängnißstrafe nicht gebrochen wer-

den, wir sahen noch oft genug sein ungeschwächtes Hervorsprudeln.

Der merkwürdigste und schärfste Spott aber, der die Heirath getroffen, ist ohne Zweifel ein Poissardenlied, dessen ich schon früher erwähnt habe, das in hundert Abschriften verbreitet und von Tausenden auswendig gelernt war, dessen Verfasser jedoch, ungeachtet der Wuth Napoleons und aller möglichen Anstrengungen der Polizei, nicht ermittelt wurde; noch im September waren einige hundert Personen, die sich des Abschreibens oder Hersagens schuldig gemacht hatten, in Verhaft, aber alle Verhöre blieben fruchtlos, der Ursprung blieb unentdeckt. Ich theile das Lied hier mit, wie es mir eines Tages durch die kleine Post anonym zugekommen ist, es gewährt einen Blick in die Stimmung des Volkes, das die Verse, wenn auch nicht erzeugt, doch begierig aufgenommen hat.

Ah! l' biau mariage!

Air: Reçois dans ton galetas.

1.

C'est donc ben vrai qu' not' emp'reur
Épous' un' princess' d'Autriche;
Faut ben qu'un si grand seigneur
S'unisse avec queuq' zun d' riche,
Et pis c' t' homme a sa raison
Pour prend' un' femm' d' bonn' maison. (bis.

2.

J'aurions ben gagé six francs
Qu'on n' li donn'rait pas c' te fille;
Car il était d' pis longtemps
Si mal avec la famille,
Qu' leur fit deux fois prend' par peur
Jacq' Délog' pour procureur.

3.

J' voyons des mariag' comm' ça
D' temps en temps à la Courtille;
Tout d' abord on ross' l' papa,
Pis on couch' avec la fille,
Et l' beaupèr' n'os' pas dir' non,
D' peur d'avoir z'encor l'ognon.

4.

Pour all'il s'est fait l'aut' jour
Peind'en bel habit d' dimanche,
Et des diamants tout autour,
Près d' sa figur' comm' ça tranche!
La p' tit' luronn', j'en somm' sûr,
Aim' mieux l' présent que l' futur.

5.

Ah! comm' all' va s'amuser
C' te princess' qui nous arrive!
Nous, j'allons boir' et danser,
N' s'enrouer à crier: Vive!
All s' ra l'idol' d' la nation
J' l'ons lu dans l' proclamation.

6.

Stapendant sur mon honneur
J' plaignons c' te pauv' Joséphine,
All' fait cont' fortun' bon coeur,
J' savons ben qu' ça la taquine,
L' métier li semblait si bon!
V' là qu'on lui fait vend' son fond.

7.

Mais ent' nous, tout son malheur
Vient d' n' êt' pas en état d' grâce;
J' somm' si content d' not' emp'reur,
Que j' voulons voir des chiens d' race;
J' d' vait pour êt sûr d' son fait,
Prend'un' fill' qu'en eut d' jà fait.

8.

D' ces deux rein' chacun' rendra
Tour-à-tour visit' à l'autre,
À la jeun' l' ancienn' dira:
„J'ai fait mon temps, fait' le vôtre;
Si vous n' travaillez pas mieux
À Malm'son y a plaç' pour deux.“

9.

J' tâch'rons d' nous placer 'n grand jour
Pour ben voir les réjou'ssances;
D'pis qu' l' emp'reur chang' tout' sa cour,
J' n'y ons pas tant d' connaissances,
Mais j'esp'rons ben par bonheur,
Raccrocher quenqu' dam' d' honneur. —

In dem Metternich'schen Frühstückskreise war es immer sehr lebhaft, die Stammgäste fanden sich zahlreich genug, und Fremde wurden fast jeden Tag eingeführt. Der Graf von Metternich liebte gesellschaftliche Regung, und scheute sogar ernsthafte Erörterungen nicht, ja sogar manche politische Bemerkung, die er in seiner Stellung nicht gutheißen konnte, ließ er freisinnig mit hingehen, oder überhörte sie großmüthig. Eines Tages wurde das vermeintliche Recht des Nachdrucks besprochen, und ich enthielt mich nicht, dasselbe heftig zu bestreiten. Der Minister machte mir allerlei Einwendungen, von denen es zweifelhaft war, ob er sie ernstlich meinte, oder sie nur hinwarf, um sich an meinem Eifer zu ergötzen. Ich wurde von allen Seiten sehr gedrängt, und schloß zuletzt mit dem Zugeständnisse, daß der erweislich nicht gewinnsüchtige Nachdruck wohl zu gestatten, der gewinnsüchtige

aber ein Spitzbubenhandwerk sei. Bentheim machte mir große Vorwürfe, daß ich so dreist und stark meine Meinung behauptet, und meinte, ich würde wohl den guten Willen und die Freundlichkeit des wichtigsten Mannes der Monarchie verscherzt haben. Aber ganz und gar nicht! Beide schienen nur mehr noch als vorher mir gewährt, und gleich nach aufgehobener Tafel, als man sich in den Sälen zerstreute, hörte Bentheim mit Befriedigung, daß der Graf von Metternich einige meiner Worte wohlgefällig wiederholte.

Hier wurden gewöhnlich die Neuigkeiten des Tages ausgetauscht, die frisch angekommenen deutschen Blätter mitgetheilt. Ein Beiblatt des Oesterreichischen Beobachters, den damals noch Friedrich von Schlegel herausgab, Pilat aber schon als sein künftiges Eigenthum ansah, brachte uns das Gedicht Goethe's an die Kaiserin von Oesterreich bei ihrer Ankunft in Karlsbad, welches die mannigfachsten Urtheile hervorrief. Die Anerkennung, welche Goethe'n zu Theil wurde, hatte schon damals die Art angenommen, daß man im Ganzen ihn als den ersten Dichter pries, jedes neue Erzeugniß aber ansehen wollte, als sei es des großen Dichters nicht werth, und schmälere seinen Ruhm. Der Neid und die Verkleinerungssucht, welche am liebsten den ganzen Goethe hätten verwerfen mögen, aber zu feig hiezu waren, suchten hinter dieser allgemeinen Anerkennung mit ihrer Bosheit gegen das Einzelne desto sicherer Bahn zu finden; allein wo ich zugegen war, traf solches Bemühen jedesmal einen hartnäckigen Widersprecher, und auch jetzt wurde von mir jenes Gedicht gründlich durchgekämpft, wobei ich wiederum das Vergnügen hatte, daß der Graf von Metternich,

im Allgemeinen für Goethe nicht sehr eingenommen, für den besondern Fall mir größtentheils beistimmte.

Wir hatten hiedurch Anlaß gehabt, uns die hohen Eigenschaften der Kaiserin von Oesterreich, an welche das Gedicht gerichtet war, zu vergegenwärtigen. Auch die Königin Luise von Preußen in ihrer edlen Erscheinung, ihrem hohen Sinn und ihren Lebensgeschicken zu betrachten, gab uns die Nachricht ihres unerwarteten Todes die trauervolle Gelegenheit. Diese Nachricht machte in unserm Kreise einen erschütternden Eindruck; nicht die Preußen allein, auch die Oesterreicher und alle Deutschen fühlten den Verlust, der wirklich ein vaterländischer war. Alle deutschen Hoffnungen waren mit dem Namen der herrlichen, durch das Unglück geprüften und aus ihm geläutert hervorgegangenen, so schönen als muthigen Frau verknüpft, und die durch ihren Hingang in Preußen entstehende Lücke schien unersetzlich. Daß auch Napoleon über ihren Tod ernstlich betroffen geschienen, wie versichert wurde, dünkte den Meisten nur Verstellung, die er in den jetzigen Verhältnissen etwa für schicklich erachte, Andre sahen darin, wohl eben so unrichtig, die strafende Erinnerung des verläumderischen Unglimpfs, den er einst gegen den Ruf dieser Fürstin auszuüben versucht hatte, ohne daß es ihm hatte gelingen können. —

Ich verstand mich damals schlecht auf die französischen Berühmtheiten und auf die Vortheile und Annehmlichkeiten grosweltlicher Bekanntschaften überhaupt, denn ich ließ die Gelegenheit unbenutzt, welche sich hier täglich darbot, mit den namhaftesten Größen aller Art auf die günstigste Weise in persönliche Beziehung zu kommen. Generale, Minister, die höchsten Beamten des Hofes und

Staates, die angesehensten Gelehrten, alles strömte hier zusammen und bemühte sich den besten Eindruck zu machen. Nicht weniger als die Franzosen waren die Fremden beeifert, besonders die deutschen Diplomaten, in der österreichischen Gesellschaft gut aufgenommen zu sein. Von den Franzosen aber waren grade die, welche die meiste politische Geltung hatten, für mich vom geringsten Werth, diejenigen, welche ich zu sehen gewünscht hätte, sah man in diesen Kreisen nie. So kümmerten auch die deutschen Diplomaten mich gar wenig; der preußische Gesandte von Krusemark war mir bemerkenswerth durch die Unbeholfenheit, womit er seiner in der That mißlichen Stellung einen bessern Anschein zu geben suchte, ohne den geringsten Erfolg; nur der würtembergische Gesandte Graf von Zeppelin und seine schöne und liebenswürdige Gattin waren mir wegen rein menschlicher Beziehungen, die in ihrem Umgange anmuthig hervortraten, sehr schätzenswerth, und sind es mir im langen Laufe der Zeiten stets geblieben.

Werthvoller konnte mir keine Bekanntschaft sein, als die des Freiherrn Alexander von Humboldt. In den Metternich'schen Sälen sah ich ihn nur wie ein glänzendes, angestauntes Meteor vorüberschweben, und es gelang mir kaum, mich ihm vorzustellen und einige der Namen ihm zuzuflüstern, die mir ein nahes Recht auf seine Bekanntschaft gaben, die Namen Rahel Levin, Hofräthin Herz, Wildenow, Johannes von Müller. Selten hat ein Mann so der allgemeinen Hochachtung, der Huldigung der verschiedensten Partheien, der Beeiferung aller Mächtigen genossen. Napoleon liebte ihn nicht, er war als ein freidenkender und in seiner Denkart nicht zu

beugender Mann bekannt; aber der Kaiser und sein Hof und seine Staatsbehörden verläugneten nie den Eindruck, den sie in der Person des kühnen Reisenden von der Macht der Wissenschaft und ihres nach allen Seiten ausstrahlenden Lichtes empfingen; die Gelehrten aller Nationen waren stolz auf ihren hohen Standesgenossen, die Deutschen insgesammt auf ihren Landsmann, und alle Freisinnigen auf den Gesinnungsverbündeten. Ein junger Freund führte mich später zu ihm, wir genossen mehrmals seiner lehrreichen Unterhaltung, besahen mancherlei mit ihm, unter andern den Jardin des plantes und die schöne Sammlung antiker und orientalischer in Gyps und Kork nachgebildeter Baudenkmale des Architekten Cassas. Auch der reichen und schönen Zeichnungen zu Humboldt's eignem Reisewerke wurden wir durch seine Güte früher als das Publikum ansichtig. Zugleich in wissenschaftlicher Thätigkeit und in großer Weltverbindung, in der einsamen Forschung und dem lebhaftesten Gesellschaftsgewirr immer sich selber gleich und selbstständig hervorzuragen, wie Humboldt, ist nur selten einem Manne verliehen worden, keiner aber ist mir vorgekommen, der dabei so beharrlich und gleichmäßig ein ganzes Leben hindurch für Menschenwohl mit reichstem Erfolge beeifert und bemüht gewesen.

Nur einigemal erschien in diesem Kreise der Ritter von Eskeles mit seinem Begleiter Bartholdy. Mit wichtigen Finanzaufträgen von Wien nach Paris gesandt, erfuhr Eskeles hier von den Oesterreichern jede Förderung seines Geschäfts und jede persönliche Auszeichnung; der Fürst von Schwarzenberg und der Graf von Metternich bezeigten ihm die zarteste Aufmerksamkeit, luden ihn für

immer zu ihren Gesellschaften ein. Doch die Gräfin von Metternich theilte dieses Benehmen nicht, sie war dem Wiener Bankier nicht günstig, und übersah entweder seine Anwesenheit oder bemerkte sie mißfällig; Eskeles ließ sich das nicht weiter anfechten, unterdrückte jedoch einige Sarkasmen nicht, die zu beißend waren, um nicht wiedergesagt zu werden, und fühlte nachher wenig Beruf mehr einen Salon zu besuchen, wo jetzt die Reihe nicht an ihm war sich zu rächen.

Auch die Bekanntschaft des Doctor Gall machte ich bei der Frühstückstafel des Grafen von Metternich, der ihn eifrig beschützte, wie auch der Fürst von Schwarzenberg, und überhaupt alle Oesterreicher, die sich angelegen sein ließen, dem berühmten Landsmanne wenigstens im Auslande die Gunst und Berücksichtigung zu bezeigen, welche die Heimath ihm versagte, denn in Wien war ihm der Vortrag seiner Lehre verboten worden. Pilat führte mich ihm vor, und gab ihm auf, den Neuangekommenen, von dem er noch nichts wissen konnte, sogleich nach der Schädellehre zu untersuchen. Gall war etwas ungehalten über die Zumuthung, aber theils aus Nachgiebigkeit gegen Pilat, theils aus eigner Lust an seinem Treiben, warf er doch einen Blick auf meine Stirne und sagte vor sich hin: „Phantasie, Phantasie genug!“ Und nach wiederholtem Blicke fügte er hinzu: „Auch Raufsinn, ja Raufsinn!“ Pilat aber rief lustig aus: „Gall, das hättet Ihr nicht besser treffen können, seht nur, wie Ihr Eurer Kunst Ehre macht! Denn, der da vor Euch steht, ist Soldat und macht Verse!“ Da erheiterte sich Gall's Gesicht, und er ließ sich nun willig auf weitere Bestimmungen ein. Pilat aber fand nöthig, mich wegen

des Wortes „Raufsinn" zu verständigen, indem bei Gall jederlei Tapferkeit damit bezeichnet werde, seine grobe und ungeeignete Terminologie sei leider ein Hauptgebrechen seiner Lehre, und setze diese mancher Lächerlichkeit und großen Mißverständnissen aus. Der von Gall über mich ertheilte Ausspruch wurde darauf mit vielem Gepränge wieder erzählt, und ich vielfältig als neues bestätigendes Beispiel der Richtigkeit des Systems angeführt, so daß mir der Urheber eine Art wohlwollender Aufmerksamkeit widmete.

Ich aber hatte nicht die geringste Neigung zu ihm, seine Lehre sprach mich nicht an, den begeisterten Anpreisungen derselben von Koreff hielt ich die höhern Naturansichten von Steffens und Harscher entgegen, und eines Tages gerieth ich über Steffens und seinen Werth mit Gall selbst in Streit, wobei seine plumpe, handwerksmäßige Auffassung wissenschaftlicher Gegenstände sogar den sonst unkundigsten Zuhörern auffiel. Diesen Streit, in welchem ich kein Haarbreit nachgab und auf dem scheinbar mir fremden Felde mich mit Erfolg behauptete, hat er mir nie verziehen, und wir begegneten einander fernerhin nur als Widersacher, oder doch mit entschiedener Kälte.

Dies hinderte nicht, daß er mir bei einer Gelegenheit ein Wort zuwendete, das mich in seiner Verbindung unendlich ergötzen mußte. Es war ebenfalls beim Frühstück des Grafen von Metternich, der Graf von Sternberg aus Prag war vor kurzem angekommen, und ich fand ihn und Gall in lebhaftem Gespräch über Religion, sie standen beide in schroffstem Gegensatze, und besonders Gall's Aeußerungen waren oft herb und schnöde, plötzlich

aber vereinigten beide Männer sich sehr zufrieden in dem Satze, Religion sei doch nothwendig! — „denn, sagte Sternberg sich zu Pilat wendend, was sollte am Ende aus der Welt werden, wenn nicht das gemeine Volk durch Religion noch einigermaßen gezügelt würde?“ und „was wollten wir anfangen, sagte gleichzeitig Gall zu mir gewandt, wenn unsre Fürsten nicht durch Religion noch etwas in Furcht gehalten wären?“ Zum Glück hörte keiner der beiden Streiter was der andere sagte, und nach wie verschiedenen Seiten ihre vermeinte Einigkeit auseinanderfuhr. Ich aber, der die Worte beider vernahm, hatte nun freilich einen Ueberfluß von Gründen, um nicht länger zweifeln zu dürfen, wie Religion doch nothwendig sei! —

Die Mittagsmahle bei dem Fürsten von Schwarzenberg — man speiste um 6 und auch wohl erst um 7 Uhr — waren prunkvoller und feierlicher, als die Metternich'schen Frühstücke, doch weniger fein und gewählt. Hier sah man häufig die französischen Großen, die Mitglieder der Diplomatie, die Vornehmen aller Länder, und selbst die Herrscher von einigen, mit Einem Worte, die ganze in Paris vereinigte große Welt. Waren einmal, was selten genug vorkam, nur Oesterreicher oder andre Deutsche zugegen, so herrschte die vertraulichste Mittheilung, der freieste Ton, man sprach deutsch, und die behaglichste Fröhlichkeit beherrschte den ganzen Kreis, der dann wirklich ein Familienkreis zu nennen war. Der edle Fürst, von Wohlwollen wahrhaft durchdrungen, die

Fürstin, eine Frau von genialem Verstand und ächtem praktischen Freisinn, eifrig und antheilvoll, in Kenntnissen und Gedanken stets fortschreitend, von guter Laune und sie auch in Andern weckend, dazu die herrlichen, in Gesundheit und Geistesfrische blühenden Kinder, und die treuergebenen, frohen Angehörigen und Freunde, — man konnte kein schöneres Bild deutscher Häuslichkeit sehen, alle Pracht und aller Stolz der Umgebung schwanden vor der edlen Einfachheit, für welche der Palast nicht mehr war als eine Hütte. Fand sich der Graf von Metternich ein, so verbreitete sich noch ein besonderer Geist in der Gesellschaft, dann konnte man nicht umhin, an witzigen Spielen Theil zu nehmen, die bisweilen zu ganzen Aufführungen wurden, deren Ergötzlichkeit auch diejenigen, welche sonst Mystifikationen nicht liebten, unwiderstehlich fortriß. Ein Teufelskerl von Franzos, den der Graf meisterhaft den Stocktauben spielen ließ, brachte solche Auftritte hervor, daß Brunet sie nicht besser hätte liefern, noch größern Beifall ärnten können! —

Ungeachtet dieser vielfachen Anziehung kam ich doch seltner zu diesen Mahlzeiten; sie waren mir zu spät und dauerten mir zu lange. Ich suchte lieber bei guter Zeit meine Freunde auf, und nachdem wir uns beliebig in der Stadt ergangen und nach allerlei Seiten umgethan, aßen wir dann im Palais-Royal, im Rocher de Cancale, in den Tuilerien bei Véry, oder abwechselnd bei Grignon und Beauvilliers, worauf uns noch ein gutes Stück Nachmittag und ein freier Abend blieb. So lange Chamisso noch in Paris war, hatte ich meine meisten Gänge mit diesem; er besaß die vortreffliche Eigenschaft, daß er sich an den Franzosen ergötzen und über sie lachen

konnte, als wäre er selbst keiner. Das reizte zu mancher lustigen Reibung, die sich aber auch ungesucht einfand. Einst gingen wir zusammen im Garten des Palais-Royal auf und ab, ein junger Theaterdichter, den Chamisso kannte, gesellte sich zu uns, und in der großen Hitze wandelte uns die Lust Erdbeeren zu essen an. Ehe wir uns noch besinnen konnten, wo wir deren bekommen würden, erblickten wir sehr schöne am Fenster des Café de Valois. Wir traten sogleich ein, und forderten Erdbeeren, Wein und Zucker. Der Garçon brachte drei Gedecke, meinte die Erdbeeren sollten blos der Nachtisch eines tüchtigen Frühstücks sein, und wartete auf weitere Bestellungen; als er aber sah, daß die nicht erfolgten, ließ er sich's auch gefallen, und gab uns Erdbeeren. Das kleine Schautellerchen war bald leer, und wir forderten mehr, aber auch der neue Vorrath war schnell aufgezehrt, Chamisso verrichtete bei solchen Gelegenheiten große Thaten, und alle Augenblicke hieß es wieder: „Garçon! des fraises.“ Endlich waren alle Tellerchen leer, und als wir auf's neue dem Garçon riefen: „Des fraises“, lief der Entsetzte hinaus zu seinem Herrn, und klagte mit Unwillen und Wehmuth: „Mon Dieu! ils demandent encore des fraises!“ Der Herr, wie ein Feldherr, der unerschüttert eine üble Meldung empfängt, erwiederte mit ernsthafter Würde! „Eh bien! on leur en apportera.“ Man holte deren von außerhalb. Wir lachten indeß wie die Kinder, und um dem Garçon eine Freude zu machen, bestellte ich mit unbefangenster Gelassenheit noch eine Portion, in Hoffnung, jetzt würde er endlich in Wuth gerathen und uns offen verwünschen. Dieser aber, mit dem Ausdrucke des Erstaunens, das sich im

Unbegreiflichen zu fassen sucht, blickte uns durchdringend an, und sagte dann mit unnachahmlichem Tone: „J'y consens!“ Nur ein Pariser konnte in solcher Drangsal dieses Wort und diesen Ton haben, so unwillig, persifflirend, und doch noch ehrerbietig: „J'y consens!“ Chamisso verglich es mit dem berühmten „Qu'il mourût“, und wiederholte es immerfort. Der Theaterdichter bekannte, das Wort habe dramatische Kraft, der Garçon sei ein verstecktes Talent, und wir endeten damit ihn zu bewundern und für seinen Aerger reichlich zu entschädigen. Aber „Des fraises!“ und „J'y consens!“ hallte seitdem noch oft unter uns nach. Chamisso war ein gefährlicher Umgang in Betreff solcher Späße, er machte sie nie, aber seine ungemeine Lust daran verlockte leicht, daß man sie ihm zu Gefallen that. Dasselbe war der Fall mit Bekker.

Ein kleines Begegniß gab uns ein neues Beispiel der Leichtigkeit und Witzlaune, mit denen der erste beste Franzose, wie man ihn zufällig auf der Straße traf, gleich auf alles einzugehen wußte. Ein Bekannter hatte mich aufdringlich mit einer Menge seiner Gedichte beschwert, und mit einer Menge von Lügen obendrein, die Gedichte waren jedes einzeln auf große schöne Bogen geschrieben, ich trug sie als Rolle in der Hand, und traf Bekker, der vom Museum kam. Die Rolle wurde geöffnet, wir lasen das erste Gedicht, es war schlecht, und im Uebermuthe ließ ich das Blatt auf die Erde fallen, so das zweite und dritte, bis zum letzten. Da kommt hinter uns ein feiner junger Mann, er hatte ein paar Blätter aufgerafft, reicht sie mir sauber dar und sagt, wir hätten das verloren, es freue ihn, es wiederzubrin-

gen. Ich rief ihm zu: „Quoi, monsieur, vous voulez nous forcer de reprendre ces méchants vers? Mon Dieu! il n'y a donc pas moyen de se défaire de cela!“ Kaum hatte ich gesprochen, so blitzte es durch die Gesichtszüge des jungen Franzosen, er hatte alles gleich gefaßt, nahm eine demüthige Miene an und sagte mit höflichster Bescheidenheit: „Oh! je vous fais mille excuses, monsieur! Veuillez être persuadé, que je n'ai pas eu de mauvaise intention.“ Nun warf ich sie auf's neue weg, sie trieben in einen Wasserpfuhl, aber ein Kerl sah das große weiße Papier und zog es heraus. „On vous les présentera encore une fois!“ sagte der artige Franzos, und wir liefen alle drei davon, als wäre ein wüthiger Hund hinter uns.

Der den Parisern eigne Witz und die Gabe, welche selbst die untersten Klassen haben, alles auf eine sinnreiche, feine Weise zu wenden, macht aber auch, daß sie sich für die ersten Menschen der Welt, für die klügsten und gebildetsten halten, und unbeschreiblich wohl mit sich selbst zufrieden sind; ihre Eitelkeit findet keine Lobsprüche zu groß, und preist mit unbefangener Offenheit die eignen Vorzüge. Ein garçon coiffeur im Hotel de l'Empire trat in den Dienst des russischen Botschafters Fürsten Kurakin, und als er mich zum letztenmal rasirte, zeigte er mir die schönsten Rasirmesser, die er für den Fürsten angekauft, „C'est déplorable, sagte er, comme la toilette du prince est mal fournie!“ Er that als ob er den Fürsten aus der größten Noth rettete, und schloß endlich: „Mais que voulez-vous? C'est un Russe, ça n'a point de goût, ça n'a rien!“ — Jedes Umherstreifen durch die Straßen, jedes zufällige Gespräch mit einem

Kaufdiener, mit einer Hökerin brachte uns ein artiges Geschichtchen irgend einer Art.

Gleichwohl fand ich das Pariser Volk bei all seiner Scherzlust doch im Ganzen traurig, und die Stadt schien mir wohl hie und da lustig, aber eigentlich ohne Freude. Ein alter Stamm ehrbarer und tüchtiger Bürger, wurde mir versichert, lebe hier ruhig fort, abgeschieden von der Leichtfertigkeit und den Lastern der großen Stadt, und in dieser Klasse finde sich wahres Wohlbehagen und ächte Freudigkeit, der wahre französische Volkskarakter, die levissima Gallorum ingenia, von denen Julius Cäsar spricht, durch gute Sitten und Herzlichkeit gemäßigt. Aber diese Klasse lebte für sich und der Fremde kam nur selten mit ihr in Berührung. Was zunächst unserm Verkehr sich darbot, war keineswegs erfreulich. Man sagte uns, Paris sei überhaupt im Verfall, wir dürften aus dem, was wir vorfänden, nicht die früheren Zeiten beurtheilen. Die Volksmenge sei auf fünfmalhundert siebzigtausend Seelen herabgesunken, da man vor der Revolution gegen neunmalhunderttausend Einwohner gezählt, der Handel und die Gewerbe gingen schwach, und trotz der Ueppigkeit und Pracht, die man zur Schau trage, seien Noth und Bedrängniß allgemein. Auch die sonstige Liebenswürdigkeit der Franzosen, versicherte man, habe sehr gelitten, die zuvorkommende Artigkeit sei verschwunden, nur die Redensarten würden noch gebraucht, aber die Sache fehle; überhaupt scheine die ganze Nation bedroht, ihren Karakter zu ändern, die ewigen Kriege Napoleons trügen dazu bei, den Grund aber habe schon die Revolution und besonders die Schreckenszeit gelegt. Namentlich sei alle Blüthe der Geselligkeit, welche sonst der höchste

Glanz und Ruhm von Paris gewesen, unwiederruflich zerstört.

Das Letztere bestätigte auch Chamisso; er selbst wußte kein altfranzösisches Haus, wo er uns hätte einführen können. Im Faubourg Saint-Germain fing man erst an, wieder etwas zu Kräften zu kommen und sich einzurichten, außerdem war man vorsichtig, und hielt sich in engem Kreise. Die Großen und Reichen der Kaiserzeit machten ihre Vortheile geltend, aber es waren nur äußerliche, alles wahrhaft Feine und Vornehme fehlte. Ich hatte nicht die geringste Lust, mich in diesen leeren Prunk zu stürzen; die Pflichtbesuche, denen ich mich nicht entziehen konnte, hatten mich schon genug sehen und erkennen lassen, was auf diesem Boden zu gewinnen sein könne, nämlich nur Widerwillen und Langeweile.

Dabei gab es ohne Zweifel noch reizende Geselligkeit genug, und wer vom Glück einigermaßen begünstigt war, fand sich noch ein gutes Stück altes Paris in dem neuen wieder. Der Graf Fedor Golofkin z. B. lebte in solchem Ueberflusse geselliger Verhältnisse, daß er sagte, um ganz ohne Zwang in Paris zu sein, habe er sich mit etwa dreißig seiner besten Bekannten entzweien müssen, nun erst genieße er mit denen, die ihm geblieben, das ganze Vergnügen eines solchen Aufenthalts. Frau von Genlis unter andern sah immerfort einen Kreis feiner und ausgezeichneter Leute um sich, wenn auch mit geringen Mitteln. Auch manche Künstler und Gelehrte vereinigten glänzende Gesellschaft, und man rühmte sehr die Unterhaltung bei ihnen. Allein dies alles war doch sehr vereinzelt, war nur versuchsweise, und der Einfluß auf das Ganze sehr gering. Die Klage über Mangel

an Geselligkeit und über Langeweile wurde in Paris überall gehört.

Für Einheimische und Fremde war glücklicherweise die Zuflucht der Theater offen; doch war für mich deren Reiz nicht groß, und ich vertauschte selten ganz freiwillig das freie Himmelblau eines schönen Sommernachmittags mit der lampenerhellten Gruftenge schwieriger Logenplätze, wo man für einen ganzen Abend wie gefangen saß. Für das Trauerspiel und höhere Lustspiel kamen mir, wie schon erwähnt, die Aufführungen in Saint-Cloud zu Hülfe; die große Oper besuchte ich pflichtmäßig, und sah die Vestalin und den Triumph des Trajanus. Im Theatre Feydeau durfte die beliebte Cendrillon nicht verschmäht werden. Bei dieser Bühne war unstreitig Elleviou das merkwürdigste Talent. Am stärksten zog uns das Theatre des Variétés an, wo Brunet unser Liebling war. Das Vaudeville und andere kleinere Theater gewannen uns wenig Beifall ab. Lieber verweilten wir bei den kleinen Wanderbühnen auf den Boulevards, bei Polichinell und Bobèche, oder in dem festlich erleuchteten Garten von Tivoli bei den muntern kleinen Stücken, die im Freien aufgeführt wurden, bei den Schauspielern aus dem Stegreif und den Gesichterschneidern, wo doch wenigstens das ächt Volksthümliche hervortrat.

Die Vergnügungen in Tivoli dünkten mich im Kleinen das getreue Abbild des Pariser Lebens. Vom ersten Eintritt bis zur Abfahrt wurde man einer Folge von Ergötzlichkeit gleichsam überliefert; jedes Winkelchen, jedes Zeitchen mußte seine besondre Unterhaltung anbieten, von dem prächtigsten Feuerwerk und der rauschenden Militair-

musik bis zu kleinen optischen Spielereien und bescheidenem Gitarrensang war alles erschöpft, um nur jedem Augenblick einen Zeitvertreib anzuweisen. Diese vervielfachten Anstalten und Einrichtungen, dieser Groß- und Kleinkram, diese Klaubereien des Vergnügens, was zeigen sie anders an, als daß es überall fehlt? Und in Wahrheit, ich habe in Tivoli kein fröhliches Gesicht gesehen, sondern überall nur den Ausdruck der Blasirtheit, der Enttäuschung, des quälenden Bedürfnisses, dem Gefühle der elendesten Nichtigkeit zu entfliehen, dem Tode, vielleicht dem Gewissen.

Nach dem vielfachen Tagesgewirr, und wenn weder Frascati noch eines der Theater besucht wurden, oft auch schon vom frühen Nachmittag an, gewährte mir ein Garten in der Rue Richer den traulichsten, beruhigendsten Aufenthalt. Dort wohnte in einem artigen Gartenhause Henriette Mendelssohn, die sinnvolle, feingebildete Schwester der Frau von Schlegel, und leitete eine Pensionsanstalt kleiner Mädchen. Sie selbst war unansehnlich, etwas verwachsen, aber dennoch eine Erscheinung, von der man sich angezogen fühlte, so sanft und doch sicher, so bescheiden und doch zuverlässig war ihr ganzes Wesen. Sie hatte scharfen Verstand, ausgebreitete Kenntnisse, helles Urtheil und dabei die feinste Weltsitte, den erlesensten Takt. Mit der Litteratur der Deutschen, der Franzosen und Engländer, zum Theil auch der Italiener, war sie wohlvertraut, und sprach das Französische und Englische wie eine Eingeborne. Bei solchen Eigenschaften konnte ihr ein edler Gesellschaftskreis nicht feh-

len, den sie jedoch um ihres Pflichtberufes willen möglichst einzuschränken suchte. Als Frau von Stael noch in Paris sein durfte, kam sie öfter zu Fräulein Mendelssohn, eben so Benjamin Constant; Frau von Constant sah ich zuerst bei ihr. Mad. Fould, welche das Vorderhaus des Gartens bewohnte, führte bisweilen ihre Gäste der angenehmen Freundin zu; Spontini saß hier ganze Abende mit uns im Mondschein, und sann auf neue Lorbeeren, die er den durch die „Vestalin" jüngst gewonnenen hinzufügen könnte, wenigstens schien er sehr zerstreut, und nahm an den Gesprächen wenig Theil. Frau von Pobeheim brachte den Dänen Heiberg mit, der durch Talleyrand im auswärtigen Ministerium angestellt worden war, aber Muße genug behielt, um vorzugsweise der Litteratur zu leben. Auch Frau von Chézy und Frau von Quandt, beide aus Berlin, sah ich hier zum erstenmal. Humboldt stand, wenn auch jetzt etwas entfernt, in bestem Andenken; Koreff und der Baron Drieberg erschienen seit einiger Zeit selten; desto häufiger der Ritter von Eskeles, der früher in Wien um die Hand der liebenswürdigen Erzieherin geworben hatte, und noch jetzt ihr mit Neigung zugewandt war.

Hier fanden oft merkwürdige Unterhaltungen statt; die deutschen und französischen Ansichten, welche meist keine Vermittlung zuzulassen schienen, empfingen sie unerwartet durch die glückliche Uebersetzung, welche Fräulein Mendelssohn ihnen zu geben wußte, und wobei grade die Worte am wenigsten übersetzt werden durften. Hier wurde der Inhalt des noch unter der Presse befindlichen Buches der Frau von Stael über Deutschland im voraus erörtert, und ich erhielt darauf im tiefsten Vertrauen die

Aushängebogen desselben ausgeliefert, die ich wohl mit Spannung, aber auch mit Mißbehagen und zum Theil mit Unwillen las, indem ich einseitig und ungerecht nicht erwägen wollte, was und wie das Buch in Frankreich wirken müsse, sondern nur wiefern es für uns das Deutsche wiedergäbe. Bisweilen traten auch, wenn der Boden sicher war, die politischen Meinungen ohne Scheu hervor, und da war es merkwürdig, welche Kenntniß der geheimsten Verhältnisse und Thatsachen hier von stillen Privatpersonen oft überraschend dargelegt wurde, eine Kenntniß, nach welcher ich die Diplomaten nicht selten mit äußerster Anstrengung und doch vergebens jagen sah. Die nähern Ursachen der Entlassung Fouché's, die Ränke des nachher so berüchtigten Ouvrard und was sonst damit zusammenhing, alles wurde hier in größter Genauigkeit mitgetheilt.

Lieber als die gesellschaftlichen Abende waren mir die einsamen, wo ich Fräulein Mendelssohn ganz in ihrer Häuslichkeit traf, und in deutscher Sprache nur deutsche Gegenstände besprochen wurden. Die Fenster ihres Salons waren von außen mit Weinlaub dicht überkleidet, welches zugleich der Sonnengluth wehrte und die Abendkühle milderte; hinter solchem Vorhange saßen wir auf dem niedrigen Fensterbrette bisweilen stundenlang, und riefen die theuren Bilder des Vaterlandes hervor, die gemeinsamen Freunde und Bekannte, deren sich immer mehr fanden, die uns liebsten Erscheinungen der Poesie und Kunst, und oft auch wurden die höchsten Anliegen des Menschen der Stoff unsrer Betrachtungen. Fräulein Mendelssohn huldigte durchaus der Vernunft, und wies alle andern Quellen der Erkenntniß entschieden zurück.

Ihre Liebe zu Frau von Schlegel war getrübt, seit diese mit ihrem Manne katholisch geworden war; sie hatte Rechenschaft über diesen ihr ganz unbegreiflichen Schritt von der Schwester gefordert und nicht erhalten, sondern nur die eifrige Mahnung, sich ebenfalls der römischen Kirche in die Arme zu werfen, eine Zumuthung, welche nur mit Unmuth verlacht und ein für allemal war verbeten worden. Ich mußte genau erzählen, was ich von den Neubekehrten wußte, wie ich mir die Sache vorgegangen dächte, welche Erklärung sich dafür annehmen ließe, denn daß ein Geist wie Friedrich von Schlegel sich blindlings dem Glauben der römischen Kirche ergeben könne, schien so wenig möglich, als ihm bloß irdische Triebfedern schuld zu geben.

Eine andre lebhafte Theilnahme zog unsre Blicke in den Kreis der Frau von Stael, die dreißig Lieues von Paris entfernt bleiben mußte, und mit ihrer Gesellschaft in Chaumont lebte. Auch hier waren manche Lebensräthsel aufgestellt, Gemüths- und Denkarten im Kampfe mit sich selbst und mit dem Schicksale zu betrachten. Mad. Recamier, Matthieu von Montmorenci, Barante, August Wilhelm von Schlegel und Andere umgaben die berühmte Verbannte, welche durch den Druck ihres neuen Werkes in gespannter Thätigkeit und wegen der Hoffnungen und Besorgnisse, die sich mit der Herausgabe verbanden, in einer Art Lebenskrise war. Sie schmeichelte sich, der Erfolg ihres Buches könne ihr die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris erwirken; sorgsam entfernte sie alles, was dem Kaiser mißfällig sein könnte; andrerseits durfte sie doch nicht die Richtung und Art verläugnen, von welchen sie ihren Erfolg beim Publikum bedingt

wußte. In diesen Aengsten sandte sie Botschaften über Botschaften nach Paris, auch Fräulein Mendelssohn empfing Aufträge, wurde um Rath gefragt, um Auskunft ersucht. Seit auch Chamisso Paris verlassen und bei Frau von Stael eingekehrt war, empfing ich ebenfalls öftere Nachricht aus diesem Kreise. Die ganze Niederlassung mit ihrer litterarischen Thätigkeit, ihrem gesellschaftlichen Treiben, ihrem Ineinanderwirken, bildete einen Staat, in welchem Frau von Stael als das gebietende Haupt emporragte, und allerdings die größten Ansprüche machen durfte. Ihr Wesen, ihre Gaben und Verhältnisse gaben in der That unaufhörlichen Stoff der Frage, des Zweifels, der Untersuchung. Doch für Fräulein Mendelssohn war sie längst kein Räthsel, sie hatte, gleich Rahel, den Grund dieses Karakters klar aufgefaßt. Sie hielt sie für außerordentlich gut, aber ihren Geist bewunderte sie nicht; die großen Gaben der Diskussion und Rede und die Wirkungen derselben waren unläugbar, aber sie gewährten gleich dem aus ihnen hervorgegangenen Ruhm ihrem Herzen keine Befriedigung; sie suchte auch am liebsten auf dieses jene Wirkungen zurückzuführen, doch mit geringem Erfolg. Ihre Schriftstellerei, ihre politische Unruhe waren von Zeit und Umständen dargebotene Befehle, über deren Ungenügen die starkfühlende Frau sich doch nie täuschte.

Von solch ernsten Unterhaltungen ermahnt, daß besser als alles Grübeln und Streben in's Weite die unbefangne Hingebung an das nächste Leben selbst, wie es der Tag und Gelegenheit natürlich darbieten, uns beglückt und fördert, wandt' ich mit uralter Neigung mich fröhlich den Kindern zu. Ein französisches Kind, gut-

geartet und wohlgezogen, hat einen besondern Reiz, alle Eigenschaften der Nation spielen schon in ihm, aber als unschuldige Anfänge. Die kleinen Mädchen, die hier erzogen wurden, waren meist unter sieben Jahren, und standen im hellsten Glanze knospender Jugend; in den zarten Geschöpfen ließen sich dennoch die verschiedensten Anlagen deutlich unterscheiden. Eine Lolo Fould, schwarz, anmuthlos, unbeholfen, zeigte schon bei sechs Jahren einen unverkennbaren Karakter von Gutherzigkeit und Bestimmtheit. Die lebhafte Felicie Fauvau, in welcher man ein Abbild der belle jardinière des Raphael zu sehen glaubte, war das lieblichste Bild französischer Feinheit und Grazie. Als reinste Blüthe rosiger Kindheit erschien Rosa Potocka, eine kleine Polin von hinreißender Schönheit und Anmuth. In einer schon etwas größern Elise Tönniges aus Danzig erkannte man deutsche Karakterzüge. Mit diesen und andern Kindern stand ich im lebhaftesten Verkehr, bald sammelten sie sich zu mir um den Tisch, um meinem Ausschneiden zuzusehen, und die entstandenen Bildchen zu empfangen, bald spielten sie im Garten mit mir, unter Lachen und Necken, Laufen und Scherzen aller Art. Wenn ich in solchen Spielen Zeit und Stunde und allen andern Besuch vergessen hatte, und endlich zur Gesellschaft zurückgerufen wurde, mußt' ich gegen diese wohl einige Beschämung empfinden, in mir selbst aber sprach ein Bewußtsein, daß ich meine Zeit nicht besser hätte zubringen können. Ein Bewußtsein, das in Paris vielleicht mehr noch als an anderm Orte seinen Werth hat.

Wie gut es mir auch erging, wie mannigfache Anregung ich auch empfand, wie vieles ich anzuerkennen und zu bewundern hatte, und wie sehr ich mein persönliches Loos als begünstigt preisen durfte, so muß ich doch sagen, daß der Aufenthalt im Ganzen mir keine Freude machte. Die ewige Zerstreuung, das stete Insichaufnehmen, ohne eigentliches Studiren oder gar selbstthätiges Bilden, das leichte Hinflattern der Tage ohne festes Ziel, ohne leitenden Gedanken, dies alles ermüdete mich bis zur tödtlichsten Langenweile, die dadurch nicht besser wurde, daß die ergötzlichsten Vorgänge und lebhaftesten Spannungen als Ausnahme darin mitwogten. Das Gewühl der Menschen machte mich nur traurig. Oftmals am Abend, wenn die Sonne zum Untergange sich neigte, vom Boulevard des Italiens ging ich den Weg nach der Porte Saint-Denys und Porte Saint-Martin hinauf, wo die Boulevards breiter werden, bis dahin, wo der Boden sich allmälich erhöht, dann stand ich still, sah zurück, und der goldene Sonnenschein lag vor mir ausgebreitet, und traf über die tiefer wühlenden Menschen hinweg in mein Auge. Die weite Strecke, nur endlich durch die Krümmung sich abschließend, fluthete in der buntesten Bewegung, die Menschen arbeiteten sich gleichgültig unter einander fort, jeder ernsthaft dem eignen Zwecke nachgehend, den ich bei den meisten nur als einen des Eigennutzes, der Selbstsucht, des Betrugs, der Hinterlist und Verführung voraussetzen mußte, und mich jammerte die große Menschenmasse, die mir nur in Versuchen zu leben befangen schien, ohne das Leben selbst je finden zu können. In diesem sonnenbeschienenen Gewühl sprach der wehmüthige Eindruck, den mir Paris machte, stets

am lautesten; denn hier und auf den Quais dünkte mich die Stadt am meisten sie selbst. Wenn ich dagegen in später Nacht diesen Weg ging und die dann menschenleeren Boulevards, in ihrer großen Weite vom Mondschein überdeckt, und dieser von ungeheuern Schatten durchschnitten, still und feierlich dalagen, dann glaubte ich frisches Leben um mich her zu fühlen, dann verschwand mir der Eindruck von Paris, und ein heimathlicher wehte mich an.

Die Sehnsucht nach Deutschland, nach deutschem Boden und deutschem Volke, verließ mich keinen Augenblick. Die deutschen Freunde theilten diese Empfindung, auch Schlabrendorf, nur meinte er, von Paris aus gesehen, erscheine das Vaterland eine Gesammtheit, käme man aber zum Rhein, so fände man nur Zerstückeltes, und fühle die Verlegenheit eines Menschen, der ein Christ sein möchte, aber dies nicht werden könne, sondern nur ein Katholik, ein Lutheraner, Reformirter, Herrnhuter u. s. w. Beispiele genug zeigten, daß Deutsche bei längerem Aufenthalt sich dort heimisch fühlten, und in ihrem Wesen dabei nicht beeinträchtigt wurden. Als solche wurden Leuchsenring und Oelsner angeführt, von denen ich den erstern nie und den andern erst viel später kennen lernte.

Ein heftiger Verdruß war es uns, daß eine neue Beschränkung des Bücherverkehrs mit Deutschland in diese Zeit fiel, die Verschärfung der Zensur in diesem Betreff ging von Napoleon selbst aus, und kam einem Verbote gleich. Wir hatten in deutschen Blättern die Ankündigung deutscher Bücher gelesen, und waren äußerst begierig, uns diese zu verschaffen; das nachgelassene Werk

Johann von Müller's über die allgemeine Geschichte, von dem man sich damals die höchste Vorstellung machte, Goethe's Farbenlehre, und so manches aus dem näheren Freundeskreise, weckte unsre ganze Sehnsucht, an solchen frischen Quellen uns zu laben. Doch der Buchhändler Schöll erklärte, selbst im Falle diese Bücher erlaubt würden, könne er sie vor einem halben Jahre nicht liefern, er bot uns dafür alten Plunder an, und selbst französischen, den er die Dreistigkeit hatte, weit über alles zu stellen, was Deutschland hervorbrächte. Wir verwünschten ihn und den Kaiser, und betraten seinen Buchladen nie wieder.

Es hatten mich während meines ganzen Aufenthalts immerfort eine Unruhe und Sorge bedrängt, die endlich zur wahren Angst wurde. Seit Prag war ich ohne Nachrichten von Rahel, meine Briefe waren ohne Antwort geblieben. Alle Briefe waren unsicher, theuer, sogar gefahrvoll, man schrieb ungern und selten; auch hatte Rahel nach Töplitz reisen wollen, vielleicht wurden ihr dahin keine Briefe nachgeschickt, vielleicht wollte sie von dort nicht antworten, und meiner stets nah verkündigten Rückkehr harren; dies alles bedacht' ich mir, und suchte meine Besorgnisse zu beschwichtigen, allein es gelang mir keineswegs. Von den Freunden Neumann und Fouqué empfing ich Nachricht, und endlich, gleichzeitig mit der, daß Rahel schwer erkrankt gewesen und zwar jetzt wieder in voller Besserung, aber noch des Schreibens kaum fähig sei, kam dennoch ein Brief von ihr selbst! Aber was für ein Brief! Ein Brief, im Frühjahr geschrieben, den ich in Kassel hätte finden sollen, und der nun im Anfange des Septembers mich in Paris erreichte!

Wäre sein Inhalt mir noch in Prag oder Wien bekannt geworden, so hätte mein Sommer wohl eine ganz andre Gestalt angenommen. Das Verhängnißvolle in dieser Zufälligkeit drückte mich schwer, und ich konnte mich nicht zufrieden geben.

Jetzt wurde mir Paris völlig zuwider, ich harrte mit Ungeduld der Abreise, die einigemal angesetzt war, aber sich wieder verzögerte. Der Tag erschien endlich, und ich wähnte mich berechtigt, mit Rousseau zum Abschied auszurufen: „Adieu donc, Paris, ville célèbre, ville de bruit, de fumée et de boue; où les femmes ne croient plus à l'honneur ni les hommes à la vertu. Adieu Paris; nous cherchons l'amour, le bonheur, l'innocence; nous ne serons jamais assez loin de toi.“

Nach dem Wiener Kongreß.

Berlin. Paris.

1815.

Berlin, wo wir am 18. Juni Vormittags ankamen, und das nach Wien, Prag und selbst Dresden uns ziemlich öde und ärmlich vorkam, schwebte in sorgenvoller Betroffenheit; die Rückkehr Napoleons von Elba und sein neues Festsitzen als Herrscher in Paris hatte die Leute schrecklich aus ihrer Siegesruhe aufgeweckt, alle Aussichten getrübt, und auch augenblicklich schon die tiefsten Zerrüttungen verhängt, denn das Sinken aller Staatspapiere wirkte auf alle Vermögensverhältnisse, und die allgemeine Unsicherheit brachte Stockung und Mißtrauen in alles Geschäftswesen. Man wußte, daß der Krieg beschlossen sei, und sah die Anstalten dazu mit größtem Eifer betrieben, die preußische Heeresmacht stand in den Niederlanden schon kampfbereit, es hieß, der König werde unverzüglich dahin abreisen, der täglich erwartete Staatskanzler ihm dann sofort an den Rhein

folgen, um in der Nähe der Ereignisse zu sein. Aber wie diese Ereignisse ausfallen würden, das war die große Frage, an die fast jederman nur mit Schrecken dachte. Die offenbar gewordene, durch die gemeinsame Gefahr nur zweifelhaft versöhnte Uneinigkeit der Mächte, der seit den langen Verhandlungen des Kongresses in hingehaltenen Erwartungen, zum Theil unter dem Druck provisorischer Verwaltung, ungeduldig gewordene Volksgeist, das jetzt ganz veränderte Ansehen eines an den Gränzen zu führenden Krieges, der nach der Meinung Vieler vermieden bleiben konnte, dessen Zweck nicht jedem Sinn einleuchtete, und gegenüber die staunenswerthe Einstimmigkeit der Franzosen, das rasche Zusammenwirken von Heer und Volk, unter einem Haupte, das den Zauber alter Kriegsführung mit dem größern des jetzt wiederaufgenommenen Freiheitsrufes verband: dies alles waren Zeichen, bei denen auch der Muthigste auf unsrer Seite wohl bedenklich werden durfte. Ohnehin waren die Männer des Entschlusses und der That und die frische Jugend meist beim Heer, und das zurückgebliebene Philisterthum machte sich in der Stadt ungestraft breit. Hiebei wurde bald bemerkbar, daß bei manchen Beamten und Geschäftsleuten, deren Angst innerlich die größte war, diese äußerlich den entgegengesetzten Anschein nahm, sie wollten sich mit Gewalt Muth machen und ließen ihre erdichtete Zuversicht in die lächerlichsten Prahlereien ausgehen, sie schwelgten im Franzosenhaß, sie fanden auf unserer Seite alle Maßregeln vortrefflich, sie wollten nun entschieden Frankreich theilen und sich gegen künftige Ruhestörungen auf immer sichern; dagegen wußte, wer hinter die Vorhänge sah, daß grade solche Leute, die das

Wort so hoch führten, in der Stille sich auf Unglück und Flucht vorbereiteten!

Ich ließ die unsinnigsten Meinungen und jämmerlichsten Urtheile ruhig an mir vorüberrauschen, und mied Streitigkeiten, die zu nichts führen konnten; doch im engsten Kreise, und wenn die Anmaßung allzu aufdringlich wurde, konnte ich bisweilen nicht umhin, das vorlaute Gewäsch derb abzuweisen.

Inzwischen hatte Napoleon, nicht ohne mächtigen Eindruck auf die Gemüther bei Freund und Feind, sein Maifeld gehalten, einen neuen Vertrag mit der französischen Nation geschlossen, und war darauf zu seinem Heer abgegangen, das an der Gränze der Niederlande versammelt stand. Daß er bis zuletzt den Frieden anbot, daß er alles anwandte, um die Mächte einzeln zum Unterhandeln zu bewegen, war in seiner Lage gegründet. Ich wußte aus guten Quellen, daß in Oesterreich eine starke Meinung sehr zum Frieden neigte und es sogar beklagte, daß die Entführung des kleinen Napoleon aus Schönbrunn nicht gelungen sei; man hatte durch die Kaiserin Marie Louise einen zu guten Einsatz in dem Geschicke Napoleons, um nicht wie schon früher zu wünschen, dessen Glanz und Macht wenigstens theilweise erhalten zu sehen. Wankend waren auch, in manchen Augenblicken, die Gesinnungen des Kaisers von Rußland geworden, und er hatte schon geäußert, die Achtserklärung des Kongresses gegen Napoleon sei eine Uebereilung gewesen. Der Frieden schien also noch bis zuletzt wohl möglich, und Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, Gneisenau, Grolman und andere Männer solchen Sinnes und Ueberblicks konnten sich der Befürchtungen nicht

erwehren, welche mit einer derartigen Wendung der Dinge insonderheit für Preußen eintreten mußten, das ohne die Aushülfen der andern Mächte in solchem Falle gegen Frankreich nächst und vereinzelt übrig blieb. Andre Männer aber auch gab es, die den Frieden wünschten, weil sie beim Kriege für die Volksfreiheit fürchteten, die ihnen die Hauptsache war, und die in Frankreich schon wieder mitsprach, in Deutschland noch kaum zu erwachen schien.

Von allen Seiten indeß führte der Zug der Dinge zum Kriege. Die Heere Oesterreichs und Rußlands wälzten sich gegen den Rhein, und Napoleon, der seine geheimen Unterhandlungen noch nicht verloren gab, sah sich gezwungen, einen großen Schlag zu thun, wenn auch nur, um jene zu fördern; galt es aber ernsten, fortgesetzten Krieg, so war es um so dringender, die vordersten Feinde zu schlagen, ehe die nachrückenden völlig herankämen. Doch glaubten wir nicht, daß die Franzosen zum Angriffe schon bereit wären und dem unsern zuvorkommen könnten. Als wir in Berlin am 24. Juni den von Napoleon begonnenen Ausbruch der Feindseligkeiten und zu gleicher Zeit die Nachricht von einem großen Siege der Preußen erfuhren, zeigte sich in dem tiefathmenden Staunen und zögernden Glauben an die Größe des Erfolgs, wie wenige Gemüther auf einen solchen eigentlich vorbereitet gewesen. Daß zwei Schlachten geliefert und die erste unsrerseits verloren worden, daß wir sechszehntausend Mann eingebüßt hatten, und Blücher selbst beinahe gefangen worden wäre, gab ernste Gedanken und kühlte die Siegesfreude; dazu fehlte noch der preußische Bericht, nur der des Herzogs von Wel-

lington war eingetroffen und gab uns die Vorgänge fürerst nur in der englischen Beleuchtung. Ich mußte diesen Bericht bei einem großen Gastmahl in der Börsenhalle auf dringendes Begehren laut vorlesen, und brachte gute Wirkung hervor; aber die Ueberlegung des Geschehenen und des nun weiter zu Gewärtigenden ließ noch manche bedenkliche Zweifel stehen. Man hörte mit Unruhe und Sorgen, daß Napoleon schon bei Laon sich wieder gesetzt und Blücher mit den Preußen allein die Verfolgung übernommen habe, man fürchtete, der verwegene Husar könnte diesmal zur Unzeit sein Vorwärts ausgerufen und sein Eindringen in das wieder waffenfreudige Frankreich schwer zu büßen haben. Denn jetzt war die Kraft Napoleons wieder mit der Kraft der Revolution im Bunde, die er früher geschwächt und unterdrückt hatte, jetzt aber an seiner Seite — wenn auch ungern — gelten ließ, und ihr nur seine Feldherrngröße lieh. Das in den Niederlanden geschlagene französische Heer aufgelöst und vernichtet zu denken, fiel niemanden ein, im Gegentheil hörte man aus kriegsmuthigstem Munde die Warnung, das Bild unsrer Niederlage bei Auerstädt und Jena nicht voreilig auf die jetzigen Unfälle Napoleons zu übertragen. Ich merke diese Aeußerung der Ansichten und Meinungen des Tages geflissentlich an, weil man sie später völlig abzuläugnen pflegt, besonders wenn der Ausgang der Dinge sie verworfen hat und den entgegengesetzten Stimmen, welche blind in's Ungefähr alles Erwünschte prahlend verkündigten, den Schein eines Rechtes giebt, das in Wahrheit ihnen doch nicht gebührt.

In den verschiedenartigsten Kreisen hatte ich mit alten

und neuen Bekannten vollauf zu thun; der ganze Tag verging in bewegten Mittheilungen, denn für jederman war das Wichtigste, sich über den augenblicklichen Stand der Dinge schnell aufzuklären, oder die Wege genauer zu erforschen, auf denen sich die Sachen hingewunden hatten oder weiterwinden mochten. Hardenberg hatte mich beauftragen wollen, eine den Zeitumständen gemäße kleine Schrift auszuarbeiten, allein im Drange der ihn bestürmenden Ansprachen und Geschäfte, noch mehr aber durch die Unmöglichkeit, in dem verworrenen Durcheinander streitender Bewegungen eine bestimmte politische Richtung anzugeben, blieb es bei dem bloßen Wollen. Wilhelm von Humboldt war von dem Gefühl durchdrungen, daß jetzt vor allem der Sturm der Ereignisse abzuwarten und dann in der Nähe des Schauplatzes zu ermitteln sei, was uns zu thun obläge und was möglich erscheine; bis die Aufgaben sich uns bestimmt vorlegten und unsere Thätigkeit forderten, könnten wir harmloser Muße pflegen, und so wandte er sich getrost an seine nie vergessene Lieblingsarbeit, die Ausfeilung seiner Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylos, wobei Friedrich August Wolf ein willkommener Gehülfe wurde; ein reifer praktischer Sinn, der sich der nutzlosen Sorge jeden Augenblick zu entschlagen weiß, um zu rechter Zeit sie desto kräftiger aufzunehmen! Er glaubte übrigens, daß die Ungewißheit diesmal sich weit hinausziehen und nicht so schnell entscheiden würde; ein abermaliges Vordringen unsrer Waffen nach Paris hielt er nicht für wahrscheinlich, schon deßhalb nicht, weil sich in der Geschichte nicht leicht kurz hintereinander dieselbe Wendung wiederhole. Aehnliche Zweifel fand ich von

den Ministern Beyme und von Altenstein ausgesprochen, besonders aber von dem Geheimen Staatsrath Niebuhr, der einen langwierigen Krieg und gefahrvolle Wechselfälle desselben fürchtete, in denen Deutschland leider der ärgsten Verwilderung ausgesetzt sein würde, wie im dreißigjährigen Kriege, wo das Verderben von Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden war; eine Besorgniß, welche sogar im kürzesten Verlaufe der Dinge sich bewährte, denn ernstliche Uebelstände, die noch vor Jahresfrist bei dem Rückmarsche so vieler Truppen durch Deutschland statthatten, zeigten, was bei langer Kriegsdauer wäre zu erwarten gewesen.

Mein Freund Troxler, den die schweizerische Heimath noch nicht zu sehr anzog, war von Wien mit seiner Frau zu deren Verwandten nach Potsdam gereist, und mit großer Freude sah ich ihn jetzt wieder. Seine feurige Gesinnung verläugnete sich auch hier nicht, eben so wenig seine klare Besonnenheit, er beurtheilte die Franzosen richtig, und eben so die Deutschen, er hielt diese geistig höher, meinte aber, sie könnten jener nicht entbehren, sie müßten immerfort von jenseits des Rheins angeregt werden, und ohne die Volksfreiheit jener werde die unsrige nicht gedeihen. Ich brachte ihn zu Niebuhr, dessen Frau, was ich nicht wußte, eben gestorben war, der aber dessen ungeachtet unsern Besuch annahm. Wir fanden den gefühlvollen Mann ganz in Schmerz versenkt, sahen aber mit Erstaunen, wie stark sein Geist aus der Traurigkeit zu freier Mittheilung sich erheben konnte. Er sprach aus hohen Gesichtspunkten, erörterte mit Troxler die schweizerischen Verfassungen, mit mir die Theilung von Sachsen, die er sehr beklagte und dem Staatskanzler

zum Vorwurfe machte, verwundert über die Aufschlüsse, die ich ihm gab, und nach denen der Vorwurf keineswegs auf Hardenberg lasten konnte; er rechnete seine und meine Schrift über Sachsen als zusammengehörige, im Gegensatze der vom Staatsrath Hoffmann ausgegangenen, die er mit Bitterkeit durchzog und verwarf. Obgleich er allem, was er sagte, selbst seiner Begeisterung und seiner Trauer, einen Beisatz von Schärfe und Galle mittheilte, so dient doch das eigne Uebermaß ihnen selber zum Gegenmittel, denn der Hörer dingte auf der Stelle das Nöthige ab und behielt nur den Eindruck der aufrichtigen Rechtschaffenheit, die einer tiefen Ueberzeugung die vollste Geltung geben wollte. Troxler schied von Niebuhr mit großer Hochachtung und hatte hinwieder diesem sehr gefallen, der auch nachher zu mir sagte, Troxler müsse für die Universität Berlin gewonnen werden, und als ich erwiederte, so lange seine Mutter in Luzern lebe, werde er der Schweiz nicht entsagen, ihn um dieser Anhänglichkeit willen nur um so höher stellte.

Nicht gesäumt hatte ich, die jüngeren Freunde aufzusuchen. Neumann war bei den Truppen am Rhein, Hitzig aber, Ludwig Robert, Theremin und Chamisso lebten in Berlin, wo nun auch Koreff, der sich dem Staatskanzler als Arzt angeschlossen, mit diesem eingetroffen war. Wir alle hatten, seit unserm dichterischen Bunde, mancherlei Schicksalsbahnen durchlaufen, und unsre damaligen Wünsche, uns in Welt und Leben umzuthun, waren zum Theil erfüllt worden, und neue Wandlungen standen eben bevor. Das größte Abentheuer jedoch hatte Chamisso sich ausgesucht, eine Reise um die Welt. Er hatte sich in einer Art von Verzweiflung

dazu entschlossen, denn seine Verhältnisse in dem gewohnten Lebensgange waren unerträglich geworden. Den Deutschen im Innersten angehörig, konnte er doch die Franzosen als seine Volksgenossen nie verläugnen, und was in Frankreich geschah, zuckte mehr als er es gestand durch seine Nerven. Die abermalige Vertreibung der Bourbons verletzte seine Familiengefühle, die Ueberlieferungen seiner Kindheit, er stutzte über den Abfall des Heeres, des größten Theiles der Nation, aber insgeheim freute er sich des Freiheitssinnes, die dem allen zum Grunde lag, der volksthümlichen Kraft, die sich so groß und rasch entwickelte. Nun hörte er von allen Seiten dieses Volk verfluchen, seinen Eidbruch ihm vorwerfen, dasselbe für ehrlos erklären, dem unversöhnlichsten Haß und der schnödesten Rache weihen. Man muthete ihm unbarmherzig zu, selber mit einzustimmen in diesen Haß und in diese Verfluchung, ja man wollte natürlich finden, daß er wie hundert Andre dem vertriebenen Königshause zuliebe in die Reihen der Krieger träte, die als Vollzieher jener Achtserklärung auf sein Vaterland eindrangen. Dies war seinem Gefühl eine Unmöglichkeit, er konnte seine Denkart nicht ganz verbergen und wurde von vielen Seiten zweideutig, ja mißtrauisch angesehen. Den glücklichen Ausdruck eines Freundes, daß diese Zeit für ihn kein Schwert habe, faßte er begierig auf, und noch begieriger die Aussicht, entweder mit August von Stael eine Reise nach Nordamerika, oder mit einer russischen Schiffsrüstung eine wissenschaftliche Weltfahrt anzutreten. Er entging so dem grausamen Mißverhältnisse, zwischen thätigen Leidenschaften unthätig und vereinzelt dazustehen und in seinen tiefsten Empfindungen täglich

verletzt zu werden. Von solchen Gedanken erfüllt, mit Spannung der nächsten Antwort aus Rußland harrend, sah er sich schon als einen Geschiedenen an. Seine Stimmung war düster, und unser Zusammensein ohne die sonstige Befriedigung. Aber es fehlte viel, daß wir überhaupt die frühere Zeit unverändert hätten zurückrufen können. Wir kamen im Schulgarten zusammen und versuchten die alten Töne anzustimmen, uns Vertrautern wäre das allenfalls gelungen, allein mancher der Freunde hatte neue Freunde mitgebracht, zum Theil auch nur Bekannte, die bloß äußerlich mit ihnen zusammenhingen, und das Fremde überwog so sehr, daß wir in eine zufällige Wirthshausgesellschaft gerathen schienen. Es half nichts, daß der Humorist Hoffmann sich alle ersinnliche Mühe gab, uns durch Witz und Laune zu unterhalten, daß er uns, und namentlich mir, alle Zuneigung eines unserm Bund in der Ferne längst Angehörigen herzlich entgegenbrachte, sein ganzes Wesen stand mit dem unsern in vollem Gegensatz, er riß wohl Koreff und auch Ludwig Robert in seine Art mit hinüber, aber in den krampfhaften Sprüngen dieser Laune und in dem Lärm des meist groben Beifalls ging um so gewisser unser früherer Sinn und Ton völlig unter. Hoffmann war ein braver Kammerad, und ohne Falsch und Arg, verlangte auch nicht zu herrschen, gab sich im Gegentheil dem Tadel und der Rüge willig preis, aber sein Humor war aufdringlich und beunruhigend, und wurde für den, der nicht in diese zwar oft geistreichen, zuweilen aber auch albernen Verdrehungen und Ungeheuerlichkeiten eingehen mochte, auf die Dauer gradezu widerwärtig. Ich durfte mich, wie ich schon angedeutet, seiner

Zuneigung rühmen, und habe späterhin stets ein freundliches Verhältniß mit ihm gehabt, allein ich habe doch nie näheren Umgang mit ihm gepflogen, noch an seinen Schriften besonderes Wohlgefallen finden können, im Gegentheil mich oft im Stillen gewundert, daß so viel Aufmerksamkeit und Eifer sich ihnen zuwandte.

Sehr anziehend war es mir, Frau von Humboldt in Berlin wiederzusehen; ihre nachgiebige Einbildungskraft hatte die Erregung der Zeit ganz in sich aufgenommen, weit mehr, als daß ich hätte mit ihr einstimmen können; aus dem Gegensatze unserer Ansichten erzeugte sich manches artige Gefecht, wobei ich den Vortheil hatte, ihren Gatten, und nicht selten auch Friedrich August Wolf, der hier täglich verkehrte, meist auf meiner Seite zu sehen, und die Schadenfreude genoß, sie praktisch im bestimmten Einzelfalle im auffallendsten Widerspruch mit ihren heftigen allgemeinen Behauptungen zu finden. Sie hatte mit andern Tagesströmungen auch das Treiben mit dem Lebensmagnetismus eifrig erfaßt, welchen der Doktor Wolfart, auch ein Angehöriger unsers Dichterbundes, in weiten Kreisen, und wie man sagte mit großem Erfolg, geltend machte. Nach langer Vergessenheit war der Mesmerismus durch den sinnigen Arzt Doktor Kluge vor einigen Jahren in Berlin wieder an das Licht gezogen und durch eine gediegene Darstellung dem allgemeinen Verständniß eröffnet worden; seitdem hatte Wolfart sich dieser Behandlungsweise mit vielem Glücke bemächtigt, und Frau von Humboldt gehörte zu seinen Gläubigen. Als Koreff in Berlin anlangte, kam Wolfart ihm sogleich mit der Anzeige entgegen, eine Hellseherin habe ihm dessen Ankunft als die

eines stärkenden Gleichgesinnten vorausgesagt, und er begrüßte ihn freudig als den Verkündigten. Koreff, auf einen ihm so vertrauten Boden versetzt, erging sich nach Herzenslust auf diesem Tummelplatz, und lebte und webte nun in magnetischen Versuchen und Berathungen. Doktor Erhard, ein strenger Verstandesmann, verneinte starr alle die Erscheinungen, die man ihm vorführte, und wollte sich auf die Prüfung so dunkler Thatsachen gar nicht einlassen. Eben so wenig war Troxler zu gewinnen, denn indem er bereitwillig die wirksame Kraft anerkannte, auch ihre heilende Anwendung gern gestattete, läugnete er doch, daß diese Kraft eine höhere Sphäre des Daseins aufschließe, sondern behauptete, nur zu einer untern führe sie zurück, zu einer von dem vernunftwachen Geiste überwundenen, wie er dies in seinem trefflichen Buche „Blicke in das Wesen des Menschen" schön auseinandergesetzt. Der Aufschwung des Mesmerismus aber wurde durch solche Einwendungen in Berlin nicht gehindert, sondern dauerte viele Jahre fort, die vornehme, zum Theil die gelehrte Welt, beugte sich diesem Einflusse, besonders die Frauen, Hardehberg ließ sich magnetisch behandeln, Schleiermacher, und sogar Erhard gestand manche Thatsache zu, nur nicht die Folgerungen, die man damit verknüpfen wollte. Zuletzt erlosch die Theilnahme an der Uebersättigung und an einigen ärgerlichen Vorfällen, die wohl darlegten, daß die Sache mißbraucht werden könne, allein über den Werth oder Unwerth derselben eigentlich nicht entscheiden durften.

Bei Stägemann war ich täglich und erfreute mich seiner tapfern Sinnesart, so wie der Anmuth seiner edlen Gattin und schönbegabten Tochter. Frau von Crayen

belebte einen großen Kreis, und ihre Begeisterung für den König und ihr Stolz auf die preußischen Siege fanden nicht weniger eifrige Zuhörer, als der treffende Witz, durch den sie ihre Gesellschaft erheiterte; einer ihrer Söhne war Offizier im Blücherschen Heere; sie klagte, daß sie ihren Freund den Fürsten von Ligne verloren habe, und sollte bald den Verlust jenes Sohnes beklagen, der nach heldenmüthigem Kampfe bei Versailles als eines der letzten Opfer des Krieges an seinen Wunden in Frankreich starb.

Die lebhafte Gräfin Julie von der Goltz, fern von allem empfindsamen und überbildeten Wesen, wurde mir durch die aufrichtige anerkennende Zuneigung lieb, die ich unerwartet für Rahel in ihr entdeckte. Ihre naturwüchsige Derbheit war eine willkommene Erfrischung unter dem vielen eitlen Gezier und Gethue, das mit den Stichwörtern der Zeit von hochgebildeten Damen getrieben wurde, wo das Vaterland und das Christenthum und die Weiblichkeit endlich zum abgetragensten Modeputz wurden. Ich verkehrte mit Reimer, Kiesewetter, Doktor Heinrich Meyer, machte Oelsner's nähere Bekanntschaft, die ich in Paris immer verfehlt hatte, sah Kaufleute, Staatsbeamte aller Klassen, Diplomaten und Kriegsmänner, und lebte überhaupt in einem bewegten Gedränge, wie es die damaligen Zeitumstände, wo kein Kreis abgeschieden war, sondern alle ineinander flossen, fast jederman unvermeidlich zuführten. Vierzehn Tage vergingen sehr schnell und schienen den Inhalt vieler Monate zu tragen.

Unterdessen waren täglich Nachrichten vom Kriegsschauplatz eingetroffen, und die ersten vorläufigen An-

gaben von den erfochtenen Erfolgen und dem siegreichen Losgehen auf Paris durch die spätern und genaueren nur bestätigt und gesteigert worden. Blücher hatte nach der Schlacht von Belleallianсe den Major von Thile mit der Siegesnachricht an den König gesandt, der schon von Berlin nach dem Rhein abgereist war und die gute Botschaft in der Vorstadt von Merseburg empfing, von wo er den Ueberbringer die Reise nach Berlin fortsetzen hieß, damit hier die weitere Veröffentlichung erfolgte. An die Stadt Berlin aber hatte Blücher auch schon einen Boten gesandt, den Lieutenant Nernst, einen der tapfern Freiwilligen, der seinen Mitbürgern besonders willkommen war; es war ein Volksfest, als dieser Offizier unter Vorreitung von vier und zwanzig blasenden Postillionen feierlich einritt. Bei dieser Gelegenheit mag ein bezeichnender Zug hier seine Stelle finden. Der alte Feldmarschall Graf von Kalckreuth, Gouverneur von Berlin, hatte den Lieutenant Nernst noch nicht empfangen, als der Major von Thile anlangte und seine Meldung machte. „Wieder ein neuer Zweig in den Lorbeerkranz des Herrn von Blücher eingeflochten?" fragte der Alte in seiner gewohnten Weise, die nicht mehr ohne spöttisches Lächeln sein konnte. „Ja", erwiederte Thile, „und ein unverwelklicher!" Der Feldmarschall schwieg hierauf und schien nähere Umstände gar nicht wissen zu wollen. Aber es befand sich zufällig der gewesene Gouverneur von Moskau Graf Rastoptschin bei Kalckreuth im Zimmer, und in seiner Freude fragte er eifrig nach dem ganzen Hergange, ließ sich alles erzählen und erklären, und konnte nicht genug den herrlichen Sieg und ruhmvollen Feldherrn preisen, während Kalckreuth in

seinem lächelnden Schweigen starr verblieb. Rastoptschin erzählte den Vorgang nicht ohne scharfe Bemerkungen, und als die Sache bekannt wurde, hätte nicht viel gefehlt, so wären dem Feldmarschall und Gouverneur für seine Gleichgültigkeit durch die Turnjugend die Fenster eingeworfen worden!

Unsre Abreise wurde nun eilig angeordnet, doch immer noch von Tag zu Tag verschoben, weil viele dringende Angelegenheiten vorher zu erledigen waren. So konnten wir auch noch Zeugen eines Partheikampfes werden, der in seiner Unscheinbarkeit ein warnendes Bild der leidenschaftlichen Gehässigkeit gab, die unter dem Schimmer begeisterter Eintracht bisher geschlummert hatte, und nach kurzer Frist in hellen Flammen ausbrach. Eine gemeine Posse, von einem verstorbenen Breslauer zur Verspottung der Juden geschrieben, „Unser Verkehr" genannt, war von dem Intendanten der Königlichen Schauspiele, Grafen von Brühl, auf den 1. Juli zur Aufführung angesetzt, sehr unschicklich in dieser Zeit und in der Hauptstadt, wo die Juden durch dargebrachte Opfer und durch persönlichen Andrang zu den Waffen mit den übrigen Einwohnern rühmlich gewetteifert, mehrere Juden Offiziere geworden oder das Eiserne Kreuz erworben hatten, und auch jetzt wieder dem Feinde kämpfend gegenüber standen. Aber schon regte sich ein vornehmthuender, sich für christlich ausgebender Stolz, und von vielen Seiten barg man nicht die Freude, eine unbequeme Klasse von Mitbürgern durch jene Aufführung empfindlich beschämt und gedemüthigt zu sehen. Der Staatskanzler, zu rechter Zeit angerufen, ließ die Aufführung untersagen, und da der Graf von Brühl, eines

mächtigen Hinterhaltes versichert, nicht sogleich nachgeben wollte, so mußte das Verbot mit allem Ernst eingeschärft werden. Hierüber entstand nun großer Lärm in der Stadt, man schrie, Hardenberg maße sich eine Gewalt an, die ihm nicht zustehe, er beschränke die Freiheit, und sogar solche Personen, die dem Sinne des elenden Stückes nicht beipflichteten, ja dasselbe auspochen wollten, tadelten heftig das Verbot. Das war ein Stoff zu traurigen Betrachtungen; Oelsner meinte, da zeige sich, auf welcher geringen Stufe der Freiheitsentwickelung die Berliner noch ständen, nach der Preßfreiheit frage kein Mensch, kein Mensch nach öffentlichen Verhandlungen, man ertrage die unbedingte Ausübung der Polizeigewalt, aber wenn die Freiheit schnöder Verspottung auf der Schaubühne mit Recht untersagt werde, da schreie der gemeine und vornehme Pöbel, als greife man frevelhaft seine Vorrechte an! Stägemann nahm die Sache von anderer Seite und sagte, wenn die blutigen Schatten der bei Lützen im Kampfe gefallenen Moritz Itzig und Hauschildt unter den Zuschauern sichtbar würden, so dürfte diesen die Lust am rohen Spaße vergehen. Viele unsrer angesehensten Männer sprachen mit gleicher Empörung. Für den Augenblick allerdings behielt der gute Sinn die Oberhand. Allein einige Zeit nach der Abreise des Staatskanzlers wußte die feindliche Parthei dennoch die Aufführung der Posse durchzusetzen, und ein nicht ungeschickter aber tief gemeiner Komiker Wurm feierte seinen würdigen Triumph darin! Einige Zeit nach dieser Entweihung der Bühne — denn als eine solche wurde die Aufführung von Vielen bezeichnet, — starb unerwartet die allgemein beliebte Schauspielerin Bethmann, der Stolz des

Berliner Theaters, die Freude des Publikums. Wir empfingen diese betrübende Nachricht in Paris, und Stägemann dichtete dort sogleich einige Zeilen, die das letztere Ereigniß als die Strafe des ersteren bezeichneten und bald in vielen Abschriften umliefen; andere derbere Stachelverse ließ er nachfolgen, und die Gönner der Posse, nun ihrerseits von ernster Mißachtung und scharfem Spott getroffen, schämten sich zuletzt, und niemand wollte mehr dafür thätig gewesen sein.

Bis zum 4. Juli noch verzog sich unsre Reise; am Morgen dieses Tages fuhren wir nach Glienike, dem Landhause des Fürsten von Hardenberg, wo sich die Reisegesellschaft zusammenfand und noch das Mittagsessen einnahm, welches zwischen den zuletzt noch übermäßig gehäuften Arbeiten sich einschieben mußte. In diesen späten Augenblicken traf nun auch der preußische Schlachtbericht ein, der bisher so unbegreiflich gefehlt hatte. Der Staatskanzler reichte mir ihn und hieß mich ihn vorlesen. Der Eindruck war sehr wunderbar, die Hörer empfingen statt gewöhnlicher, auf Zahl und Maß begründeter Angaben eine Reihe lebhafter Bilder, welche den Wechsel der Ereignisse den Sinnen vorführten, man fühlte sich aufgeregt und fortgerissen. Da hieß es, man sehe, daß Gneisenau die Feder eben so mächtig führe als den Degen, und Hardenberg erklärte den Bericht für ein Meisterstück. Der Name Gneisenau stand allerdings unterschrieben, aber gleichwohl hatte seine Feder ihn nicht aufgesetzt. Ich hörte später den wahren Zusammenhang. Als nach dem Gewinne der Schlachten alles nur zur Verfolgung des Feindes drängte, war an die Nothwendigkeit erinnert worden, von dem großen Kampfe auch einen raschen Be-

richt abzufassen. Der Oberst von Pfuel setzte sich eiligst an die Arbeit, aber während er schrieb, ritt Blücher fort, alle Generale folgten, und Gneisenau wollte gleichfalls eben zu Pferde steigen, da hielt Pfuel ihm das noch nasse Blatt zur Unterschrift hin, die dann auch nach einigem Bedenken, ob auch die Sache zulässig, rasch gegeben wurde. Gneisenau und Pfuel sprengten sodann dem Feinde nach, das Blatt ging rückwärts zu den Freunden. Dem Irrthum, der uns damals in Glienike befing, mußte jeder Leser unterliegen, und noch heute findet sich jener Bericht oft als das Werk Gneisenau's erwähnt, dessen Geisteseigenheit sogar man damit belegen will! — Erst mit einbrechender Dunkelheit kamen wir zur Abfahrt und der lange Zug von Wagen sauste bald im Sturme durch die Nacht dahin. Ich war wieder nach beiderseitigem Wunsche der Gefährte Stägemann's, und wir dachten lange nicht an Schlaf, besonders da wir noch manches den Tag über in Glienike Vorgefallene zu besprechen hatten, wobei die Eigenheit der Gemüthsarten schroff hervorgetreten war. Ich hatte den liebenswürdigen, sonst immer maßvollen und gütigen Fürsten in hellem Zorne die Mißdeutung seiner Befehle rügen, dreisten Fürwitz kleinlaut werden, Humboldt in klarer Strenge das Verständige festhalten sehen; mir war merkwürdig, wie wenige Menschen ihr gewöhnliches Wesen in den außerordentlichen Prüfungen behalten, bisweilen liegt die Kraft, weit öfter die Schwäche versteckt in ihnen, eine maßvolle Stetigkeit scheint höchst selten zu sein. Hardenberg besaß unstreitig tiefe Willensstärke, allein sie bedurfte um zu wirken eines erheblichen Anreizes, ich erkannte, daß in gewöhnlichen Dingen auf ihn kein sichrer

Verlaß sei, daß er bis zu einer gewissen Gränze leicht nachgebe; Stägemann wußte hiefür genug Belege, und sein eignes Verhältniß hatte davon zu leiden, denn bis zu jener Gränze war ein weiter Spielraum, den Andre sich vielfach zu Nutze machten, wo der strenge Geschäftsmann aber sich zu tummeln weder Lust noch Geschick hatte.

Am andern Vormittage gelangten wir nach Dessau, wo der bejahrte Herzog uns mit einem Frühstück erwartete und in seiner Beeiferung die biedre Güte und den trefflichen Sinn wohlerhalten zeigte, die einst in seiner Sorge für Erziehung und andres Gemeinnützige ihn den Deutschen so lieb und werth gemacht hatten. In Halle hatten die Einwohner uns einen wahren Triumpheinzug bereitet, die Wege waren mit Blumen bestreut, die Straßen mit grünen Gewinden verziert, Bildnisse Friedrich's des Großen an die Fenster gestellt, das Jubelgeschrei erschallte unaufhörlich, bis nach raschem Pferdewechsel die Abfahrt uns ihm entrückte. Wir übernachteten in Merseburg, von dem ehrwürdigen Staatsminister von der Reck und seiner Gemahlin bestens aufgenommen; Hardenberg arbeitete noch bis in die Nacht hinein, um einige Gegenstände der Verwaltung zu ordnen und entgegengekommene Depeschen zu beantworten. Am folgenden Morgen fuhren wir in Weimar ein, ich mit klopfendem Herzen, denn ich hatte Goethe'n noch nicht gesehen, und konnte die Umstände nicht besser wünschen. Ich vernahm mit großem Weh, er sei verreist, brauche die Kur in Wiesbaden. Die Spuren seines Wirkens und Schaffens aber glaubt' ich auf diesem Boden überall zu finden, im Schloß und Park, im Theater, im Gespräch mit Hohen und Niedern. Der Herzog lud Hardenberg, Stägemann,

Jordan und auch mich, der ich ihm schon bekannt war, zur Mittagstafel, und obschon auch die Andern oft genug den Namen Goethe nannten, so war er doch mir und meinem Tischnachbar, dem Staatsminister von Gersdorf, beinah einziger Gegenstand der Unterhaltung. Bei der zur Mode gewordenen erhitzten Deutschheit sollte der natürliche Wärmegrad des Vaterlandsgefühls nur als Kälte gelten, und Goethe's Gesinnung war in diesem Sinn auf die ungerechteste Weise angegriffen worden; ich hatte ihn noch mitten im Kriege gegen solchen Vorwurf öffentlich vertheidigt, auch Steffens war für ihn wacker aufgetreten; hier begegnete ich der lebhaftesten Uebereinstimmung. Auch Goethe's Verhalten zu Napoleon wurde scharf zurechtgestellt, ich vernahm, er habe diesen nie hochgeachtet und geliebt, aber betrachte ihn als eine merkwürdige Naturerscheinung, und sage, das dürfe man ihm doch nicht verargen, daß er diejenigen hasse, die ihn in dieser Betrachtung hindern wollten. Noch einen besondern Zug erzählte mir der freundliche Nachbar; er selbst nämlich überbrachte Goethe'n im vorigen Jahre die erste Nachricht von Napoleon's damaliger Abdankung, und erwähnte wohl auch der Mißreden, wie man sich wundre, daß derselbe solchen Sturz überlebe; anfangs schien Goethe durch die Nachricht etwas unangenehm berührt, doch bald versetzte er: „Hm! daß er den Leuten den Gefallen thun würde, sich den Hals abzuschneiden, habe ich freilich nie geglaubt!" und brach dann ab, indem er in ganz verändertem Tone zur Betrachtung eines alten Jupiterkopfes einlud, der ihm eben zugeschickt worden war.

Wir erreichten am nächsten Tage Hanau, wo Stägemann und ich die Nacht bleiben mußten, weil vom

rasenden Fahren auf den zum Theil schlechten Wegen die Achse des Wagens gebrochen war. Am folgenden Mittage trafen wir mit dem Staatskanzler wieder zusammen, der in Frankfurt schon von allen Seiten Depeschen, Besuche und Anfragen empfangen und die für Stägemann geeigneten Arbeiten zurechtgelegt hatte. Jedoch erfuhren wir sogleich, daß unsres Bleibens hier nicht lange sein sollte. Der König mußte den letzten Nachrichten zufolge mit den Truppen jetzt schon in Paris sein, und auch wir sollten uns diesem Ziele nähern; von einem Feldzuge schien kaum noch die Rede, nur von einer Reise, die freilich durch unsichre, verwüstete Gegend, durch fremde Kriegsvölker und deren Nachzügler, und vielleicht durch aufständische Bauern führen konnte, wogegen uns aber auch wieder besondre Maßregeln und von Seiten der verbündeten Truppen die erforderlichen Bedeckungen zu Gebote standen. Aus allen fleißig eingezogenen Erkundigungen, in deren Beschaffung besonders der preußische Geschäftsträger von Otterstedt unermüdlich war, ging hervor, daß der Weg auf Nancy für uns der rathsamste sei, und gleich der nächste Tag wurde zum Aufbruch bestimmt. Unsere Wagenreihe sollte sich durch mancherlei Anschluß verstärken, durch den Minister von Altenstein, den Geheimen Legationsrath Renfner, den Doktor Karl Müller und Andere, auch Humboldt, der seinen Weg bisher allein gereist war, sollte sich mit seinem Gefolge einfinden, so daß wir eine ansehnliche Schaar ausmachten, die sich in manchen Nöthen wohl selber zu helfen im Stande war. Dagegen fand man gerathen, daß die Damen Stägemann und Jordan, welche ihren Männern von Berlin nach Frankfurt vor-

ausgeeilt waren, einstweilen in dieser sichern Stadt verblieben, bis die Umstände erlaubten, sie ohne Gefahr nach Paris zu rufen. Der eine Tag, den wir in Frankfurt zubrachten, verging in Drang und Sturm. Hundert Dinge waren zu besorgen, zu verabreden; immer neue Nachrichten einzuziehen, zu beurtheilen, neue Befehle zu erwarten. Ich besuchte mit Stägemann das Hertzische Haus, mit Jordan das des Senators von Guaita, an beiden Orten fanden sich erwünschte Anknüpfungen mit früheren lieben Bekannten; der österreichische Gesandte Freiherr von Hügel brachte mich mit dem jungen von Bucholz aus Münster zusammen, der später in Wien durch seine Geschichtsarbeiten einigen Ruf erwarb, und damals in der Unruhe und Eile der kurzen Stunden mir schon denselben trüben Eindruck machte wie nachher seine Bücher! Ich mußte den Doktor Jassoy aufsuchen, hatte dem Professor Kiesewetter Rede zu stehen, nach Wien und Berlin zu schreiben, und fand erst wieder Ruhe im Wagen, als es über Stock und Stein weiter ging.

Wir waren auf dem Wege nach Kaiserslautern noch nicht weit gekommen, als der Staatskanzler eine Stafette mit der Nachricht erhielt, daß die preußischen Truppen am 6. July zufolge einer mit den französischen Behörden abgeschlossenen Kapitulation in Paris eingerückt waren; unsre Fahrt erschien hierdurch nun völlig gesichert und wurde möglichst beschleunigt. In Kaiserslautern, wo wir einige Stunden verweilen mußten, machte ich mit Jordan einen Spazirgang um die Stadt, wir suchten uns über die früher hier vorgefallenen Gefechte zu orientiren, verglichen die damalige Lage der

Dinge mit der jetzigen, und waren der besten Stimmung. Die Liebenswürdigkeit Hardenberg's erschien auf der Reise in tausend kleinen, oft wenig bemerkten Zügen, er gönnte und verschaffte jedem gern alles Behagen, freute sich der Laune und des Witzes seiner Gefährten, und wenn er harthörig manches Wort bei aller Anstrengung nicht vernahm, so machte er sich dies auch wohl zu nutz, um Anderes freiwillig zu überhören; unsre Verhältnisse und Neigungen schien er gut zu kennen und spielte mit gutmüthigem Lächeln darauf an, so nahm er auch herzlichen Antheil an meiner Freude, daß mich hier unerwartet Briefe aus Wien von Rahel erreichten, voll Freude über die preußischen Waffenerfolge, und nicht ohne Hoffnung des Wiedersehns in Paris, er wollte alles wissen, was in dem Arnstein-Pereira'schen Kreise vorging, und bestätigte die Meinung, daß die Reise nach Paris nun für die Damen gesichert sei. Ich aber schrieb damals ahndungsvoll, es sei ein Unglück, daß die nächsten Staatsanordnungen wieder diesen Abmachungsort haben sollten, unsre Sache müsse dabei leiden, unsre Häupter sollten einen andern Ort wählen, und schloß mit dem Wunsche, daß unsre Diplomaten so würdig des Beifalls sein möchten, als es unsre Krieger gewiß seien!

In Saarbrücken, wo wir am folgenden Mittag ankamen, eröffnete sich uns ein wunderbares Schauspiel. Die wackern Einwohner dieser freundlichen Stadt und des dazu gehörigen Ländchens waren bei dem letzten Pariser Frieden, der die durch den Revolutionskrieg verlorenen deutschen Rheinlande wieder von Frankreich ablöste, als einzige Ausnahme, gegen ihren laut ausgerufenen Wunsch, unverantwortlicher Weise dem fremden

Staat überlassen worden. Jetzt sahen diese nach so empörender Behandlung dennoch dem Vaterlande zugewandten Landsleute in den neuesten Ereignissen abermals einen Hoffnungsschimmer, die aufgedrungene Gemeinschaft abzuwerfen und die vaterländische einzutauschen. Wir wurden daher mit lautem Jubel empfangen, und Abgeordnete der Stadt, unter ihnen der nachherige Oberbergrath Böcking, sprachen ihre Gesinnung dem Staatskanzler mit Nachdruck aus, so wie das bestimmte Verlangen, preußisch zu werden. Der Fürst verkannte als überschauender Staatsmann nicht, wie schwierig hiebei seine Stellung sei, und wie wenig er Befugniß und Macht hier zum Handeln habe, doch setzte sein hochherziges Gemüth sich über alle Bedenklichkeiten hinweg, und versprach den braven Leuten, daß ihr Wunsch erfüllt, daß sie Deutsche und Preußen werden sollten. Der Jubel kannte keine Gränzen, die Häuser wurden mit Laubgewinden und Blumensträußen geschmückt, das Volk wogte durch die Straßen, sang vaterländische Lieder, Spott und Hohn den Franzosen, Ehre und Liebe den Deutschen, gegen Abend wurde die Stadt erleuchtet, am hohen Thurme las man den Namen Hardenberg in Feuerzügen, die Jungen trugen Lichter und grüne Zweige und Kränze auf Stangen umher, die ganze Nacht hindurch dauerte das Fest und erneute sich am andern Morgen, denn wir blieben noch über den Mittag, weil der Staatskanzler einen Kurier erwartete, der denn auch eintraf und die wichtige Nachricht von der Wiedereinsetzung der Bourbons mitbrachte, weßhalb der König um so dringender die Ankunft Hardenberg's in Paris wünschte, denn diese Wendung verwickelte zugleich und beschleunigte unsre An-

gelegenheiten; die Franzosen gewannen einen Schild, der uns mit Vortheil entgegenzuhalten war, und hinter dem sie fortfuhren, wider uns zu sein, während wir auf ihn zu schlagen uns enthielten. Die Kunde, daß noch sehr bedeutende französische Streitkräfte unter der dreifarbigen Fahne hinter die Loire zögen, daß der Bauernaufstand in Elsaß und Lothringen erst recht anhebe, und daß die Festungen sich feindlich gegen uns abschlössen, zeigte auf der Stelle, in welchen Widersprüchen wir steckten, wir mußten den Bourbons das Volk erst unterwerfen, um dasselbe dann als das ihre nochmals gegen uns zu haben! Der Landstrich, den wir noch vor uns hatten, war keineswegs sicher, auf preußische und russische Kriegsleute, welche wir bisher angetroffen und theilweise zu Begleitern gehabt hatten, war fernerhin nicht mehr zu rechnen, und erst in der Gegend von Metz und Verdun sollten wir wieder eine russische Heerschaar zu finden hoffen.

Humboldt, auf den wir auch hatten warten müssen, war inzwischen angekommen, und seine Zustimmung mußte das Gewicht der Betrachtungen, in denen wir uns ergingen, sehr verstärken. Wir waren unter lauter Vertrauten, Eines und desselben Staates, ohne Vorurtheil ganz in der Sache, es herrschte nur Ein Sinn und Eine Ansicht; später in Paris, bei den vielfachsten Einflüssen, konnte das nicht mehr so der Fall sein. Bei der Weiterreise, die wir wegen der nur schwach berennten Festungen mit einem Umweg über Pont-a-Mousson auf Chalons nahmen und auf der es viele Haltepunkte gab, empfanden wir Alle durch Humboldt's Gegenwart einen reichen Zuwachs von Heiterkeit und Zuversicht. Einmal, beim Pferdewechsel, ich glaub' in Pont-a-

Mousson, geriethen wir in einige Gefahr, das Volk versammelte sich um unsere Wagen, handfeste Kerle in Kitteln, derbe Weiber in Holzschuhen, alle vom wildesten Ansehen, bald wurden böse Reden laut, heftige Gebärden drohten, einige Stimmen riefen, man solle uns in die Maas werfen, man bedrängte die herbeigeführten Pferde, man wollte das Anspannen hindern, und wer weiß wie es geendet hätte, wären die berufgetreuen eiligen Postillione nicht noch eben zu rechter Zeit fertig geworden, da es denn plötzlich unter dem gewaltigsten Peitschenknallen durch die zurückweichende Menge glücklich auf und davon ging. Einen ähnlichen Auftritt gab es in Saint-Mihiel, nur gemildert dadurch, daß die Leute, was wir erst nachträglich erfuhren, unsre Truppen in der Nähe wußten und daher ihre Redensarten einigermaßen zügelten; das Gedränge jedoch war so stark, die Gesichter so dreist, daß Stägemann und ich, die vom Wagen gestiegen waren, bald daran dachten mit guter Art wieder hineinzukommen. Eine gemeine Frau, deren rüstige Häßlichkeit, mit einem Kind auf dem Arm einen seltsamen Eindruck von Mütterlichkeit machte, und die trotz ihrer zerrissenen Kleidung doch sehr achtungsvoll Madame Antoine genannt wurde, sagte zu mir mit unterdrücktem Groll: „Monsieur, à-présent vous retournerez tous les ans à Paris, pour fair rentrer les Bourbons!“ Und ein junger Mann aus dem Haufen schrie mir zu: „Vous ne voulez pas de Napoléon, eh bien! nous ne voulons pas de Bourbons; qu'on les mette donc à la porte tous les deux! Nous ne sommes pas faits en France pour être gouvernés par des prêtres; d'abord nous ne sommes pas catholiques.“ .... Wie-

der hieß es: „Qu'est-ce que cest que ce roi goutteux? il dit dans sa proclamation qu'il accourt; vite, une chaise de poste à six chevaux, et le voilà à Paris! Il nous faut un roi bambocheur, un roi qui nous sait mener à la guerre!“ Als ein Andrer einwarf: „Oh, pour la guerre, non! nous en avons assez!“ so versetzte jener leichthin mit gleichgültigem Ton und etwas Lächeln: „Eh! il nous en faut toujours un peu!“ Karakter und Stimmung des Volks drückten sich uns in diesen kurzen Zügen deutlich und ergötzlich aus.

In Epernay gönnten wir uns einige Nachtruhe, nachdem wir vorher bei schlechtem Champagner und guter Laune mehrere Stunden gemeinsam beim Abendessen zugebracht hatten. Ueber den schlechten Champagner wurde gescherzt, indem die Anekdote erzählt wurde, daß Ludwig der Vierzehnte einst den ihm dargebotenen Ehrenwein einer kleinen Stadt gekostet und gelobt, der Bürgermeister ihm darauf dummlächelnd erwiedert habe: „Oh! nous en avons encore de meilleur!“ worauf der König mit Gelassenheit gesagt: „Vous le gardez sans doute pour meilleure occasion!“ „Ja, ja, sagte der Staatskanzler freundlich, sie haben bessern Wein, aber sie versparen ihn auf bessere Gelegenheit, für die Kosaken, die nicht wie wir nach dem Preise fragen.“ — Mit Humboldt konnte man nicht zusammensein, ohne auf gelehrte Sachen, Sprachbemerkungen, klassische Anführungen zu kommen. An Karl Müller, einem festen Lateiner und Versemeister, fand er seinen Mann; auch die Andern, Altenstein an der Spitze, suchten ihre klassischen Erinnerungen hervor, und keiner von uns entbehrte deren völlig. Daß ich bei der ich weiß nicht wie entstandenen Frage, woher der

berühmte Marcus Antonius Muretus seinen Namen habe? zufällig die Auskunft wußte, er sei von seinem Geburtsort und Familiengute Muret so genannt, gab mir bei Humboldt offenbar einen guten Stein ins Brett. Er ward aufmerksam auf mich, wandte mir das Wort häufig zu, und noch öfter nahm ich es ungefordert auf, um seine scherzhaften Einfälle zu bestreiten oder fortzusetzen, zum großen Vergnügen Hardenberg's, der überhaupt an der gesellschaftlichen Lebhaftigkeit um sich her das anmuthigste Wohlgefallen hatte. Als von den aufrührischen Bauern erzählt wurde, sie schlügen unsre Soldaten, deren sie habhaft würden, an's Kreuz, und auch uns könne das noch bevorstehen, so bemerkte Humboldt mit ruhigem Ernst, dieses sei zwar gar keine gewöhnliche Art, allein er sei der Meinung, der schon Mäcenas gewesen, daß man auch so leben könne, und daß Andre von der Sache viel zu viel Aufhebens gemacht. Solcher anmuthigen oder verwegenen Scherze gab es eine Fülle, und da dergleichen Laune in der Gesellschaft nicht gut ohne besondre Zielscheibe sein kann, so wurde dazu der Geheime Legationsrath Renfner ausersehen, der sich dabei ganz nach dem Staatskalender verhielt, von dem Höheren alles heiter hinnahm, gegen Seinesgleichen derb antwortete, dem im Dienste Geringern aber nicht den kleinsten Spaß erlauben wollte. Am meisten quälte ihn Stägemann mit dem Phänomen, daß sein Name, was man ihm auf dem ersten Blick nicht ansah, vor- und rückwärts gelesen ganz derselbe sei, und wovon er sich lange nicht überzeugen wollte. Unsre Reise hatte etwas vom Feldlagerleben, kein Wunder, daß die kurze Erholung sich auch etwas dahinneigte.

Der Ernst lag uns dabei schwer genug auf und drängte uns mit Macht vorwärts. Kouriere kamen uns von Paris entgegen und eilten, schnell abgefertigt, wieder dahin zurück und uns voraus. Am 15. Juli Abends trafen wir daselbst ein, und fanden unsre schon bestellten Quartiere im Faubourg Saint-Germain, Rue de Varennes, der Fürst im Hotel des Marschalls Davoust, Stägemann und ich nahebei. Doch wurden wir augenblicklich und ohne die Reisekleider zu wechseln wieder zum Fürsten gerufen, um mit ihm zu Abend zu essen, wo wir zu meiner großen Freude noch Justus Gruner fanden. Da wurde denn in raschen Zügen das bisher Geschehene zusammengefaßt, der Stand der Dinge nach den unzweifelhaften Thatsachen erörtert und mit unsern Ansichten zusammengehalten. Hier war denn leicht zu erkennen, daß die Hauptentscheidungen schon vorweggenommen, die Sache der Franzosen wieder in die für uns unvortheilhafteste Gestalt, in die des Bourbonischen Königthums verwandelt sei, und die Sache der Verbündeten in dem vorgreifenden Ansehen Rußlands und Englands für die doch nächstbetheiligten deutschen Angelegenheiten nur eine zweite oder dritte Stelle übrig lasse. Hardenberg, mit welchem Stägemann, Gruner und ich längere Zeit ganz allein blieben, gestattete uns die freieste Aeußerung, und wir verhandelten mit ihm und vor ihm unsre innersten Meinungen, die wunderbar unter einander und mit den seinigen übereinstimmten. Ich erwarb mir an diesem Abende Hardenberg's Beachtung und erhielt von ihm den Auftrag, in dem Sinne, wie ich die preußische Sache aufgefaßt, fleißig für die öffentlichen Blätter zu schreiben, wozu er mich fernerhin mit näheren

berühmte Marcus Antonius Muretus seinen Namen habe? zufällig die Auskunft wußte, er sei von seinem Geburtsort und Familiengute Muret so genannt, gab mir bei Humboldt offenbar einen guten Stein ins Brett. Er ward aufmerksam auf mich, wandte mir das Wort häufig zu, und noch öfter nahm ich es ungefordert auf, um seine scherzhaften Einfälle zu bestreiten oder fortzusetzen, zum großen Vergnügen Hardenberg's, der überhaupt an der gesellschaftlichen Lebhaftigkeit um sich her das anmuthigste Wohlgefallen hatte. Als von den aufrührischen Bauern erzählt wurde, sie schlügen unsre Soldaten, deren sie habhaft würden, an's Kreuz, und auch uns könne das noch bevorstehen, so bemerkte Humboldt mit ruhigem Ernst, dieses sei zwar gar keine gewöhnliche Art, allein er sei der Meinung, der schon Mäcenas gewesen, daß man auch so leben könne, und daß Andre von der Sache viel zu viel Aufhebens gemacht. Solcher anmuthigen oder verwegenen Scherze gab es eine Fülle, und da dergleichen Laune in der Gesellschaft nicht gut ohne besondre Zielscheibe sein kann, so wurde dazu der Geheime Legationsrath Renfner ausersehen, der sich dabei ganz nach dem Staatskalender verhielt, von dem Höheren alles heiter hinnahm, gegen Seinesgleichen derb antwortete, dem im Dienste Geringern aber nicht den kleinsten Spaß erlauben wollte. Am meisten quälte ihn Stägemann mit dem Phänomen, daß sein Name, was man ihm auf dem ersten Blick nicht ansah, vor- und rückwärts gelesen ganz derselbe sei, und wovon er sich lange nicht überzeugen wollte. Unsre Reise hatte etwas vom Feldlagerleben, kein Wunder, daß die kurze Erholung sich auch etwas dahinneigte.

Der Ernst lag uns dabei schwer genug auf und drängte uns mit Macht vorwärts. Kouriere kamen uns von Paris entgegen und eilten, schnell abgefertigt, wieder dahin zurück und uns voraus. Am 15. Juli Abends trafen wir daselbst ein, und fanden unsre schon bestellten Quartiere im Faubourg Saint-Germain, Rue de Varennes, der Fürst im Hotel des Marschalls Davoust, Stägemann und ich nahebei. Doch wurden wir augenblicklich und ohne die Reisekleider zu wechseln wieder zum Fürsten gerufen, um mit ihm zu Abend zu essen, wo wir zu meiner großen Freude noch Justus Gruner fanden. Da wurde denn in raschen Zügen das bisher Geschehene zusammengefaßt, der Stand der Dinge nach den unzweifelhaften Thatsachen erörtert und mit unsern Ansichten zusammengehalten. Hier war denn leicht zu erkennen, daß die Hauptentscheidungen schon vorweggenommen, die Sache der Franzosen wieder in die für uns unvortheilhafteste Gestalt, in die des Bourbonischen Königthums verwandelt sei, und die Sache der Verbündeten in dem vorgreifenden Ansehen Rußlands und Englands für die doch nächstbetheiligten deutschen Angelegenheiten nur eine zweite oder dritte Stelle übrig lasse. Hardenberg, mit welchem Stägemann, Gruner und ich längere Zeit ganz allein blieben, gestattete uns die freieste Aeußerung, und wir verhandelten mit ihm und vor ihm unsre innersten Meinungen, die wunderbar unter einander und mit den seinigen übereinstimmten. Ich erwarb mir an diesem Abende Hardenberg's Beachtung und erhielt von ihm den Auftrag, in dem Sinne, wie ich die preußische Sache aufgefaßt, fleißig für die öffentlichen Blätter zu schreiben, wozu er mich fernerhin mit näheren

Weisungen versehen wolle. Denn es war wohl auf dem diplomatischen Wege viel verloren, aber noch lange nicht alles, und es war die Absicht, mit allen Kräften sich zum Kampf aufzustellen und zu versuchen, wie viel noch wiederzugewinnen, was zu behaupten sei. Dabei konnten die Ereignisse uns allerdings zu Hülfe kommen; denn noch schwankte vieles und ließ neue Wendungen möglich, die wir zwar nicht herbeiführen, aber benutzen durften. Seit acht Tagen waren die Bourbons, ohne unser Zuthun, nur durch den Schutz der Engländer begünstigt, nach Paris zurückgekehrt und hausten in den Tuilerien, aber diese acht Tage hatten auch schon gezeigt, wie feindlich ihnen die Masse der Nation sei, wie schwer es ihnen sein würde die Herrschaft zu behaupten, besonders bei der Wuth ihrer eignen Parthei, unter deren Einfluß jede weise Mäßigung unmöglich wurde. Das Heer hinter der Loire behauptete noch eine drohende Stellung. Napoleon wußten wir in Rochefort, aber noch nicht eingeschifft, es konnten noch Schlachten nöthig werden, die wir nicht einzig der Bourbons wegen zu fechten dachten, der Süden Frankreichs war voll Unruhen, aus denen sich wunderbare Spaltungen entwickeln konnten.

Am nächsten Morgen war mein erster Gang zu dem Obersten von Pfuel, der von Seiten Blücher's als Kommandant der einen Hälfte von Paris, so wie der General von Müffling als Gouverneur derselben eingesetzt war, dagegen Wellington für die andre Hälfte ebenso englische Befehlshaber ernannt hatte. Bei Pfuel fand ich unter den ihm zugetheilten Offizieren auch die Lieutenants Graf von Flemming und Graf von Holk wieder, und der Kreis erwünschter Bekannten erweiterte sich jeden Augenblick.

Diese Kriegsmänner waren alle desselben politischen Geistes, voll Muth und Eifer für die Sache Preußens, voll deutscher Gesinnung. Dem Hasse gegen Napoleon gesellte sich schon Achtung und Theilnahme, der Widerwillen gegen die Bourbons, welche auf dem Thron gleich wieder das feindliche Frankreich vorstellten, wurde mehr und mehr zum schnödesten Haß gesteigert, ihre Anhänger gaben uns schon deutlich genug und oft durch die That zu erkennen, die Verbündeten hätten das Ihrige nun geleistet und könnten als lästige Gäste nur eiligst wieder abziehen, höchstens möchten sie sich bereit halten wiederzukommen, falls man sie brauchte; die Ehre, den rechtmäßigen Herrscher wieder eingesetzt zu haben, durften wir uns theilen, damit sollten wir uns für überbelohnt halten. Gegen solches Meinen und Verfahren — denn wirklich traten uns die Bourbonischen Behörden überall beengend entgegen, und unsre Truppen mußten die nöthigsten Bedürfnisse mit Gewalt ertrotzen — erhob sich eine wahre Erbitterung, deren Ausbrüche sehr schlimm werden konnten, wenn nicht die verbündeten Herrscher durch ihre Rücksicht und Nachgiebigkeit für die Bourbons den kriegerischen Aufwallungen Einhalt gethan hätten, so daß sogar Blücher's herber Unmuth in dumpfes Murren herabgestimmt wurde. Die Stimmung in der gebildeten und höheren Region des preußischen Heeres war ziemlich gleichmäßig, doch ließ sich eine zweifache Schattirung wohl bemerken, daß nämlich die Einen unbedingt Frankreich bekämpfen, besiegen, schwächen und allenfalls theilen wollten, unbekümmert um dessen eignes Geschick, die Andern dagegen nach Besorgung unsrer Sache auch die der Franzosen wahrnehmen, ihnen keine Regierung aufdrin-

gen, sondern jede selbstständige innere Freiheit gönnen wollten; diese sahen nicht ungern die dreifarbige Fahne und die beim Einrücken der Preußen noch thätige Kammer der Repräsentanten, die in ihren Berathungen anfangs von den preußischen Wachtposten sogar beschützt wurde; zu dieser Schattirung gehörten kraftvolle und einflußreiche Befehlshaber, selbst Gneisenau und Grolman waren ihr nicht fremd, und Blücher lieh ihr in manchen Fällen sein derbes Wort, sie war diejenige, der auch Hardenberg und Humboldt bis auf einen gewissen Grad beistimmten; allein nach dem Gange, den die Sachen einmal genommen, war diese Richtung amtlich nicht mehr zu vertreten, und da mit der kundwerdenden Einschiffung Napoleon's die Bourbonisten die letzte Furcht verloren, so mußte die großmüthige Theilnahme sich allmählich in das Innere der Gesinnungen zurückziehen, und während solche Stimmen verstummten, wurden die entgegengesetzten, ritterlich für die Rechtmäßigkeit des alten Königshauses und für die Vortrefflichkeit des alten Regierungszustandes eifervollen, um so lauter.

Was mir an der vollständigen Kenntniß des Geschehenen noch fehlen mochte, ärntete ich reichlich bei dem Grafen von Schlabrendorf, den ich sodann besuchte und bei dem ich Stägemann einführte. Der treffliche Greis nahm sich in dem langen Bart, den er sich aus Bequemlichkeit hatte wachsen lassen, wunderlich aus, aber von seinen Lippen strömte die hellste Kenntniß der Dinge, das reiffste Urtheil. In ihm war die deutsche Gesinnung ganz lebendig, aber etwas mit der Bekümmerniß belastet, daß solche jetzt bis zur Ungerechtigkeit gegen die Franzosen gesteigert, in diesen dem allgemeinen Geiste der Freiheit

leicht zu nahe treten könnte. Er hatte mir während der hundert Tage zweimal nach Wien geschrieben, ausführliche Schilderungen der Lage der Dinge, beide Briefe waren über die Schweiz gegangen, aber mir nicht zugekommen, der größere erste blieb verloren, der zweite kam später noch glücklich in meine Hände, und beweist noch heute den großen Blick des Mannes. Wir waren im eifrigsten Gespräch, da trat unerwartet Wilhelm von Humboldt ein, der ihm für nächstens den Besuch Hardenberg's ankündigte, ihn aber bat, schon heute mit demselben im Rocher de Cancale zu Mittag zu speisen, wozu auch Stägemann und ich im Namen des Fürsten durch ihn eingeladen wurden. Für Schlabrendorf war das nichts, er ging gar nicht aus, und lehnte die Einladung ab. Als wir Andern das berühmte Gasthaus betraten, fanden wir unter den Geladenen auch Altenstein, Flemming, Holk und sonstige Bekannte, der Fürst aber verließ uns früh wieder; er hatte den ganzen Vormittag in Berathung mit dem Könige zugebracht, jetzt erwartete der russische Kaiser ihn. Wir saßen noch zusammen, da ging die Thüre auf, und es zeigte sich in voller Uniform der Feldmarschall Fürst von Blücher und der General Graf von Gneisenau, sie wollten den Staatskanzler begrüßen, nahmen aber nun, da sie ihn nicht mehr fanden, auch bei uns Platz am Tisch, dessen Bedienung durch dies Ereigniß kaum eine Unterbrechung erfuhr. Blücher saß neben mir, und ich empfing aus erster Hand die wunderlichen Aussprudelungen des beinahe fabelhaften Helden. Er schimpfte heftig gegen die Bourbonen, wollte Ludwig den Achtzehnten durchaus nicht besuchen, zog gegen den Grafen von Münster und gegen dessen Spießgesellen den

Grafen von Hardenberg in Wien als gegen erklärte Preußenfeinde los, verschonte selbst seinen „Bruder Wellington“ nicht, und hielt über Könige und Fürsten, wie der Zufall sie ihm vorführte, ein lästerliches Gericht. Manches klang auch für einige Anwesende nicht eben verbindlich, er sagte zu Humboldt, er und alle Diplomaten hätten noch wegbleiben sollen, sie würden wieder alles verderben. Ungleichartigere Streitkräfte konnte man nicht sehen, als Blücher und Humboldt gegen einander gestellt; ob die Keule oder der Stoßdegen die bessere Waffe sei, blieb unbestimmt, aber soviel war klar, Humboldt stand nicht im Nachtheil, und als man sich etwas näher verständigt hatte, stieß man zusammen auf guten Erfolg und auf beste Eintracht an.

Die französischen Angelegenheiten waren für den Augenblick hauptsächlich in den Händen Talleyrand's und Fouché's, von denen der erstere den Bourbons getreu geblieben, der letztere noch eben erst der Minister Napoleon's gewesen war; dem Eifer der Bourbonisten machte das jetzt keinen Unterschied, man duldete beide, weil sie jetzt nothwendig schienen, und der ehmalige Jakobiner und neuerliche Bonapartist Fouché grade am meisten. Offenbar hatte er den von Elba wiedergekehrten Kaiser, indem er ihm zu dienen schien, doppelt verrathen, an die Bourbons und an die Fremden; doch Napoleon war selber nicht aufrichtig gewesen, er hatte sich in den Schein der Freiheit und Gesetzlichkeit gehüllt, und auch dies mehr aus Zwang als freiwillig, unter der Hülle blickte deutlich hervor, daß der Sieg alsbald sie abwerfen würde; man bedauerte ihn daher wenig, und seine Entfernung galt dem Bürgersinn als eine Wohlthat für Frankreich.

Höhere Theilnahme wendete sich den beiden Männern zu, welche inmitten der Erschütterungen nur immer die Sache des Volks und der Freiheit im Auge gehabt und mit ihren redlichen Bestrebungen gleicherweise dem Verrathe Fouche's unterlegen waren, den beiden von Seiten der Vaterlandsliebe untadlichen Männern Carnot und Lafayette, von denen der erstere dem Wiederkömmling von Elba sich angeschlossen, weil er in ihm die sichere Wehr gegen den äußern Feind, der andre ihn gestürzt, weil er von dieser Wehr die innere Freiheit bedroht geglaubt. Während diese Männer mit allen Ehren und mit der Achtung sogar der Feinde vom Schauplatz abgetreten waren, behauptete sich Fouché auf demselben, verabscheut von Allen, die nicht mit seinen Ränken verflochten waren oder Vortheil davon zogen. Als Polizeiminister hatte er eine ungeheure Macht in Händen, eine zum Theil unsichtbare und daher nicht genau zu ermessende; indessen mißtrauten ihm die Bourbons, und schon wetteiferte eine geheime Polizei des Hofes, eigentlich der Prinzen, mit der seinigen, suchte sie zu durchkreuzen, zu überlisten. Die Verbündeten durften sich nicht unbewacht solchem Doppelspiel überlassen, jede der Mächte traf ihre Vorkehrungen, preußischerseits wurde Justus Gruner mit ausreichenden, von ihm selbst bestimmten Hülfsmitteln den Fouché'schen Betreibungen entgegengestellt, und entwickelte sogleich eine lebhafte Thätigkeit. Sein freundschaftliches Vertrauen theilte mir von dem, was er in Erfahrung brachte oder in Betrieb setzte, gar manches mit, was ihm für mich von irgend einer Seite bedeutsam erscheinen konnte.

Der vormalige Buchhändler, nun preußische Hofrath

Schöll, der unsre Quartiere besorgt hatte, fand in seinem Eifer, daß wir nicht gut genug wohnten, und ließ für Stägemann, Jordan und mich, die wir überdies unsre Frauen erwarteten, in derselben Rue de Varennes Nr. 22, dem Staatskanzler nahe gegenüber, das weitläufige Hotel de Castries einrichten, indem er diejenigen Erfordernisse, welche das prächtige aber eine Zeitlang unbewohnt gewesene Haus nicht darbot, durch das Stadthaus von Paris ungesäumt liefern ließ. Er verstand sich auf das Herbeischaffen, und wurde uns Allen durch seine genaue Kenntniß der Pariser Verhältnisse vielfach nützlich; mir konnte jedoch sein Benehmen gegen die ehemaligen Mitbürger gar nicht gefallen, und da ich das keineswegs verhehlte, so kam bald eine kühle Entfernung zwischen uns, die sich für immer festsetzte und mit der ich je länger desto mehr zufrieden war. Das Hotel de Castries war ein geschichtliches Gebäude und mir deßhalb merkwürdig. Der Herzog von Castries hatte im Anfange der Revolution einen seiner politischen Gegner, den Abgeordneten Lameth, um ihn für die Nationalversammlung eine Zeitlang brach zu legen, zum Zweikampfe gefordert und darin verwundet, das Volk aber, über dies die Unverletzbarkeit der Deputirten nicht achtende Benehmen heftig erbittert, hatte das Hotel des Herzogs bestürmt und im Innern alles zerschlagen. Diese Verwüstung hatte nach so vielen Jahren keine Spuren gelassen, doch war das Hotel nicht so schön und behaglich ausgestattet, um die üppige Zeit vor der Revolution zu vergegenwärtigen, noch so prächtig und geschmackvoll, um die Verschwendung der Neureichen aus der Kaiserzeit anzudeuten, es drückte vielmehr den Mittelzustand einer alten Familie aus, die

ungeheuer eingebüßt, aber dabei doch noch sehr viel erhalten hat. Wir ließen uns die schönen Räume wohl gefallen, auch der Garten am Hause war uns sehr angenehm. An der gesammten Wohnlichkeit wurde die Gestalt eines ehemaligen Pariser Haushalts dieser Klasse vollkommen anschaulich, besonders mußten die vielen Anstalten, sowohl der Absonderung als der Verbindung, die kleinen geheimen Gänge, Treppen, Tapetenthüren, verborgene Kabinette und Ausgänge auffallen, ohne welches alles jene Zeit ihre häuslichen Romane freilich kaum hätte fertig bringen können.

Das Wiedersehen alter Pariser Bekannten war durch die Zeitumstände getrübt, man stieß überall auf Unzufriedenheit und Klagen, und im Gewirre der Meinungen selten auf übereinstimmmende, alles war verschoben und umgestellt, Neigung und Haß wechselten mit dem Augenblick. Französische Höflinge, welche ohne den Sieg von Belleallianee noch als Emigranten in Gent saßen oder gar in hülflose Flucht gesprengt waren, schimpften auf diesen Sieg; Andre beschuldigten uns mit Heftigkeit, daß wir die Revolutionaire nicht sammt und sonders aufknüpften; die Parthei der Prinzen sonderte sich schroff von den Anhängern des Königs und wirkte dessen Behörden nach Möglichkeit entgegen. Unter den Fremden fand man erst recht so viel Köpfe so viel Sinne, jeder hatte andere Sympathieen und Erwartungen. Schlabrendorf selber verlor bisweilen den Faden in diesen Irrgängen, und wir geriethen öfters in Hader über Einzelheiten, so sehr ich im Allgemeinen mich zu seinen Ansichten bekennen mochte. Seine Dienstfertigkeit für Unglückliche hielt sich von aller Partheiung fern, und er nahm die Einwirkung

seiner Landsleute überall in Anspruch, wo es die Abstellung eines Unrechts galt. Blücher hatte bei dem Vorrücken in Frankreich erklärt, die Last des Krieges solle diesmal auf die Bonapartisten fallen, als welche das Unheil am meisten verschuldet, und demgemäß war eine Liste von Anhängern Bonaparte's angefertigt worden, deren Besitzungen sogleich unter preußische Kriegsverwaltung kamen. Da man für eine solche Liste beim Heer keine genügenden Maße haben konnte, und alles nach ungefähren Angaben geschehen mußte, je nachdem ein Name grade auftauchte, so kann man sich denken, wie mangelhaft, willkürlich und verfehlt die Sache ausfiel, abgerechnet ihre Nichtigkeit in der Form und ihre Unhaltbarkeit in der Ausführung; denn wenn man Ludwig den Achtzehnten als König anerkannte, so mußte man auch seine bei der Rückkehr ausgesprochene Amnestie gelten lassen, und wie wollte man z. B. Fouché als Bonapartisten strafen, da derselbe eben wieder, und zwar unter seinem Bonapartischen Titel als Herzog von Otranto, der einflußreichste Minister des Königs war? Die Maßregel bestand indeß, und ehe sie höheren Ortes aufgehoben war, fühlte jeder von ihr Betroffene die augenblickliche Bedrängniß und Unsicherheit. Zahllose Einsprüche, Verwendungen und Bittgesuche wurden laut, und Schlabrendorf hatte deren viele zu vermitteln. Ich konnte Fräulein Henriette Mendelssohn nicht besuchen, ohne sofort vom General Grafen Sebastiani, in dessen Familie sie lebte, wegen der Aufhebung solchen Beschlags angegangen zu werden, die mir auch durch einen Besuch bei dem Intendanten des preußischen Heeres Geheimen Rath Ribbentrop zu erwirken gelang. Als ich Chamisso's Schwester

aufsuchte, so hatte deren Gemahl, der Königliche Oberst d'Engente, sogleich das dringendste Begehren nach Waffen und Pulver, welche unser Kommandant zum Dienste seiner Meinungsgenossen liefern sollte. Der Marquis de La Maisonfort äußerte Wünsche, wegen der ich mit Gruner sprechen mußte. Ein andrer ehmaliger Emigrirter hatte in diesem Sturme des Vaterlandes und Königthumes die bescheidene Besonnenheit, sein Streben nur auf die Gewinnung eines fremden kleinen Ordens zu beschränken! Einer meiner deutschen Freunde dagegen hatte in dieser Zeit Gemälde bei sich aufgestellt, deren Verkauf er befördern sollte. Herr und Frau von Jordis, deren gastliche Freundlichkeit vorzüglich die Preußen aufnahm, wurden unsäglich angesprochen um Verwendung ihres Einflusses, ihrer Gunst. Der treffliche Doktor Bollmann, den ich unerwartet bei Schlabrendorf wiederfand, setzte alles in Bewegung, um für seinen edlen Freund Lafayette zu sorgen. Selbst Adam von Müller, der österreichischen Staatskanzlei angehörig, hatte bei den preußischen Behörden Wünsche anzubringen, unter andern für Jean Baptiste Say, der mit Einquartirung geplagt war, und dem er ungeachtet der Verschiedenheit ihrer staatswirthschaftlichen Ansichten freundlich gesinnt war. Bei allen diesen Sachen war ich mehr oder minder angesprochen, während ich zugleich den näheren eignen Fürsorgen jede Thätigkeit widmete. Meinem Freunde Troxler, der wieder in die Schweiz heimgekehrt und dort vielen Anfechtungen ausgesetzt war, suchte ich daselbst durch den Staatskanzler den Schutz Preußens zu sichern. Der Frau von Wolzogen, die in Frankfurt angstvoll in Ungewißheit über das Loos ihres Sohnes schwebte, konnt' ich Nachricht

von dessen Leben und Wohlsein verschaffen; während meine Nachforschung über Friedrich Meier aus Rathenow minder glücklich nur den Tod desselben in der Schlacht von Bellealliance bestätigte.

Adam von Müller hatte ich beim Obersten von Pfuel angetroffen, er war wie immer freundlich und gefällig, vermittelte meinen Briefwechsel mit Wien, und bezeigte mir sogar Vertrauen. Die Nachricht, daß Gentz durch den Fürsten von Metternich dringend nach Paris berufen sei und nächstens ankommen werde, schien ihm weniger angenehm als mir. Er hatte bei dem Fürsten die Stelle des alten Meisters und Freundes ziemlich eingenommen, allein keineswegs ausgefüllt, und wie leicht es seinen jüngern Kräften und vielseitigern Talenten dünken mochte, jenen auszustechen, so mußte er doch bald erfahren, daß ihm das Maß desselben fehle. Er schrieb Zeitungsaufsätze mit großer Kunst und Gewandtheit, und suchte die Gesinnung, den Ruhm und das Verdienst Oesterreichs in das beste Licht zu stellen. Ein Artikel im Oesterreichischen Beobachter machte besonders aufmerksam, daß Oesterreich die von Napoleon während der hundert Tage gemachten Anträge zurückgewiesen habe, und hob geflissentlich hervor, wie lockend sie gewesen; dann lenkte er den Blick von den entscheidenden Schlachten auf die allgemeinen großen Kriegsanstalten ab, wobei neben Oesterreich auch Rußland gepriesen und der siegreiche Erfolg gleichsam auf das Ganze zurückbezogen wurde. Dies war alles sehr klug und anständig hingestellt, und machte verdientes Aufsehen. Doch der Verfasser hatte nicht bedacht, daß man bisweilen wohl den Zweck will, aber durchaus nicht die Mittel ihn zu erlangen, besonders

wenn Aufsehn damit verbunden ist. So lebhafte Worte war man an dieser Stelle nicht gewohnt, und es durften dieser Art keine mehr folgen.

In sehr verschiedener Weise durften meine Mittheilungen in öffentlichen Blättern sprechen. Im Allgemeinen war ich der Zustimmung des Staatskanzlers gewiß, im Besondern der eignen Selbstständigkeit überlassen. Ich wollte Deutsch und Preußisch als Eins ansehen, und in beiden die Wahrheit und Gerechtigkeit festhalten, überzeugt, daß ich auf diese Art nie den wahren Staatsvortheil verfehlen könnte. Als ein Zeugniß dessen, was ich damals in solchem Sinne zu sagen unternahm, sei hier folgendes Schreiben aus Paris vom 24. Juli eingeschaltet, das im Deutschen Beobachter zu Hamburg erschien: „Aller Augen sind gegenwärtig mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die nächsten Beschlüsse gerichtet, welche die Verbündeten in Betreff der französischen Angelegenheiten fassen werden. Man kann sagen, daß beide Theile, sowohl die Deutschen als die Franzosen, nicht ohne einige Aengstlichkeit dabei sind, die ersten, weil sie fürchten, das Beispiel vom vorigen Jahre könnte sich wiederholen, die zweiten, weil sie fürchten, es könnte diesmal anders ablaufen. Wer den jetzigen Zustand von Frankreich und die Geschichte der frühern Zustände, welche diesen herbeigeführt haben, kennt, der fühlt allerdings, daß es für Fremde eine schwierige Aufgabe ist, das künftige Loos eines solchen Landes in Absicht seiner innern Verhältnisse bestimmen zu helfen. Soll dies auf eine dauerversprechende und für uns selber fruchtbare Weise geschehn, so muß es auf eine gerechte und menschliche Weise geschehn, und das hochheilige Recht

der Volksthümlichkeit nicht verletzen, damit wir nicht dort mit Füßen treten, was wir bei uns in Ehren gehalten wünschen. Der wahre, tiefe Wunsch des Volks, der demjenigen nicht verborgen bleiben kann, der ihn ernstlich erkennen will, die Richtung zur Freiheit und zum edlern Bürgerthum muß von uns, die wir alles dieses zu Hause wollen und pflegen, auch hier behauptet und geachtet werden; denn das wäre eine schlechte, entehrende Liebe zur deutschen Freiheit, wenn sie die Freiheit anderer Völker haßte und der Sclaverei derselben bedürfte, wie England zu seinem freien Wohlstande des in Unterdrückung seufzenden Indiens bedarf. Bei der unendlichen Schwierigkeit, in diesem Geiste der Gerechtigkeit vormundschaftlich für ein fremdes Volk zu handeln, besonders wenn dieses in einem solchen Tumult der mannigfachsten Meinungen und Interessen gährt, scheint uns fast das Gerathenste, die Hand gänzlich von der Sache abzuziehen, und diese sich selber zu überlassen, wenigstens so lange, bis wir unsre eignen Angelegenheiten gehörig besorgt haben."

„Unsre Sache aber von dem Standpunkte aus, wo wir gegenwärtig stehen, betrachtet, scheint zuvörderst folgende Gegenstände zu umfassen: Erstens, daß noch einige Zeit die äußere militairische Sicherstellung, zu welcher Deutschland, und besonders Preußen, mit so großem Kraftaufwand, durch die Franzosen genöthigt worden, fortdaure, und bei den ungewissen Schwankungen, welche noch in Absicht der künftigen französischen Regierung bestehn, der Krieg gegen die Truppen und Festungen, die uns Widerstand leisten, eifrig fortgesetzt werde; zweitens, daß unsre altdeutschen Länder, welche Frankreich früher

an sich gebracht, wieder zu Deutschland zurückkehren; drittens, daß in Betracht der ungeheuren Erpressungen, die Frankreich von Deutschland gezogen, und der ungeheuren Kriegskosten, die wir jetzo wieder in aller Art aufgebracht, eine hinlängliche, doch nicht übermäßige, und den Ruin des Landes nicht grade nach sich ziehende Erstattung geleistet werde. Diese drei Punkte sind jetzt das Wesentliche, auf welches wir unser Augenmerk zu wenden haben. Kein Franzose kann unsere daraus abzuleitenden Maßregeln ungerecht, anmaßend oder für ihn entehrend finden, es ist nicht nur das Nöthige, sondern auch das Billige. Was jenseits dieser Punkte liegt, die sämmtlichen innern Verhältnisse ihres Landes, die künftige Regierung und Verfassung, den ganzen Zusammenhang politischer Meinungsthätigkeit und der daraus entspringenden Formen, das alles möge den Franzosen, wie jedem Volke, frank und frei überlassen bleiben; mögen sie zum Herrscher nehmen, wer ihnen der liebste ist, mögen sie zusammen bleiben oder sich theilen, das alles ist ihre Sache, über die wir die unsrige nicht vergessen wollen: erst wenn wir diese besorgt haben, mögen wir der fremden Sache, wenn es nöthig und gefordert würde, unsern Rath und unsre Beihülfe allerdings nicht versagen!" —

Diesem Artikel folgte unter dem 2. August ein andrer, in welchem die damalige diplomatische Sprache Preußens unbeengt wiederklang: „Die Anhänger Bonaparte's verlieren sich nach und nach vom Schauplatze, da die endliche Gefangennehmung des Oberhauptes ihnen vollends alle Hoffnung abschneidet, durch Anzettelungen und Ränke noch etwas Bedeutendes zu wirken. Viele

treten als Royalisten wieder auf, welches sie im Herzen heimlich immer gewesen zu sein behaupten, aber ohne den Sieg Blücher's und Wellington's vielleicht auch für immer heimlich geblieben wären; diese wetterwendische Leichtigkeit von einer Sache zur andern überzuspringen ist wohl großentheils eine Folge der vieljährigen Revolution, die in ihren Partheistürmen nur wenige Leute in beharrlicher Gesinnung ließ, und wir dürfen daher in manchen, uns freilich auffallenden, aber doch im Ganzen unerheblichen Aeußerungen augenblicklicher Annahme nicht sogleich den wahren Willen des Volks erkennen wollen. Es ist gewiß, daß Bonaparte selbst bei dem Heere viel weniger Anhänger hatte, als man allgemein geglaubt hat, und daß eine Menge Leute sich nur in der Eile für ihn entschieden, weil ihnen die andere Ordnung der Dinge noch mehr zuwider war. Dieses wird die rückkehrende Regierung wohl bedenken, und statt sich eitlen Täuschungen von allgemeiner Liebe und Anhänglichkeit zu überlassen, lieber ernstlich den Ursachen nachspüren, wodurch es möglich geworden, daß eine bloße aufrührische Soldatenrotte sie aus der Mitte eines ganzen Volks, dessen wahre Liebe wohl ein sichrer Schutz dagegen gewesen wäre, vertreiben konnte. Auch jetzt, da doch die Schmeichler und Lügner gleich wieder bei der Hand sind, den König Ludwig über sein wahres Verhältniß zum französischen Volke zu täuschen, wird ihnen bei dem Gedanken an den Abmarsch der verbündeten Heere aus Frankreich doch gleich wieder bange, und man behauptet, es müßten wenigstens 150,000 Mann zurückbleiben, um das Volk dem Könige unterworfen zu halten. Dieser Wunsch wird wohl erfüllt werden, aber in größerem

Maße, da die sämmtlichen verbündeten Heere vor der Hand noch nicht an's Weggehn denken; allein man muß doch gestehn, daß es ein höchst zerrütteter und trauriger Zustand ist, wenn fremde Bajonette einen Thron stützen müssen. In dieser Rücksicht ist es besser, den Krieg gegen die französische Kriegsmacht, die nicht auseinander gehen will, lieber sogleich noch fortzusetzen, damit so wenig als möglich von dem übrig bleibe, was den Bourbons, und womit sie vielleicht in der Folge doch wieder uns schaden könnten; und dann wird sich auch durch die neuern kriegerischen Entscheidungen in dem französischen Volke leichter die Gesinnung entwickeln und zeigen, auf die man bei Berathung der Zukunft fußen kann."

„Es ist bekannt, wie schon im vorigen Jahre die volksthümliche Gesinnung in Deutschland sehr schmerzlich empfunden, daß ursprünglich deutsche Länder, und namentlich der Elsaß, bei Frankreich gelassen wurden. Dieselbe Gesinnung hat jetzt lauter und mächtiger ihre Stimme erhoben, und dringt heftig darauf, daß das Versäumte jetzt nachgeholt werde, da eine wunderbare Schickung so unerwartet aufs neue die Gelegenheit darbietet. Diese hin und wieder verlautbarte Absicht hat die Franzosen in ein unglaubliches Schrecken gesetzt und alle Partheien allarmirt. Von allen Seiten ertönt das Geschrei, wie ein solches Verfahren ganz Frankreich in Bewegung bringen und selbst den König auf die Seite des Volks wenden müßte, das ihm nie verzeihen würde, an der Verkleinerung Frankreichs Schuld gewesen zu sein. Und gleichwohl ist jene Forderung durchaus nur gerecht; der Elsaß ist ein deutsches Land, von Deutschen bewohnt, nur deutsch wird darin gesprochen, die ehemalige Ero-

berung durch die Franzosen war das einzige Recht, mit dem sie dieses Land hundert Jahre besaßen, und dieses selbige Recht spricht nun für uns, und kommt zu den in der Natur begründeten, ewig unveräußerlichen Ansprüchen hinzu. Die Bourbons könnten auch um so eher dieses, sonst freilich sehr schöne und wichtige Land verschmerzen, da dasselbe so viele Beweise seiner Abneigung gegen dieses Fürstenhaus neuerdings gegeben hat, und doch nur immer ein stets glühender Feuerheerd für neue Unruhen bliebe.“ —

Die Gegenwirkung wider die Bourbons war in der That heftig und mannigfach. Das Heer hinter der Loire konnte noch nicht als ein ihnen unterworfenes angesehen werden. In den Departementern herrschte Zerrüttung und Gewaltsamkeit; wo die Parthei des Königthums die Oberhand hatte, wie besonders im Süden, da geschahen blutige Gräuelthaten, in andern Gegenden hinwieder wurden die Edelleute und Priester verfolgt. In Paris selbst, ungeachtet die Stadt von Preußen und Engländern besetzt war, erneuerten sich von Tag zu Tag die drohenden Zeichen gährender Unruhen. Im Tuileriengarten tanzten wohl weißgekleidete Mädchen und Frauen, zum Theil aus den höheren Ständen, im Kreise und sangen dabei Spottlieder auf den Père la Violette, wie Napoleon nun hieß, aber schnell stoben sie auseinander, wenn eine Schaar mit dem Geschrei Vive l'Empereur vorüberstürmte. Abends unter den Fenstern des Königs Ludwig forderte ein tausendstimmiges Gebrüll Vive le Roi! gebieterisch sein Erscheinen am Fenster, doch kaum zeigte sich die wohlbeleibte unbehülfliche Gestalt mit dankender Verneigung und Handgebärde, so fehlte nie aus der Mitte vorberei-

teter Gruppen der schneidende Zwischenruf: „Vive l'Empereur! à bas les Bourbons!“ Die Schreier wurden wohl durch die Nationalgarden verhaftet, allein immer folgten andre, und ich habe eines Abends gegen tausend Mann Nationalgarden vergebens bemüht gesehen, dem unverschämten Hohn Einhalt zu thun. In der Vorstadt Saint-Antoine zog das Volk am hellen Tage mit einem Schwein herum, dem an die Ohren große weiße Kokarden gesteckt waren, und sang dazu mit rauher Wildheit: „Nous amenons le gros cochon.“ Ludwig der Achtzehnte hieß nicht mehr le désiré, sondern l'inévitable, die preußischen Soldaten nannten ihn mit Gespött Louis tout de suite, und im Puppenspiel auf dem Boulevard konnte man den Witz hören: Vous croyez nous pouvoir imposer de si fortes contributions à cause de notre g r o s r e v e n u!“ Einen muntern Zug nationaler Gesinnung übte die bewunderte und unübertreffliche Schauspielerin Mlle. Mars aus. Ich war mit Pfuel im Théâtre Français, als sie am 2. August zum erstenmal seit der neuen Wandlung der Dinge wieder auf die Bühne trat, unter dem ungeheuren Beifall der gedrängt vollen Versammlung. Sie hatte Verdruß von Seiten der Behörde gehabt, weil sie mit Veilchen, den damaligen Zeichen Napoleon's aufgetreten war; heute trug sie einen reichen Kleiderbesatz von rothen Blumen, die aber beim Wechsel des Anzugs im zweiten Aufzug durch weiße und im dritten Aufzuge durch blaue ersetzt wurden; so waren denn die drei Farben, die zugleich nicht erscheinen durften, nach einander doch vorgeführt und das nationale Sinnbild richtig zu Stande gebracht. Der Beifall steigerte sich nun zum wahren Sturme, dessen weiteren

Verlauf wir nicht abwarteten; die Nationalgarde, welche zur Stillung des Aufruhrs herbeikam, war in ihrer Uniform ebenfalls dreifarbig anzusehen, wurde darüber beklatscht und hatte nun um so weniger Lust einzuschreiten.

Jene ärgerlichen Auftritte, deren Wiederholung aus der alleinigen Kraft der Mißstimmung nicht zu erklären schien, wurden von Vielen den Royalisten zugeschrieben, als welche dadurch den König von der Nothwendigkeit scharfer Maßregeln überzeugen wollten, von Andern aber, und wohl mit mehr Grund, den Ränken Fouché's, der dadurch noch größere Gewalt zu erlangen hoffte, wiewohl die ihm schon zustehende hätte hinreichen sollen, dergleichen zu verhindern; ließ er doch sogar unter den französischen Tagesblättern solche bestehen, die ganz offen gegen die Bourbons sprachen, der Aristarque Français wurde von dem Dichter Arnault in diesem Sinne mit Fouché's Wissen herausgegeben. Zugleich aber war diese Aufregung gegen die Fremden gerichtet, und in diesem Bezuge hatte Fouché, sofern man ihn als den Anstifter betrachtete, manche nationale und sogar manche royalistische Stimme für sich; gegen uns waren fast alle Franzosen einig, uns wünschten alle so schnell als möglich zurückgeschickt, höchstens als dem Hofe willenlos Dienende, gleich den Schweizern, wollten sie uns noch behalten. Die revolutionaire, konstitutionelle, nationale Parthei, das war sichtbar, gewann in der Verwirrung täglich mehr Stärke.

Die Preußen insonderheit waren das Ziel der Angriffe und Neckereien; zwar den Uebermuth, der sich zu thatsächlichem Trotz hervorwagte, schlug die Entschlossenheit der Kriegsobern und nöthigenfalls der Soldaten selbst

unbedingt nieder, aber gegen die Feindseligkeit der Tagesblätter, gegen die unaufhörlichen Anschwärzungen und Sticheleien, die von daher in die ganze Welt sich verbreiteten und selbst in Deutschland die Gemüther stutzig machten, fanden wir uns ohne Vertheidigung. Ich wurde von Hardenberg beauftragt, hierüber an Fouché durch einen seiner Agenten, der mich zu besuchen pflegte, eine Mittheilung zu machen und ihn zu warnen, wenn diese Ungebühr nicht aufhörte, so würden wir jene Zeitungen unterdrücken und ihre Druckereien unter Siegel legen. Zugleich übersandte ich dem Journal des débats einen Aufsatz, der unser Verhältniß und Verfahren in sein rechtes Licht setzte. Der Aufsatz wurde abgedruckt, doch nicht ohne einige Verstümmelungen und Zusätze, und eine Zeitlang war wirklich ein mehr gemäßigter Ton in Betreff der Preußen wahrzunehmen. Es schien, als habe man eben nur gewünscht, deßhalb angesprochen zu werden. Mein französischer Aufsatz aber hatte später noch bedeutende Folgen für mich.

Inzwischen ergab sich ein Anlaß, bei welchem unsre Dazwischenkunft sogar gewünscht und gefordert wurde. Ludwig der Achtzehnte hatte bei seiner Rückkehr eine Amnestie für die in den hundert Tagen begangenen politischen Sünden der Franzosen verkündigt, allein nicht unbedingt; die Mitglieder der Pairskammer, welche bei Napoleon's Wiederkehr in derselben verblieben waren, wurden aus ihr ausgestoßen; und eine zwiefache Liste, von neunzehn und von acht und dreißig Namen, sprach über jene augenblickliches Gerichtsverfahren, über diese späteres und einstweilen Bannung aus. Unter die verhaßtesten Schuldigen gehörte der Oberst Labédoyere, der

an der Spitze seines Regiments bei Grenoble zuerst zu Napoleon übergegangen war, und unglücklicherweise jetzt in der heißesten Rachezeit ergriffen worden war. Ein Kriegsgericht sollte über ihn sprechen, das Todesurtheil war unfehlbar. Aber Labédoyere war altadlicher Herkunft, angesehener Verwandtschaft, ein junger schöner Mann, glücklich verheirathet, jenes Vergehen abgerechnet von ritterlicher, sogar frommer Gesinnung, er weckte allgemeine Theilnahme, selbst eifrige Royalisten wünschten ihn zu retten. Bei den Bourbons herrschten blutdürstige Stimmen, dort war keine Gnade zu hoffen. Man wandte sich an den Kaiser von Rußland, man rief die Kapitulation von Paris an, durch welche bedungen war, daß niemand wegen seines Antheils an den frühern Ereignissen verfolgt werden dürfe; der Kaiser fühlte Mitleid, Frau von Krüdener, welche ihm nach Paris gefolgt war und religiöse Unterhaltungen mit ihm pflog, wurde von Seiten der Franzosen bestürmt, den Kaiser zu einem entscheidenden Schritte zu vermögen, allein sie selbst war nicht eifrig genug, oder der Kaiser zu schwierig, und bei Wellington's harter Zurückweisung des Berufs auf die Kapitulation blieb Labédoyere rettungslos seinem Schicksal überlassen. Am 14. August war er verhaftet worden, am 19. wurde er in der Ebene von Grenelle erschossen.

Die Wirkung dieses Todes war verhängnißvoll, zunächst im Eindruck auf den Kaiser. Als er das Geschehene erfuhr, war er untröstlich. Um ihn zu beruhigen, wollte man ihn wenigstens überzeugen, daß die Seele Labédoyere's gerettet sei. Schon seit einiger Zeit hatten französische Religionseiferer sich der Frau von Krü-

dener angeschlossen, um durch sie auf den Kaiser zu wirken, ihn für die katholische Kirche, für die Bourbons, in Summa für Frankreich zu stimmen, und der Kaiser war auf ihre Lockungen nur zu sehr eingegangen. Sie schmeichelten der neuen Richtung seines Ehrgeizes, ein Auserwählter der Vorsehung, der Gründer einer religiösen Politik zu sein, er hörte täglich seine Großmuth, seine Frömmigkeit preisen. Frau von Krüdener sprach von Gemeinschaft mit der Geisterwelt, auf welche die früheren Unterhaltungen Jung-Stilling's den Sinn schon vorbereitet hatten. Da man den Kaiser wegen Labédoyere's so tief niedergeschlagen sah, glaubte man, um ihn aufzurichten, eine Geisterbeschwörung wagen zu dürfen. Die Sache fand bei Frau von Krüdener wirklich Statt, Labédoyere's Geist erschien mit den blutigen Mahlen der Kugeln, die ihn getödtet, und gab zu erkennen, daß er unter die Seligen aufgenommen sei. Einer der Hauptanstifter dieser Sache war der alte Bergasse, ein ehemaliger Advokat, der schon vor der Revolution durch seine Gabe der Rede, durch seine Streitigkeiten mit Beaumarchais und durch seinen Glauben an den Lebensmagnetismus nicht unvortheilhaft bekannt geworden war; seitdem hatte er den Ruf eines redlichen Biedermannes und gefühlvollen Schwärmers behauptet; Frau von Krüdener gehörte schon früher in den Kreis seiner Verehrerinnen, im Jahre 1814 hatte der Minister von Stein ihn kennen gelernt, und ihn jetzt als einen der wenigen wohlgesinnten und nützlich zu gebrauchenden Franzosen an Gruner empfohlen. Hier lernt' ich ihn kennen, er gefiel mir aber gar nicht, ich fand ihn eingebildet und schlau, und hielt ihn für einen Schelm. Da er seine

Leute schnell durchschaute, und bald merkte, daß Empfindsamkeit und Schwärmerei bei Gruner nichts galten, so warf er die Verstellung ab, und gewann ihn durch Aufrichtigkeit. Er theilte ihm die Geistergeschichte ohne Hehl mit, und fügte hinzu: „Nous avons eu honte nous-mêmes des moyens que nous avons dû employer!“ Gruner lachte mitleidig, als er mir diese Aeußerung vertraute, und ich erkannte mit Abscheu, daß ich dem alten Schelm in meinen Gedanken nicht zu viel gethan hatte! —

Ein gleiches Loos, wie Labédoyere erlitten, schien der Marschall Ney erwarten zu müssen, der kurz nach jenem das Unglück gehabt, seinen Verfolgern in die Hände zu fallen. Für ihn sprachen nicht minder wie für jenen eindringliche persönliche Rücksichten, weit stärker aber allgemeine Betrachtungen. Sein strahlender Kriegsruhm, sein hoher Rang als Marschall und Pair, die Anhänglichkeit der Truppen, die Geltung seines Namens bei Freund und Feind, alles machte seinen Tod zu einem Ereigniß von ernsthaftester Bedeutung. Stark und laut, und fast mit drohendem Nachdruck wurde auch für ihn der Schutz der Kapitulation von Paris angerufen, man schrie über treulosen Wortbruch, und die Verbündeten wie die Bourbons wurden auf das heftigste geschmäht. Man fragte in den Tuilerien schon besorgt, ob sein Tod die Vermehrung des Hasses auch werth sei, die er verursachen werde? Seine Vertheidigung durch einen beredten Sachwalter wurde mit eifriger Gunst gelesen. Auch weigerten sich in der That seine Waffenbrüder, sein Urtheil auszusprechen, das Kriegsgericht erklärte sich für unbefugt, und der Gerichtshandel mußte an die Pairskammer gebracht werden, die späterhin wirklich das

Todesurtheil sprach, welches eben so grausam als unklug erscheinen mußte, und ihr seitdem oft als unauslöschliche Schmach ist vorgeworfen worden. —

In welchen Verwicklungen Frankreich verstrickt lag, ergab sich am deutlichsten aus dem Berichte, welchen der Minister Fouché an Ludwig den Achtzehnten amtlich erstattete und zugleich durch den Druck veröffentlichte. Das Aufsehn war ungeheuer, sowohl wegen der Form, als wegen des Inhalts. Man sah in dem Unternehmen den kühnen Versuch, eine Zwischenstellung zwischen der Volksmeinung und dem Hofe zu gewinnen, und sich dadurch nach beiden Seiten unentbehrlich zu machen. Hauptsächlich war demnach der Bericht gegen die Fremden gerichtet, als welche beiden Theilen, der Nation wie dem Hofe, drückend und hemmend seien, wobei denn klüglich versteckt wurde, daß ohne die Fremden die Nation in Gefahr stand, von der fanatischen Hofparthei rücksichtslos zertreten zu werden, der Hof hingegen die Aussicht hatte neuer Empörung zum Opfer zu fallen. Die Wirkung dieses Berichts war noch nicht erloschen, als ein zweiter folgte, der denselben Stoff noch umständlicher und schärfer an's Licht stellte. Das Erstaunen der verbündeten Herrscher und ihrer Minister und Feldherren über die auffallende Handlung eines Ministers im Amte, der von seinem Könige nicht mißbilligt schien, war außerordentlich; allein bei der Verschiedenheit der Ansichten, welchen die Kabinette folgten, und besonders durch den Sinn der Vertreter Englands, die sich am meisten mit Fouché eingelassen hatten, und gern die Bourbons gegen die Mächte des Festlandes wieder in einer Art von Selbstständigkeit sehen wollten, kam es zu keiner nach-

drücklichen Einsprache oder Rüge, wie sie das unglaubliche Auftreten wohl verdient hätte. Die Feindseligkeit des Fouché'schen Berichtes zielte augenscheinlich am meisten auf Preußen, und Gruner gab sich deßhalb die Genugthuung, durch ein Schreiben an Fouché diesem zu antworten. Dies blieb aber schon darum fast ohne Wirkung, weil das Schreiben nicht durch den Druck öffentlich wurde.

Den Vorspiegelungen Fouché's, so wie ähnlichen Salvandy's und andrer Schriftsteller des Tages hatte ich schon früher entgegenzuwirken gesucht in einem Schreiben aus Paris vom 21. August, das im Deutschen Beobachter also lautete: „So lange wir den Feind gegenüber hatten, und alles Wohl und Wehe auf dem Schwerte beruhte, ging unsre Sache frisch vorwärts und führte in großen Entscheidungen zum Ziel; jetzt, nachdem der eigentliche Feind von der Bühne verschwunden und für uns in Frankreich der seltsame Zustand eingetreten, von dem wir nicht recht wissen, ob er Krieg oder Frieden ist, stockt alles plötzlich wieder, und wir scheinen von dem nahgeglaubten Ziele wieder in ziemliche Ferne getrieben. Die schnelle Rückkehr der Bourbons in das gegen sie empört gewesene Land, und die Schonungen, welche die Anwesenheit einer Regierung, deren Anerkennung weder unbedingt zugestanden noch versagt werden kann, den verbündeten Mächten auferlegt, haben die klare Ansicht der Dinge auch für die Bestgesinnten getrübt, und die politischen Verhältnisse auf eine solche Art verwickelt, daß eben so viel Geist als Muth zu ihrer richtigen Auflösung erforderlich sein wird. Die deutschen Vaterlandsfreunde schienen bisher keinen Zweifel

über die Art und Weise zu hegen, wie die Waffenerfolge, die man so rasch und entscheidend nicht zu hoffen gewagt, benutzt werden müßten, und genug Stimmen sind hierüber aus verschienen Gegenden Deutschlands erschollen. Keine jedoch kräftiger und erschöpfender, als die in dem rheinischen Merkur unter der Aufschrift: „Was ist zu thun?" gegebene Antwort auf die wichtigen Fragen der Zeit, die nun bei aller Einfachheit sich wieder so sehr müssen verwirren und verzerren lassen!"

„Die Franzosen sind jetzt ungemein mit den Wahlen für den neuen gesetzgebenden Körper beschäftigt, welcher zum 1. September zusammentreten soll. Die Regierung sucht alles mögliche anzuwenden, um ihren Anhängern das Uebergewicht in dieser Versammlung zu geben, doch ist in manchen Gegenden der Geist der Einwohner so entschieden abgeneigt, daß man wenigstens ein Drittel oder doch ein Viertel rechnet, welches aus Freiheitsfreunden und Männern der Revolution bestehen wird. Die ganze Normandie, welche früher für sehr royalistisch galt, zeigt sich jetzt seltsamerweise ganz antiroyalistisch. Der 15. August, der in Paris ganz ruhig war, ist in der Normandie und zum Theil in Bretagne nicht ohne Gährung vorübergegangen, so daß an mehreren Orten die preußischen Truppen sehr wachsam blieben. Nichts wäre aber falscher, als wenn man den Schluß ziehen wollte, die Leute wären, weil sie vive l'Empereur! schrieen, nun auch Anhänger Bonaparte's; jener Ruf ist nichts weiter, als ein Oppositionsruf gegen das herrschende System, für welche das Volk noch keinen andern Ausdruck gefunden hat." — Ein andrer Artikel, vom 29. August, sprach ebendaselbst über die Zerrüt-

tung der von uns nicht besetzten Provinzen, wie folgt: „Nachrichten aus dem südlichen Frankreich geben die traurigste Schilderung von der schrecklichen Zerrüttung und Gesetzlosigkeit, welche dort herrschen. Die hiesigen Zeitungen dürfen von den entsetzlichen Ausschweifungen, die dort begangen, das wenigste mittheilen, und selbst die grausame Geschichte der Ermordung des Generals Ramel, die alles, was die Revolution Gräuelhaftes aufzuzeigen hat, wo möglich überbietet, hat sich nur durch ein Versehen in einige Blätter gegen die Absicht eingeschlichen. In den Städten und auf dem platten Lande kennt die Wuth des von den Royalisten aufgehetzten Pöbels keine Gränzen, die Menschen werden nach unerhörten Mißhandlungen ermordet, wenn sie nicht so glücklich sind, eine Gelegenheit zur Flucht zu finden, die Häuser ausgeplündert und niedergerissen, ganze Gegenden mit Feuer und Schwert verheert. Die zahlreichen Protestanten, die sich meistens durch Bildung und Wohlhabenheit auszeichnen, sind vorzugsweise die Opfer dieser fanatischen Wuth, die jedoch in blinder Raubsucht auch die angeblichen Freunde nicht verschont, wenn die Aussicht auf große Beute es bequemer dünken läßt, sie für Bonapartisten auszugeben. An der Spitze der verbrecherischen Rotten, denen die rothe Mütze unter andern Umständen ein ebenso gültiges Zeichen, wie jetzt die Lilien für ihre Ausschweifungen wäre, erblickt man mitunter Männer von Stand und Würden, und vornehme Beamte. Statt durch ihr Ansehn diesem Unfuge zu steuern, scheinen sie demselben Beifall zu geben. Die königlichen außerordentlichen Bevollmächtigten werden in dieser Rücksicht hart beschuldigt. Ja die redlichen Bür-

ger haben nicht ohne tiefes Seufzen die Proclamation des Herzogs von Angoulême diese Gräuelthaten mit Stillschweigen übergehn gesehn, gleichsam als sei alles in gehöriger Ordnung vor sich gegangen, und sei blos Gerechtigkeit geübt worden. — Alle Gesinnungen der Freiheit und des Bessern, sie mögen den entgegengesetztesten Partheien angehören, alle Theilnahme an den Begebenheiten von 1815 bis 1789 zurück, werden ohne Unterschied hervorgezogen und mit wüthender Rache verfolgt. Nur das alte, plumpe Vorurtheil und die empörende Anmaßung tollen Blödsinns sollen gelten. Von den Protestanten, von der ganzen Mittelklasse des Bürgerstandes ist im Sinne dieser Wütheriche niemand mehr unschuldig zu nennen. In Nismes hat nur die schleunige Flucht der noch übrigen Protestanten die Fortschritte des blutigen Aufruhrs einigermaßen gehemmt. In Marseille ist ein Unglücklicher, bevor die Hülfe der Behörden ihn erreichen konnte, vom Pöbel lebendig verbrannt worden. Der Himmel weiß, wohin das noch führen und wo es enden wird. Die Urheber dieser Gräuel werden auch ihrerseits als Opfer des Hasses fallen, den sie erregen. Die Regierung, deren Name zu solchen Gräueln den Vorwand gibt, deren eifrigste Anhänger solche Verbrecher sich ungestraft nennen, wird unschuldigerweise mit dem Fluche der Völker beladen und verliert die einzige Stütze, auf welche ihre Zukunft gebaut sein kann, die Hoffnung auf Versöhnung und Gerechtigkeit."

Namentlich gegen Fouché und seinen zweiten Bericht ging der folgende, gleichfalls im Deutschen Beobachter abgedruckte Artikel vom 6. September: „Fouché sagt in

seinem Bericht an den König über den Zustand Frankreichs mit dürren Worten, wenn die Sachen so fortgingen, so würden die Franzosen bald nur noch bei der Verzweiflung Rath finden, jedes Werkzeug zur Waffe werden, und wenn man annehmen wolle, daß ein Volk von 30 Millionen Menschen vertilgt werden könne, so würde mit den Unterdrückten ohne Zweifel auch ein großer Theil der Unterdrücker das gleiche Schicksal theilen. — Diese und ähnliche Redensarten sind augenscheinlich darauf berechnet, uns zu schrecken und unsere Beschlüsse durch die Flucht zu übereilen; sie sind ohne Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Nicht zwar, als ob wir glaubten, der französische Volksgeist könne nicht kräftig erwachen und sich gegen die Uebel, von denen Frankreich bedrückt ist, vereinen, im Gegentheil, wir sehen eine solche Bewegung als möglich, und als keineswegs zu verachten an. Allein der Zeitpunkt sowohl, als die Richtung einer solchen Bewegung sind in dem angeführten Berichte falsch vorgestellt. Der Zeitpunkt, weil ihm der Natur der Sache nach eine Menge Entwickelungen vorangegangen sein müssen, von denen noch keine Spur zu sehn ist, indem die Partheien Frankreichs nicht nur ins Unendliche versplittert sind, sondern auch keine einzige eine sichere Gestalt und feste Grundsätze oder Häupter hat, um zum Mittelpunkte für das Anschließen der Uebrigen zu dienen. Die Richtung, weil diese durchaus dahin gehen muß, wo das Uebel am größten ist; die königliche Regierung könnte in dieser Rücksicht viel gefährlicher stehn, als die verbündeten Truppen, die doch nur vorübergehend in Frankreich sind, während jene als bleibend angenommen wird; wir fragen, wo ist das größte

Unglück? in den von den verbündeten Truppen besetzten, oder in den bloß der königlichen Regierung anheimgestellten Ländern? Beide haben sich ungefähr in die zwei Hälften getheilt; in der einen Hälfte fühlt man allerdings die Last fremder Truppen, die jedoch nach den ersten Kriegsstürmen zu der strengsten Ordnung und Zucht beruhigt sind, ferner die Last der Kriegssteuern und Verpflegung, aber Ruhe, Sicherheit, Ordnung besteht für die Personen wie für das Eigenthum, die Arbeiten des Landmanns sind ungestört, die Geschäfte der Städte heben wieder an; in der andern Hälfte sind keine fremde Truppen, aber desto mehr französische, in mancher Rücksicht mehr feindlich zu nennen, als die fremden; zu der drückenden Last ungewisser, sich auflösender und wieder vereinender Heerhaufen gesellt sich, wie dort, der verhältnißmäßige Antheil zu den Kriegssteuern, im übrigen aber ist das Land der furchtbarsten Zerrüttung hingegeben, Mord, Aufruhr, Verfolgungen aller Art wüthen in den unglücklichen Ländern, so daß selbst das Einrücken fremder Truppen, wie in Nismes, als einzige Rettung betrachtet wird. Die Anstifter dieser entsetzlichen Unruhen, die einen förmlichen Bürgerkrieg zu entzünden drohen, nennen sich Royalisten, sie handeln im Namen, und nicht selten unter dem Ansehn der Prinzen selbst mit königlichen Vollmachten, die sie überschreiten. Was haben die Verbündeten an diesem Unglück für Theil? soll durch ihren Abzug ganz Frankreich sich solchen Gräueln zum Schauplatz eröffnen, der jetzt doch wenigstens auf die Hälfte dieses Landes beschränkt ist? Nein wahrlich das Zögern der Verbündeten hat diesmal nur zu sehr seine trifftigen Gründe, die wichtigen und bedenklichen Umstände verlan-

gen reife Ueberlegung. Wie können die Bourbons fordern, daß man durch schleunigen Abzug ihnen ganz Frankreich überlasse, bis sie nicht den Theil, in welchem keine fremden Truppen ihre Maßregeln hemmen und hindern, in Frieden und Ordnung beruhigt, und dadurch gezeigt haben, daß sie der Regierung des Ganzen gewachsen sind? Wenn ihre Sache nicht die des Volks werden kann, wenn sie nicht selbst sie dazu zu machen verstehn, so wird weder unsre Anwesenheit noch unser Weggehn ihnen darin helfen, und die durch die Wendung der Ereignisse den Verbündeten in diesem Augenblicke auferlegte Pflicht, Frankreichs Geschick ernstlich zu berathen, müßte in solchem Fall eine andere Gestaltung der Dinge unterstützen. Wenn Fouché's Bericht die Verbündeten als die Ursache angiebt, daß die Regierung der Bourbons sich nicht befestigt, so ist er entweder verblendet, oder er will verblenden; im Gegentheil, die von uns besetzten Länder mögen durch den Anblick unserer Truppen unwillkürlich nur zu sehr für die königliche Regierung gestimmt werden, und wenn bei der Nationalstimme ein Zwang Statt findet, so dürfte es eher im entgegengesetzten Sinn sein, als die Royalisten uns wollen glauben machen."

Die Preußen standen freilich in den Reibungen und Schlägen wider das französische Wesen allen andern Verbündeten voran, und erregten durch ihr folgerechtes Verfahren eine gesteigerte Erbitterung. Ein ungeheurer, tausendfältig wiederhallender Wehschrei erhob sich bei der Zurücknahme der Kunstwerke und Denkmale, welche Napoleon aus den eroberten Ländern nach Paris zusammengebracht hatte. Bei dem ersten Pariser Frieden war dieser Gegenstand gänzlich verabsäumt worden, und oft

hatten die Friedensschließer darob harte Vorwürfe hören müssen. Auch bei dem zweiten Pariser Frieden wäre es wohl nicht anders gegangen, hätte nicht Blücher mit seiner Feldherrnmacht hier vor- und durchgegriffen. Ehe noch die Monarchen in Paris waren, ließ er sogleich alles vormals preußische Eigenthum dieser Art zurückfordern und wegnehmen. An Widerstand war in diesem Augenblicke nicht zu denken, und der preußische Antheil war nicht so beträchtlich, daß die ungeheuren Pariser Sammlungen den Verlust nicht hätten verschmerzen können. Als aber, auf Blücher's Anreiz, auch andere Beraubte ihre Zurückforderungen erhoben, und unter dem Schutze preußischer Waffen bewirkten, nahm die Sache eine bedrohlichere Gestalt, und die Franzosen aller Partheien strengten alle Mittel an, den Verlust abzuwenden. Den Monarchen wurde vorgestellt, daß dieser Schimpf auf ihre Schützlinge die Bourbons zurückfalle, daß jene Kunstwerke in Paris dem allgemeinen Genusse und für die ganze gebildete Welt offen ständen, und daß es eine Barbarei sei, sie aufs neue zu zerstreuen. Rußland und England hatten in diesem Betreff wenig oder nichts anzusprechen, und waren nur allzu geneigt, für eine Großmuth zu stimmen, die ihnen nichts kostete; Oesterreich durfte schon bedenklicher sein, hätte jedoch wohl nie aus eignem Antriebe seine Forderungen geltend gemacht. Doch die Sache lag thatsächlich schon nicht mehr in den Händen der Monarchen, das Beispiel war gegeben, ein Theil des Unternehmens schon ausgeführt, die Arbeit ging frisch vorwärts, und eine ungeheure Gewalt der Meinung hatte sich ihr beigesellt, selbst Wellington wagte nicht ihr offen entgegenzutreten, und ließ, wiewohl mit Bedauern, gesche-

hen, was sein Bruder Blücher mit der Wucht des Säbels durchzusetzen entschlossen schien. Nun einmal entschieden war, daß jeder nach dem Seinigen greifen dürfe, blieb Oesterreich nicht zurück, alle deutschen Fürsten, die Niederlande, der Pabst und ganz Italien, Spanien und Portugal traten auf, und nun zerstob allerdings die angehäufte Kunstherrlichkeit in alle Himmelsgegenden. Wie früher von preußischen Truppen wurden die Arbeiter nun sogar von englischen geschützt. Die größte Demüthigung dieser Art erfuhren die Franzosen zuletzt doch noch durch die Oesterreicher, als diese auch noch das korinthische Viergespann von dem Triumphbogen der Tuilerien abnahmen und nebst dem Löwen von Sankt Markus nach Venedig zurückführten. Was früher in der Abgeschlossenheit der Säle geschehen war, geschah nun öffentlich auf der Straße, sichtbar auf immer, und auf immer ein Zeugniß erlittener Schmach. Die Aufregung des Volks war hiebei so groß, daß nur unter dem Schutze einer ansehnlichen Truppenmacht die Arbeit vorgehen konnte.

Für Oesterreich war mit diesem Geschäft der Zurücknahme mein trefflicher Freund Hauptmann von Meyern, Verfasser von Dya-Na-Sore, eigends beauftragt, dem übrigens in Paris wenig Freudigkeit erwuchs. Er war vielleicht der Einzige, der von dem Aufenthalte nicht nach und nach bezaubert wurde, an dem die tausend Reize und Lockungen der großen Verführungsstadt verloren gingen. Er hielt sich von der großen Welt entfernt, hatte nur Umgang mit Bentheim, Schlabrendorf, Pfuel und mir, und eilte so bald er konnte nach Deutschland zurück. Der berühmte Canova kam als Bevollmächtigter des Pabstes, und er gab dem bisherigen Aufseher der kostbaren

Sammlungen, dem in Sack und Asche trauernden Denon erst recht den Herzstoß. In Sachen der Bibliotheken war Joseph von Hammer für Wien, Thiersch für München, Wilken für Heidelberg und Immanuel Bekker für Berlin in eifriger Thätigkeit. In Bekker hatte ich wie früher einen lieben Genossen, dessen Schweigsamkeit ein gründliches Gespräch nie weigerte und meist nur darin zu bedauern war, daß sie dem eitlen Gerede Andrer zu vielen Raum ließ. Seine ernste Tüchtigkeit gab sich diesmal eigenthümlich durch das gutmüthige Anerbieten kund, mit mir in dieser Zeit den Thukydides zu lesen, was allerdings ein Mittel gewesen wäre, sich über den verdrießlichen Wirrwarr dieser bedrängten Tage stundenweise hinwegzusetzen; und es fehlte nicht viel, so wäre die Sache zu Stande gekommen, die mir auch gar nicht so fremdartig war, hatte mir doch in schlimmern Umständen, auf Märschen und in elenden Lagerstätten, der Tacitus zum Begleiter gedient!

Der große Umschwung der Dinge, welche jetzt in bestimmte Gestalt gefaßt werden sollten, zog immer mehr Geschäftsmänner nach Paris, und besonders kamen unsre preußischen Landsleute zahlreich nach, da diesmal für sie der Aufenthalt durch Anweisung von Quartier und durch anderartige Vortheile ungemein erleichtert war. Bei dem Staatskanzler war unser natürlicher Mittelpunkt, er machte wie immer den angenehmsten Wirth, und auch wenn er nicht zugegen war, fand man sich in seinem Saal oder Garten behaglich vereint. Alexander von Humboldt war meist dem Könige zur Seite und auch sonst viel beschäftigt, sein seltnes Erscheinen aber erfreute jedesmal durch so belebende als lehrreiche Mittheilung. Der Minister

vom Stein, durch Hardenberg gerufen, war angekommen und ersetzte in den höchsten Kreisen, da Blücher in sein Hauptquartier nach Chartres abgegangen war, einigermaßen dessen unbequeme Derbheit, er sagte die rauhesten Wahrheiten ungeschmückt, und als er sah, daß sie nichts fruchteten, zog er nach kurzem Aufenthalt wieder heimwärts; ich stand mich diesmal besonders gut mit ihm, und er unterließ nicht, bei Gelegenheit meine Arbeiten sehr zu loben. Der Generaladjutant des Königs, Freiherr von dem Knesebeck hatte bei dem Friedensgeschäft eine wichtige Aufgabe und Fürsorge, ihn und Wilhelm von Humboldt, auf welchem gleiche Last ruhte, sah man selten, außer in den Mußestunden der Tischzeit, wo dann leicht Anlaß zu mannigfachen Erörterungen war, die ich einigemal zur Streitigkeit erhitzte, wobei ich das Maß und die Billigkeit der höheren Gegner dankbar anerkennen mußte, um so heftiger aber meinen Groll auf einen Freund warf, der mit mir vollkommen gleich dachte, dies aber im kritischen Falle ganz verläugnete und sich zur Parthei schlug, die das Amtsansehn für sich hatte. Bei Hardenberg sah ich auch den Fürsten von Metternich zuerst wieder, und als er mich gleich zu einem Spazirgang in den Garten nahm und über manches befragte, konnt' ich wohl seinen für mich gütigen Sinn wahrnehmen, aber zugleich die Verschiedenheit seiner Ansichten von den preußischen nicht verkennen. Späterhin, als ich ihn eines Nachmittags auf dem Boulevard traf und mich auf seine Einladung seinem weiteren Spazirgang anschloß, fiel mir dieselbe Bemerkung noch schroffer auf, und ich glaubte, hier müsse das gute Vernehmen aufhören, besonders nachdem ich, als unvermuthet auch der Graf Kapodistrias sich zu uns

gesellt hatte, und nun das Gespräch eine Wendung nahm, dem ich mich halb aus Bescheidenheit und halb aus Trotz alsbald entzog. Ich theilte viel zu sehr die leidenschaftliche Aufregung unsrer Kriegsleute, und hegte zu feurige Ueberzeugungen, als daß ich diplomatische Klugheit hätte ausüben können. Ich beschloß hierauf, sowohl von den Oesterreichern als von den Russen mich entfernt zu halten, mit den Engländern hatte ich ohnehin keine Verbindung, und wirklich habe ich bis zuletzt, wenige Ausnahmen abgerechnet, allen Verhältnissen nach jenen Seiten mich entzogen. Die Ankunft von Gentz ließ mich mehr als gleichgültig, ich sah jetzt nur einen Feind in ihm; zwar wollte Adam von Müller mir einreden, er sei gar nicht zu Geschäften, sondern nur zum Vergnügen nach Paris berufen, allein ich wußte schon, daß er wieder das Protokoll der Sitzungen des Ministerraths der Verbündeten führte und von bedeutendem Einflusse war, den er auch bald darin zeigte, daß er ohne Minderung seiner Freundschaft und Neigung für Müller diesen als dreisten Nebenbuhler doch bald entfernte; nicht vier Wochen verstrichen, so ging Müller auf den für ihn eigends geschaffenen Posten als Generalkonsul nach Leipzig, allerdings mit solchen Vortheilen, daß er die Entfernung willig annahm. Gentz war übrigens sogleich in den Strudel der höchsten vornehmen und nebenher auch in die Wirbel der allerniedrigsten Welt fortgerissen, und ich bekam ihn erst ganz spät zu sehen, so wie auch die meisten andern Oesterreicher und Russen, mit denen ich früher in Beziehung gewesen.

Eines Tages kam ein hübscher junger Mann zu mir, der eben die Universität Heidelberg verlassen hatte, weil

er den Augenblick günstig glaubte seine Geschäftslaufbahn in Preußen anzutreten; er brachte mir einen Empfehlungsbrief von Otterstedt, ich sollte ihn bei Jordan, Stägemann und wo möglich auch bei Humboldt und Hardenberg einführen. Er war aus Mecklenburg, und bald zeigte sich in ihm ein Waffengefährte aus dem Jahre 1813, er hatte noch ganz jung den Feldzug an der Niederelbe als Adjutant meines Freundes Karl von Nostitz mitgemacht, und war mir persönlich und mehr noch aus manchen Erzählungen des letztern bekannt. Ich erfüllte seinen Wunsch bestens, ihm wurde von Hardenberg der Eintritt in preußische Dienste bereitwillig zugesagt, und Humboldt meinte, hier in Paris würde er jetzt schwerlich können beschäftigt werden, aber nächstdem in Frankfurt am Main, und man werde seiner schon eingedenk sein; bis dahin möchte er ruhig nach Heidelberg zurückkehren und seine Studien abschließen. Der junge Mann reiste befriedigt und dankbar wieder ab. Noch ehe das Jahr ablief, war er neben dem Grafen von Flemming und dem Legationsrath Boisdeslandes in Frankfurt bei Humboldt angestellt, legte sein Loos glücklich in dessen Hände, ging mit ihm später nach London, wurde dessen Schwiegersohn und setzte seine Laufbahn, auch als jener zurückgetreten war, günstig fort bis zu dem höchsten Posten; es war der als Minister der auswärtigen Angelegenheiten viel zu früh gestorbene Freiherr von Bülow.

Daß die hanseatischen Diplomaten, der treffliche Senator Smidt von Bremen, und der witzige Syndikus Gries von Hamburg, dem Strome der Weltgeschäfte hieher gefolgt, war sehr natürlich, sie hatten wichtiger Anliegen wahrzunehmen, und mußten erfreulichst als eine

Verstärkung deutscher Gesinnung gelten; eben so Doktor Karl Sieveking aus Hamburg und der schwedische Generalkonsul Dehn aus Altona; die persönlichen Verhältnisse dieser Männer waren bedeutend, und ließen manchen stillen Werkplatz, manchen feineren Zusammenhang erkennen, die dem Dünkel hochgestellter Unwissenheit verborgen lagen. Doktor Bollmann wäre auch hieher zu rechnen, aber er hatte Paris bald wieder verlassen, um nach England und Nordamerika zurückzureisen, wo er seine Töchter abholen wollte. Sein kurzer Aufenthalt hinterließ eine Frucht seiner Gesinnung und Thätigkeit in der eindringlichen Denkschrift, die er über Napoleon's letztes Zurücktreten besonders im Gesichtspunkte Lafayette's verfaßt hatte, und die durch mich für den Druck an Cotta befördert wurde.

Nicht mit reiner Empfindung, aber doch mit vorwaltend freudiger sah ich den Chinagelehrten Julius von Klaproth bei mir eintreten. Die Erinnerung des schönen Jugendkreises, in welchem ich ihn kennen gelernt, überwog die seiner oft lästerlichen Streiche und kleinen Verrätherеien. Er kam aus Italien, wo er seine Fachgenossen durch bissige Angriffe heftig erzürnt hatte, die er nun in Paris gegen Langlès auslassen wollte. Wirklich erschien bald von ihm eine Schrift, die durch ihren Titel: „Grande exécution d'automne" nebenher auch den politischen Leser narrte, der einen Bezug auf die Tagesereignisse vermuthete, und mit Verdruß nur chinesische Streitsachen und die ihm nutzlose Belehrung fand, daß in China die Hinrichtungen meist im Herbst geschähen. Mir bezeigte Klaproth diesmal ein freundliches, ja gefühlvolles Vertrauen, und wünschte dringend, mit Preußen

wieder ein näheres Verhältniß zu knüpfen. Auch seine alte Keckheit, sein Uebermuth und seine Witzlaune sprudelten ungeschwächt, und ein Vergnügen war es allerdings, verlorne Stunden des Frühstücks oder Spazirganges mit ihm zu verbringen. Erschreckend blieb mir jedoch der Frevel, mit dem er auch sein wissenschaftliches Treiben verunzierte; bei Gelegenheit eines chinesischen Zeichens, das er nicht zu deuten verstand, aber auch niemand sonst, wie er sich überzeugt hielt, gab er keck eine willkürliche Auslegung, und lachte vergnügt, daß die Andern nun sein Wissen anstaunen würden und keinen Widerspruch erheben könnten. Ein andermal saß er vor einer von ihm entworfenen asiatischen Landkarte, und in trägem Hinblicken sagte er plötzlich: „da ist ein gar zu leerer Fleck, ich will nur geschwind einen Berg hineinzeichnen", und that es, indem er sich freute, was man künftig mit diesem Berge für Scheererei haben würde. Möglich, daß er hiebei doch einer wirklich begründeten Kenntniß folgte, und nur mir diese Unredlichkeit vorprahlte, — denn mit was allem prahlt nicht die Verkehrtheit der Menschen? Aber unheimlich bleibt ein solches Verfahren immer, und die Wissenschaft wird den Boden, der unter solchem Anschein bearbeitet worden, bis auf weiteres nicht als einen gewonnenen ansehen dürfen. Mein Umgang mit dem Unhold nahm bald ein schmählich Ende; er lieh mir eine Kleinigkeit ab, die ich ihm zehnmal geschenkt hätte, und ließ sich nicht wieder sehen. Er blieb in Paris und trieb sein Wesen noch lange, als Gelehrter von Preußen unterstützt, bald aber auch dem Staat in solchen Diensten eifrig, zu denen niemand verpflichtet oder gezwungen sein kann. —

Als Paris etwas ruhiger geworden schien, waren unsre preußischen Damen nachgekommen, um den Anblick der merkwürdigen Weltstadt zu genießen. Von Wien hatten sich auch einige Frauen aus der hohen Gesellschaft eingefunden, unter denen mich nur die Herzogin von Sagan näher anging; Frau von Arnstein und ihre Tochter Frau von Pereira waren nur bis Frankfurt am Main gekommen, und dort verweilte auch Rahel seit dem 18. August, ohne sich zur Weiterreise entschließen zu können, was ich um so schmerzlicher empfand, als ich alles zu ihrem Empfang bestens eingerichtet hatte, und wohl wußte, welchen Genuß jetzt Paris grade ihr gewähren würde! Frau von Stägemann und Frau von Jordan wohnten im Hotel de Castries, und die erwünschte Nähe gab reichlich Gelegenheit, ihnen auf Gängen und Fahrten zu Sehenswürdigkeiten als Führer zu dienen. Ich besuchte mit ihnen die Museen und andre Sammlungen, die Theater, die Gärten, der Neugier wegen auch wohl eine Restauration, den Rocher de Cancale, Véry in den Tuilerien. Wir sahen im Garten Ruggieri die prächtigen Feuerwerke; einen unerschöpflichen Wechsel des Vergnügens, der Bewunderung und Fröhlichkeit gewährten Mlle. Mars und Talma, Brunet und Potier, die Sängerin Catalani, die Aufführung des Britannicus von Racine, der Pièce qui n'en est pas une in den Variétés, des unvergleichlichen Matrimonio segreto von Cimarosa bei den Italiänern. Der sinnigen Theilnahme der Frau von Stägemann ließ sich auch die Aufsuchung der Oertlichkeiten nicht vorenthalten, die ihr aus den Briefen der Frau von Sévigné und andern Denkschriften jener Zeit bekannt und lieb waren. Bei Frau von Jordis hatten wir ange-

nehme Gesellschaften; Hardenberg, Humboldt, Graf von Bülow, Pfuel und Andre speisten dort mehrmals; angenehme deutsche Damen fanden sich dort zusammen; mit Französinnen ergab sich nicht leicht ein näherer Verkehr. Dies alles würde weit anders geworden sein, wäre Rahel dabei gewesen. —

Dem Kaiser von Rußland war diesmal der Aufenthalt in Paris minder angenehm, als im vorigen Jahr, man fand ihn unruhig und mißmuthig, er wünschte sich den unerfreulichen Verwicklungen, wo weder seine Großmuth noch sein Staatsvortheil freie Hand hatte, persönlich zu entziehen, allein die Franzosen sahen in ihm nach Wellington ihren besten Beschützer, und ihren Bitten nachgebend willigte er in sein längeres Verbleiben. Der Gedanke, sein in Frankreich eingerücktes Heer, dem die Ereignisse keine Kriegsthaten übrig gelassen hatten, wenigstens den Augen in aller Stärke und vollem Glanze darzustellen, bot sich dem Sinne gefällig dar, und die merkwürdige Truppenschau von Vertus wurde vorbereitet. Hundert und fünfzig tausend Mann bezogen dort ein Lager, das mit aller Sorgfalt und größtem Aufwand ausgestattet wurde. Der Kaiser lud seine Verbündeten zu dem großen Schauspiel ein, und führte am 6. September den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen, denen Wellington und eine Unzahl andrer Heerführer und Offiziere folgten, in die Mitte der kriegerischen Festlichkeit. Alles was bei solchen Anlässen üblich ist, ging in größter Ordnung und Pracht von Statten. Der Kaiser Alexander, seiner innern Richtung gemäß, hob in den militairischen Bezeigungen mit Vorliebe ein religiöses Element hervor, und nach einem

feierlichen Gottesdienst, den die Augenzeugen als erhebendsten und ergreifendsten Anblick schilderten, verband er sich mit den beiden andern Monarchen zu einem neuen Bunde, der die Lehren und Gesinnungen des Christenthums zur Grundlage aller Staatslenkung zu machen versprach. Der Kaiser zog ein Blatt Papier hervor, so ward erzählt, das den Inhalt des neuen Bundes in wenigen Artikeln darlegte, und welches, von den drei Monarchen auf der Stelle unterzeichnet, einige Wochen später als Urkunde der vielbesprochenen Heiligen Allianz bekannt wurde. Frau von Krüdener, welche dem Kaiser auf dessen Wunsch in das Lager von Vertus gefolgt war, galt als Urheberin des Entwurfs, und hatte jedenfalls an dem Vorgange wirksamsten Antheil, wogegen kein Minister dabei zugezogen worden, noch sonst jemand im voraus der Sache kundig war, als einige Gesinnungsgenossen, unter denen Graf Kapodistrias. Der Einfluß der Frau von Krüdener auf diese Dinge schien um so bedenklicher, als ihr von Natur gutmüthiger Sinn bei großer Verstandesbeschränktheit allen Schwärmern und Ränkeschmieden offen lag und schon sehr zu fanatischen Anwandlungen hinneigte. Ein Bittgesuch der Einwohner von Kehl, deren Häuser durch das Geschütz der Verbündeten eingeäschert worden, wollte sie zwar bei dem russischen Kaiser durch ihr Fürwort unterstützen, hielt jedoch den armen Leuten unwillig vor, eigentlich hätten sie es nicht verdient, denn in Kehl seien die Werke Voltaire's gedruckt worden, nämlich vor fünfzig Jahren durch Beaumarchais, welches sträflichen Unternehmens denn freilich diese Kehler Abgebrannten so wenig wie ihre Väter schuldig noch kundig waren, wie sich

aus ihrem Erbieten zeigte, beide Uebelthäter sogleich auszuliefern! —

Nach der Rückkehr der Monarchen von Vertus mehrte sich der Zufluß der Fremden in Paris ungemein, besonders der Russen, welche früher durch militairische Vorbereitungen und Pflichten waren abgehalten worden. Ich hatte die Freude, den General von Tettenborn wiederzusehen, er zog in die Wohnung, welche Stein bisher innegehabt und ihm überwiesen hatte, ganz in meiner Nähe, und wir konnten mit Bequemlichkeit uns besprechen und für den Tag verabreden. Nicht so leicht war dies mit dem General Grafen zu Bentheim, der weitab wohnte und auch durch den Dienst in Anspruch genommen war, denn seine Brigade gehörte zu den Truppen, welche Oesterreich zur Besatzung von Paris beitrug. Wir waren jedoch so viel als möglich beisammen, und um beide theure Kriegsobern so wie bei dem Obersten von Pfuel vereinigten sich die schönsten Kreise früherer Waffengenossen. Ich muß hier den Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, die Grafen von Wallmoden, Radetzky, Hieronymus Colloredo, den Fürsten von Windischgrätz, den Grafen von Clam-Martinitz, den Kriegsminister von Boyen, die Generale von Grolman und von Borck vor andern namhaft machen, weil an jeden dieser Namen sich reiche Erinnerungen und schöner Ruhm knüpfen, denen anderweitige Ueberlieferungen für dankbare Nachkommen nicht fehlen werden. Auch Gentz begegnete mir endlich in diesen Kreisen, und ich sah ihn nun öfters, nicht in allzu freundlicher, aber doch vertraulicher Weise, die zuletzt aber gleichwohl schwinden mußte, als er sich der preußischen Sache allzu feindlich

zeigte, und seinen ursprünglichen Landsleuten mehr als nöthig verhaßt machte.

Unsre preußischen Freunde kamen nun auch immer zahlreicher vom Heer und aus der Heimath an, die Gesellschaft wurde bunter und lauter, denn jederman kam als Sprecher eigner Meinungen und als Vertreter fremder Stimmen, und bei völliger Freiheit der Aeußerung machten sich die kühnsten Forderungen nachdrücklich kund. Es war auffallend, wie das Amt und die Stellung der Personen sich bereits der Gesinnung unterordneten, die Meinung machte sich geltend als solche, wer sie sagte, darauf kam wenig an; der untere Kanzleibeamte, der da wußte, daß Blücher oder Gruner ihm Recht gaben, stellte sich trotzig dem Geheimrath, ja dem Minister entgegen, wenn Volksthümliches zu vertreten war. Wir sahen den Oberstlieutenant von Barnekow ankommen, dessen natürlicher Freimuth arglos die ungeheuersten Sachen in die Welt hinausschrie, und in seiner rauhen Aufrichtigkeit nur durch seine schöne bewunderte Frau noch etwas gemäßigt wurde. Aus Berlin erschienen der Doktor Heinrich Meyer, der Professor Kiesewetter, Friedrich Schulz mit dem Beinamen vom Theater, und endlich auch der Turnmeister Jahn, alle gewaltige Mitsprecher, und deßhalb gefürchtet und geschont von hochstehenden Männern, die man solchen Zugeständnisses kaum für fähig hielt. Jahn insbesondere wurde ordentlich gefeiert, der Staatskanzler lud ihn ein, und ergötzte sich an dem wilden Aussehen, während die starken Reden ihm größtentheils unvernommen vorübergingen; Minister, Generale und Geheimräthe suchten mit Jahn das beste Vernehmen, er selbst würde vielleicht ge-

sagt haben, sie brüderten mit ihm. Doch gefiel ihm der vornehme Kreis eigentlich nicht, er fühlte sich trotz seiner Ungebundenheit doch beengt, und zog weit die Gesellschaft seiner Gesellen und Kumpane vor, mit denen er sich im Palais-Royal festsetzte, und dort durch sein in aller Kraft und Breite sich entfaltendes Deutschthum sowohl Franzosen als Deutsche in Erstaunen setzte. Zu den wälschen Aufwärtern in der Kaffekneipe wurde deutsch gesprochen, mit den undeutschen Gästen nicht viel Federlesens gemacht, bei Streitigkeiten gleich die Schelle oder die Fuchtel angeboten, jedoch unterblieben ernste Kämpfe, weil man sich nicht einmal zu diesen verständigen konnte. Die Spazirgänger sammelten sich und staunten die deutschen Bären an, die ihnen bald mehr zur Lust als zum Aerger waren. Jahn hätte gern nachträglich noch die Siegessäule des Platzes Vendôme zerstört, er schloß auch die Oesterreicher in sein Deutschthum ein, und als diese die venetianischen Pferde von dem Triumphbogen vor den Tuilerien abnahmen, stieg er mit vielen andern Zuschauern, Deutschen und Engländern, auf den obern Raum des Bogens, betrat den seiner Rosse schon entblößten Siegeswagen, und sprach von dieser Rednerbühne herab eine freie Anrede an die Versammlung, wobei er zuletzt noch besonders an die Oesterreicher sich wandte, und sie aufforderte, nun auch jene Säule nicht länger zu dulden.

Dergleichen Vorgänge waren bei den schwebenden Verhandlungen und Volksgährungen in Paris nicht unerheblich; sie zeigten eine Stimmung, deren Umfang und Entwicklung niemand berechnen konnte. Im preußischen Heere waltete große Unzufriedenheit, die Krieger glaub-

ten ihre Sache mit Frankreich noch weiter ausfechten zu müssen, und meinten ein Recht zu haben, nach dem Erfolge zu fragen, der aus den Waffenthaten gewonnen sein sollte. Was man von den künftigen Friedensbedingungen hörte, schien unvortheilhaft und schmachvoll; man wußte wohl, daß Hardenberg und Humboldt angestrengt kämpften, aber als man vernahm, daß Preußen endlich nachgebe, glaubte man die leitenden Staatsmänner der Schwäche beschuldigen zu müssen, und warf ihnen vor, die Volksgesinnung und Heldenkraft, auf die sie sich stützen sollten, zu mißkennen, zu verabsäumen. Blücher, der jetzt sein Hauptquartier wieder näher in Versailles hatte, und so wie Gneisenau nun häufig nach Paris kam, schimpfte in seiner Kraftsprache heftig, wollte dem Lord Castlereagh zu Leibe, glaubte dem Kaiser Alexander die Augen öffnen zu müssen, und seine Schritte wurden für die Minister ängstlich und für die Monarchen unbequem, so daß man schon fragte, ob es zu dulden sei, daß die Kriegsleute hier sich eine Gewalt über ihre Gebieter anmaßten? Vor einiger Zeit war ich Zeuge gewesen, wie Gneisenau bei Hardenberg nach der Mittagstafel einen Staatsrath hart und derb angelassen und ihm schlechte Gesinnung vorgeworfen; jetzt sollte ich sehen, wie Blücher, ebenfalls nach Tisch, dem Staatskanzler selbst einen unangenehmen Auftritt machte und ihn des Mangels an Standhaftigkeit beschuldigte, was dieser jedoch mit Würde und Feinheit geschickt abwies. Hardenberg verkannte in der That weder das Recht der deutschen Anforderungen, noch ihre Stärke in der öffentlichen Meinung; allein auf seinem Standpunkte waren die Verhältnisse der Kräfte nur nach Gewichten abzuwägen, die

schon unwandelbar feststanden. Er selbst begünstigte die öffentliche Meinung und wünschte sich auf sie zu stützen, aber um dies zu können, mußte sie in sich selber erst sich besser gründen und ordnen. Er munterte Oelsner und Karl Müller auf, in deutschen Zeitblättern volksthümliche und freisinnige Meinungen zu nähren, dabei jedoch die Bedingungen und Maße zugleich deutlich zu machen, denen jede Handlung unterworfen sei, zu der viele Theilnehmer mitzuwirken haben. Treffliche Aufsätze beider Männer übersandt' ich an Görres für den Rheinischen Merkur, an Cotta für seine Blätter. Andre Artikel schrieb ich selbst, zum Theil für die Berliner Zeitungen, wo jedoch nur weniges davon zum Druck gelangte, denn schon damals begann im Stillen manche Hemmniß gegen die oberste Staatsbehörde, und sollte bald genug auch sichtbar ihr entgegenwirken. Der Kampf in den öffentlichen Blättern war unsrerseits um so nöthiger, als die Franzosen ungemein zahlreich und thätig dieses Feld bearbeiteten, und auch in Deutschland die gegen Preußen feindlichen Federn keinen Augenblick ruhten. Dem Nachtheil solcher fortgesetzten, auch im Inlande sich vielfach regenden Angriffe zu begegnen, rieth ich eine Ministerialzeitung zu gründen, und schrieb den Entwurf dazu, welchen der Staatskanzler ungemein billigte und auszuführen beschloß, wenn wir erst wieder zu Hause wären, denn hier in der Fremde und im Ablauf unsres Aufenthaltes war nichts dafür zu thun.

Das Verdienst Hardenberg's nicht so schnöden Mißurtheilen, wie schon gegen ihn laut wurden, unvertheidigt preiszugeben, versucht' ich dasselbe für unverblendete Augen in das rechte Licht zu stellen, und sandte folgen-

den Aufsatz in die Zeitungen von Hamburg und Augsburg: „Für denjenigen, der ohne andre Rücksicht lediglich auf den Sachinhalt der gegenwärtigen Verhältnisse mit offenen, geraden Sinnen blickt, scheint die Beantwortung der Frage, was jetzt zunächst zu thun obliege, ganz einfach, und er mag wohl oft sehr verwundert sein, daß sie für so verwickelt gehalten wird. Den Sieg haben wir davongetragen, die Gewalt haben wir in Händen, thun wir daher was Rechtens ist! Dies ist die Stimme der öffentlichen Meinung, und nach dieser Schlußfolge richtet sie ihre Forderungen und Erwartungen über das zu Geschehende ein. Eine edle Gesinnung, wie sie dem bessern Geiste unsrer deutschen Landsleute so herrlich inwohnt, läßt nicht zu, daß die Bestimmung dessen, was denn hier Rechtens sei, bloß einseitig für uns geschehe; nein, dem besiegten Volke unmittelbar nach dem Siege das Recht alles dessen, was wahrhaft volksthümlich ist, eben so zugesprochen, wie uns, und schon wachen eifrig deutsche Schriftsteller für französisches Volksthum und Freiheit, wie für die unsrige. Wir wollen nicht, daß den Franzosen eine Herrschaft aufgedrungen werde, die sie nur unwillig und vielleicht nur beim Anblick unsrer Waffen ertragen; wir wollen aber eben so wenig, daß uns vorenthalten werde, was wir zu fordern berechtigt sind, da das Glück der Waffen unsern unvertilgbaren Ansprüchen endlich Kraft gegeben hat. Diese allerdings sehr einfachen Wahrheiten sind es, welche in den Unterhandlungen durchbrechen sollten; allein die Formen, in welchen die Staatsverhältnisse geführt und betrachtet werden, erlauben keineswegs so unbedingt die Anwendung eines auch noch so glücklich

herausgefundenen und deutlich erkannten Grundsatzes, und das Wissen und Wollen steht bei dem Staatsmanne, wie bei tausend andern menschlichen Bemühungen, von dem Handeln oft durch eine große Kluft entfernt, die freilich der nicht sieht, der nicht über sie hinweg zu kommen braucht. Wir mögen daher nur immer eingestehen, daß die hiesige Lage der Dinge, durch das Zusammentreffen so außerordentlich verschiedener Vortheile, Ansichten und Möglichkeiten, zu den allerschwierigsten gehört, und wenn nicht größeres Unheil daraus erwachsen soll, keineswegs durchgerissen, sondern entwickelt werden muß. Die Sprache des Staatsmanns darf nicht die Sprache des Volksredners sein, jener soll vorstellen, wo dieser ergreifen kann, und allerdings ist das freie Erfinden des Gedankens ein von dem Anwenden desselben unter gegebenen Bedingungen sehr verschiedenes Geschäft. Wenn wir aber nicht eben zu denjenigen gehören, die von dem Staatsmann alles ausgeführt verlangen, was in bloßer Gedankenverbindung als richtig erscheint, so sind wir dagegen auch sehr von denjenigen entfernt, die mit ärmlicher Geistesbeschränkung ihr diplomatisches Geschäft als eine absonderliche Welt betrachten, die für sich bestehend in eignen Formen fortgehen müsse und von dem Leben der Völker nichts aufnehmen, noch von deren Ansprüchen Rechnung halten kann. Wir glauben vielmehr, daß beides sich glücklich vereinigen läßt, ja gewiß jedesmal vereinigt sein muß, sobald nur ächte gute Gesinnung und Geschicklichkeit zusammen sind. Warum z. B. sollte nicht ein Staatsmann auftreten können, und über die eine der oben bezeichneten volksthümlichen Forderungen den versammelten Ministern in aller Form Er-

örterungen vorlegen, in denen etwa Folgendes gesagt würde: „„Die Ruhe und Sicherheit der europäischen Staaten gegen die von Frankreich her unaufhörlich erneuerte Gefahr zu beschützen, war der Zweck des neuen Bündnisses der großen Mächte, deren Vereinigung in Wien glücklicherweise noch Statt fand, als die Ereignisse im Anfange des März so dringende Maßregeln geboten. Die Völker, allzulange dem Unglücke des Kriegs und dem noch schrecklichern der grausamsten Unterdrückung preisgegeben, erwarten endlich mit der Wiedererlangung des gestörten Friedens auch die Bürgschaft seiner Dauer; wir müssen diese Bürgschaft fordern, wenn wir im geringsten die Früchte so vieler Anstrengungen und Opfer und so vielen vergossenen Blutes einerndten wollen. Die bisher zur Sprache gebrachten Punkte sind für die Erreichung jenes Zweckes bei weitem nicht hinlänglich. Bonaparte ist in den Händen der Verbündeten: das ist unläugbar sehr viel, aber noch lange nicht genug. Ein großer Theil seiner Anhänger befindet sich noch in Frankreich und ist mächtig und angesehn, sein Heer unterwirft sich dem Scheine nach, aber derselbe Geist beseelt es noch immer, und seine Auflösung selbst zerstreut vortheilhaft die Kräfte, die vereint besser mit Einem Schlage zu treffen wären. Der König kann nicht als Vermittler eines festen und dauerhaften Friedens mit Europa betrachtet werden, da wir uns gestehen müssen, daß sein Thron nichts weniger als fest steht. Die Bourbons überhaupt haben wenige Freunde, und diejenigen, die ihnen wirklich ergeben sind, vertrauen nicht ihrer Kraft. Da es für uns schwierig wäre, den Sachen in Frankreich diejenige Wendung zu geben, durch

welche die Regierung volksthümlich, und daher sicher und dauerhaft würde, so müssen wir wenigstens unsre Sache so zu stellen suchen, daß wir nicht stets neue Erschütterungen zu fürchten haben. Wir bedürfen wirklicher Gewähr. Diese können wir weder in dem Vorschlage, große Kriegssteuern auszuschreiben und zum Erbauen von Festungen zu verwenden, noch in dem andern Vorschlage erkennen, eine bedeutende Truppenzahl in Frankreich zurückzulassen und die Gränzfestungen eine Zeitlang besetzt zu halten. Solche Maßregeln sind in mehr als Einer Hinsicht ungenügend und selbst gefährlich; sie steigern die Erbitterung aufs höchste und geben, wie Preußen es gezeigt hat, dem unterdrückten Volke mit der Zeit nur neue Kraft und Begeisterung. Wir sind fern davon, uns von dem Geiste der Eroberung leiten zu lassen, wir wollen aber auch nicht beständig in der Gefahr sein, erobert zu werden. Hier ist kein andrer Ausweg, als die Gränzen Frankreichs so zu bestimmen, daß von der Nordsee bis zu dem Mittelmeer alle Angriffspunkte, die Frankreich früherhin über seine Nachbarn zu gewinnen gewußt, davon getrennt und dem Staatenverein, zu welchem sie ehemals gehört, zurückgegeben werden. Keiner unsrer Verträge, keine unsrer Erklärungen kann uns darin hinderlich sein, wie bereits in einer andern Denkschrift bewiesen ist; Deutschland fordert es mit lauter Stimme; die Niederlande, die Schweiz, Sardinien fühlen dasselbe Bedürfniß. Wir sind unsern Zeitgenossen und unsern Nachkommen dafür verantwortlich, eine Sache von solcher Wichtigkeit, von der das Glück und die Gestalt der Zukunft abhängen, nicht zu versäumen. Bedenken wir, daß seit Heinrich

der Zweite die drei Bisthümer an sich riß, die Geschichte nicht aufhört, uns Eroberungen Frankreichs über das deutsche Reich zu zeigen; bedenken wir, wie oft die Franzosen über Mainz in das nördliche Deutschland einfielen, wie oft längs der Donau hinab in Oesterreich, mit welcher Leichtigkeit sie die Schweiz und Italien einnahmen! Ja die Schlacht am 18. Juni selbst, wenn sie glücklich gewesen wäre, führte Bonaparte'n sogleich wieder an die Maas bis zum Rhein. Es wäre ein gefährlicher Irrthum, wenn wir glaubten, die Gemüther in Frankreich durch Schonung und Großmuth zu versöhnen; sie verzeihen uns nie, daß wir gesiegt haben. Seien wir gemäßigt und großmüthig in jeder andern Rücksicht, nur nicht wo es auf unsre Sicherheit, und bei uns Deutschen auf das Recht unsers Vaterlandes ankömmt. Rußland freilich, entfernt, mächtig und groß, hat hiebei nur ein mittelbares Interesse; aber ihm wie England muß gleicherweise daran liegen, Europa nicht immer neuen Stürmen preisgegeben zu sehen; Oesterreich, Preußen, die Niederlande, alle deutschen Mächte zweiter Ordnung, die Schweiz und Italien haben in diesem Augenblicke kein dringenderes Interesse. Was Preußen insbesondre betrifft, so würden seine Minister außerdem sich es nicht verzeihen können, wenn sie die so theuer erkaufte Gelegenheit versäumten, von Frankreich eine Entschädigung für die ungeheuren Erpressungen und Auflagen, unter welchen Preußen durch die Franzosen geseufzt hat, zurückzufordern, und die noch dauernden Anstrengungen des Volks zu erleichtern, und die gebrachten Opfer wenigstens zum Theil zu ersetzen."" Diese Sprache ist im Sinne der öffentlichen Meinung und im Geiste der

ächten Diplomatik; falls es nöthig wäre, die Wichtigkeit des Gesagten noch durch ein äußeres Ansehen zu erhöhen, so könnte dies wohl nicht besser geschehen, als wenn wir unsern Lesern die Versicherung geben, wie wir denn hiemit thun, daß wir ihnen keine bloß erfundene Redeübung, wie etwa gesprochen werden könnte, sondern mit den Worten eines edeln und hochgepriesenen Staatsmannes ein Beispiel dessen, wie wirklich gesprochen worden ist, mitgetheilt haben." Das eingeschaltete Stück Rede war nämlich ein Auszug aus Hardenberg's Note vom 4. August, die er bei den Friedensverhandlungen eingereicht und auf deren Inhalt er so lange als möglich bestanden hatte.

Ueber mein eigentliches Verhältniß zu dem Staatskanzler muß ich, da es meine Denkwürdigkeiten sind die ich schreibe, etwas Näheres beibringen. Hardenberg hatte schon in Wien beschlossen, daß ich künftig in seiner Umgebung bleiben sollte. Jedoch konnt' ich bald aus manchen Aeußerungen abnehmen, daß diese Absicht noch nicht unwandelbar fest sei, und so sehr mir eine solche Stellung genehm gewesen wäre, so fühlte ich doch selber einige Ungewißheit, wiefern mir, da ich vor allem auch Rahel's Zufriedenheit beachten wollte, nicht andre Verhältnisse wünschenswerther sein dürften. Ich überließ die Sache daher ihrer eignen Entwicklung, und Hardenberg begnügte sich, mir bei jeder Gelegenheit, mochte nun mein Verbleiben bei ihm oder meine Anstellung bei einer Gesandtschaft in Rede kommen, sein freundliches Wohlwollen zu bezeigen. Für den Augenblick genoß ich sein ausgezeichnetes Vertrauen, er sprach mit mir über die höchsten und geheimsten Angelegenheiten, und mußte dies

auch, weil die Arbeiten, die er mir auftrug, es erforderten. Ich schrieb ihm jeden Morgen auf sein ausdrückliches Verlangen einen kurzen Bericht über den Stoff, welchen die französischen Blätter darboten, mit den freimüthigsten politischen Bemerkungen, die er nie tadelte, aber des oft verwegenen Ausdrucks wegen mir zu meiner Sicherheit zurückgab, und die ich aus gleichem Grunde späterhin verbrannte. Eine Merkwürdigkeit kann ich nicht verschweigen, sie läßt einen tiefen Blick in den Zwang der Umstände thun, dem auch die entschiedenste Machtstellung unterliegt. Der Staatskanzler hatte mir befohlen, an bestimmten Tagen wöchentlich zweimal morgens um 9 Uhr zu ihm zu kommen, und mich durch nichts und niemand abhalten zu lassen; wenn er verhindert sei, werde er es mir dann selber sagen. Man wird es kaum glauben, allein es ist buchstäblich wahr, daß ich während des ganzen Pariser Aufenthalts kein einzigesmal diesem Befehl habe nachkommen können! Als gleich der erste Versuch fehlschlug, und ich Mittags vor dem Essen einfach angab, welches Hinderniß ich getroffen, gerieth er in großen Zorn, und sagte, ich solle das nächste mal zuversichtlich eindringen, er werde die gemessensten Befehle geben. Allein das zweitemal ging es zwar anders, doch nicht besser, und als diese abermalige Hemmung zur Sprache kam, wurde er nachdenklich, meinte, es würden bald ruhigere Tage kommen, und ich sollte mich nur wie befohlen einfinden. Indeß, als auch das drittemal fehlschlug, wurde meines Ausbleibens nicht weiter gedacht, und ich gab die nutzlosen Versuche auf. Ich sah den Staatskanzler nun, außer der Tafelzeit, nur wenn er mich ausdrücklich rufen ließ, was noch oft

genug geschah, aber in mancher Zwischenzeit auch spärlicher, und ich mochte zu diesem Zweck auch keinen übertriebenen Eifer anwenden. Ich wußte schon damals, daß der Werth der meisten Erfolge zu unsicher ist, um irgend einen, dem Wind und Wetter durchaus entgegen sind, mit aller Gewalt anzustreben.

Hier ist der Ort eine allgemeine Bemerkung beizufügen. Weniges in der Welt hat so beharrlich mein Erstaunen erregt, als wie zwischen glänzendem Weltleben und scheinbarer Sorglosigkeit in denselben Personen zugleich die Kraft und Ausdauer des angestrengtesten Fleißes sich bewährt. In Stellungen, deren Macht und Reichthum alle Befugniß zu geben scheint, die Kräfte fähiger Gehülfen für sich eintreten zu lassen, wo Pflicht und Gewohnheit der persönlichen Erscheinung unausweichlich Stunden und Tage eitlem Glanz und leeren Zerstreuungen zu widmen haben, wo überdies die Lockungen der Genußliebe für Sinn und Geist so leicht und mächtig sich darbieten, in solchen Stellungen sehen wir oft eine Selbstthätigkeit, die fast unbegreiflich erscheint, und den gelehrten oder literarischen Fleiß weit überbietet. Bedenkt man die Wichtigkeit und Verwicklung der Gegenstände, die hier zur Sprache kommen, in welchem Umfang, unter welchen Rücksichten, mit welcher Sorgfalt und Bestimmtheit sie zu behandeln sind, den aufmerksamen Widersachern und Nebenbuhlern gegenüber, und daß auch die drängende Zeit hiebei in Betracht kommt, weil morgen vielleicht nutzlos ist, was heute noch fruchtet, so wird man gestehen müssen, daß den Arbeiten des Kabinets andere so leicht nicht gleichzustellen sind. Hiezu kommt die große Selbstverläugnung, auf den Ruhm der

Autorschaft zu verzichten, denn falls diese nicht ohnehin schon durch Betheiligung Mehrerer fast gänzlich verschwunden ist, so bleibt ihr Erzeugniß doch auf den kleinsten Kreis von Lesern beschränkt, denen zunächst nur die Sache gilt, und oft schon der nächste Augenblick trägt es zu Grabe; kommt aber auch später eine solche Ausarbeitung zur öffentlichen Kenntniß, so ist die Theilnahme schon erkaltet, das Verständniß getrübt, und nur unkundiger Tadel heftet sich oberflächlich an. Allerdings werden die diplomatischen Schriftwerke eines Gremonville, eines Malmesbury, eines Metternich, Hardenberg und Humboldt, sofern durch Gunst des Zufalls einiges von den letztern an den Tag gedrungen, noch heute von Kundigen mit Bewunderung gelesen; aber wie wenig ist dies in Vergleich dessen was wirklich geleistet worden! — Auch während dieser Zeit in Paris wurde ungeheuer gearbeitet. Humboldt schrieb stundenlang bei Tag und Nacht in einem Zuge fort, oder in kleinsten Abschnitten zahlreicher Unterbrechungen, immer in gleicher Klarheit, Schärfe und Sicherheit. Auf Hardenberg lag außer den politischen Verhandlungen zugleich die ganze Last der innern Verwaltung, und er bedurfte solcher rüstigen Gehülfen, wie er an Stägemann, Jordan und Rother hatte, um nach allen Seiten wenigstens das Dringendste auszufertigen. Hardenberg erkrankte in der ersten Zeit, Humboldt späterhin, aber dies that der Arbeit keinen Eintrag, im Gegentheil förderte sie, indem nun manche störende Obliegenheit wegfiel.

Die Franzosen wurden unsres langen Verbleibens mit jedem Tage überdrüssiger, und hofften durch innere Befestigung der Regierungsmacht, durch Verstärkung des Thrones mittelst der Volksvertretung, uns gegenüber eine

entschiednere Stellung anzunehmen. Die Kammern waren deßhalb einberufen, und man meinte, wir würden vor der öffentlichen Erörterung, der man eine gewisse Freiheit zugestehen mußte, schon früher die Flucht nehmen, oder doch nicht lange aushalten. Fouché hatte der Natur der Dinge nach alles Erdenkliche thun müssen, um die Kammer der Deputirten vorherrschend royalistisch zu machen, die Umstände wirkten zu diesem Zwecke günstig mit, im Süden hatten die Royalisten augenblicklich die Oberhand, im Norden hielt die Truppenmacht der Verbündeten die Bonapartisten und Liberalen im Schach, die Hofparthei war der nächsten Kammer sicher. Doch mußte Fouché bald gewahr werden, daß er zu seinem eignen Falle mitgeholfen, denn kaum sah jene Parthei so festen Boden unter ihren Füßen, als sie um so ungebärdiger zu werden begann, und vor allem den Jakobiner Fouché und Bonapartischen Herzog von Otranto nicht länger als Minister des Königs dulden wollte, dessen Bruder durch die Zustimmung von jenem unter dem Henkerbeile gefallen war. Dem Könige jedoch war der verhaßte Minister bequem, und er hielt ihn noch einige Zeit, oder vielmehr der Minister sich selbst, indem er sich als noch unentbehrlich vorspiegelte; er ließ auch seine Vögel deßhalb wieder etwas im Sinne der Liberalen die Flügel schlagen. Mein Artikel im Deutschen Beobachter vom 14. September drückt den damaligen Zustand folgendermaßen aus: „Nachdem die Monarchen nun sämmtlich von Vertus zurück sind, werden mit neuer Thätigkeit die Geschäfte betrieben, und man sagt allgemein, daß sie binnen Kurzem zum Schlusse gebracht werden sollen. Es scheint alles der Hauptsache nach schon völlig abgeredet,

und die Hoffnungen derjenigen, welche so beispiellose Erfolge nicht mochten fruchtlos wieder aus den Händen gegeben sehen, sind sehr zusammengeschmolzen. Vergebens haben die preußischen Staatsmänner vorgestellt, daß eine solche Gelegenheit, zum zweitenmale versäumt, vielleicht in einer langen Reihe von Jahren nicht wiederkehrt, und dann wieder mit ungeheuren Anstrengungen, in harten, zweifelhaften Kämpfen, mit dem Blute und Leben von Hunderttausenden erkauft werden muß, was jetzt mit einem Federstrich gewonnen wäre; daß wir nichts Ungerechtes wollen, sondern die gerechteste Sache von der Welt, die als solche vor Gott und Menschen bestehen muß, die Integrität Deutschlands, die Rückkehr der deutschen Länder zum deutschen Staatenbund, die Unschädlichmachung Frankreichs durch die Wegnahme seiner immerwährenden Angriffspunkte gegen Deutschland: die Politik nimmt einen andern Weg, als diese Gedanken deutscher Patrioten, die Politik in ihrer Vereinigung und Berücksichtigung verschiedenartiger Interessen tödtet alle einzelnen, statt sie zu beleben, und so fanden sich Hindernisse auf Hindernisse, so daß mancher, statt seine gerechten Forderungen erfüllt zu sehen, am Ende noch froh ist, aus so vielfältiger Verwickelung mit heiler Haut herauszukommen, ohne neues eingebüßt zu haben. Der Freiherr vom Stein ist wieder abgereist; seinen Unwillen theilen Viele, deren Mißvergnügen weniger ausbrechen darf. Das deutsche Publikum wird diejenigen nicht verkennen, die die Sache des Vaterlandes treulich verfochten haben; wenn man ihnen auch nicht zum Siege Glück wünschen kann, so kann man es ihnen doch zur muthvollen Tapferkeit. Unter den Franzosen dauert die Partheiwuth hef-

tig fort. Die Royalisten strengen alle Kräfte an, um in der Verwaltung, im Heer, in den Kammern der Volksvertreter, und selbst bei den fremden Mächten die Oberhand zu erlangen; sie sind blind und taub gegen alle Vorstellungen der gemäßigten Parthei, sie denken: jetzt oder nie! und haben darin recht, denn wenn sie diesen Augenblick versäumen, so sind sie verloren auf ewig. Aber sie werden die Oberhand dennoch nicht behaupten, die Zahl der Köpfe ist gegen sie, und die Intelligenz ebenfalls. An Fähigkeit, Einsicht und Muth ist ihnen die Parthei der Freiheitsfreunde weit überlegen. Die Jakobiner lachen zu dem augenblicklichen Uebergewicht der Royalisten, sie meinen, das habe nichts zu bedeuten, damit würden sie schon fertig werden. Fouché, dessen Sturz mit allen ersinnlichen Anstrengungen versucht wurde, steht fester, als je, und läßt seine Macht mehr als vorher fühlen. Schon haben einige Zeitungen wieder mit großer Kühnheit gegen die Fanatiker gesprochen, und Chateaubriand's Rede im Wahlcollegium unkluger Albernheit bezüchtigt. Wenn es aber richtig ist, daß Frankreich von scheinheiligen Schönsprechern und Redensartenschmieden kein Heil zu erwarten hat, so ist es jedoch nicht minder wahr, daß auch die feine Staatsklugheit und listige Thätigkeit dazu nicht hinreicht, und daß ein Ministerium nöthig wäre, dessen Mitglieder wirklich die wahre Achtung der Nation besäßen, und keine frühere Flecken auf sich trügen."

Allein die Aushülfe polizeilicher Ränke war schnell erschöpft, der König widerstand dem wiederholten Andrange der Prinzen nicht lange, Fouché bekam seine Entlassung; er hatte gethan was man von ihm gewollt,

nämlich sich entbehrlich gemacht, wie es nicht anders sein konnte, denn verrätherisch nach allen Seiten hatte er keinen Halt als die Stellung des Augenblicks, jeder Schritt führte zum Abgrunde. Unter den Fremden sahen diejenigen, denen er vertraut geworden war und die ferner mit ihm gut fertig zu werden hofften, sein Ausscheiden mit Bedauern. Aus Scham ließen ihm die Gegner noch eine Anstellung auswärts, er wurde zum Gesandten nach Dresden bestimmt, worin Argwöhnische eine feindliche Postirung gegen Preußen sehen wollten, wogegen von dieser Seite die Ernennung Gruner's ebendahin die entsprechendste Maßregel schien.

Unser Verhältniß und unsre Stimmung in dem ganzen Getreibe, sowohl der Franzosen als der Verbündeten, stellt mein Schreiben vom 26. September in der Allgemeinen Zeitung mit lebhafter Tagesfarbe vor Augen: „Die Hauptstärke des preußischen Heeres zieht sich jetzt in der Gegend von Paris zusammen, und das Hauptquartier des Fürsten Blücher ist von Caen nach Versailles verlegt; der Fürst selbst befindet sich diesen Augenblick in Paris. Sein Erscheinen in der Hauptstadt, das mit so vielfachen andern Bewegungen zusammentrifft, macht auf die Franzosen großen Eindruck, und überhaupt scheint bei den Maßregeln, die sie genommen sehen, kein naher Ausbruch der Gährung zu befürchten zu sein, in welcher sich das Volk allerdings befindet. Die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage der Dinge steigt mit jedem Tage, der Hof wird mit jedem Tage verhaßter, und der große Haß, den die Franzosen gegen die fremden Sieger hegen, hat neben den andern natürlichen Ursachen auch noch besonders eine starke Quelle darin, daß

wir diesen verhaßten Hof und dessen verhaßte Grundsätze zurückgebracht zu haben scheinen, und noch jetzt gegen die Volksstimme zu schützen und zu halten scheinen. Wir sagen mit Recht bloß scheinen, denn die Sache hat sich eigentlich von selbst gemacht, und Fouché wagte es in den Tagen unsers Einrückens in Paris, den Franzosen, durch seine bekannte Botschaft an die Kammern, vorzuspiegeln, die Rückkehr und Wiedereinsetzung der Bourbons sei die unausweichliche Bedingung, unter welcher die Verbündeten Frieden mit Frankreich machen wollten! Die Engländer allein führten vielleicht eine solche Sprache; den übrigen Verbündeten ist sie nicht eingefallen, am wenigsten den Preußen, welche in dieser Wendung der Dinge die gerechten und volksthümlichen Anforderungen der Deutschen erschwert, und die der Franzosen, denen eine innere verfassungsmäßige Freiheit gern gegönnt würde, völlig getäuscht sehen. Die Bourbons haben sich selbst wieder auf den Thron gesetzt, und das Geschehene, dem man sehr schicklich hätte vorbeugen können, wäre nur mit Unschicklichkeit abzuändern gewesen. Indessen wird sich die Sache, wie sie sich von selbst gemacht hat, auch von selbst wieder zu Ende bringen; es ist klar, daß die Stimme des Volks dem Hause der Bourbons heftig entgegen ist und ihm täglich mehr entgegen wird, und unsre Bajonette, wenn sie denselben auch eine Zeitlang zum Schutz dienten, würden dies doch nicht immer und ewig zu thun im Stande sein. Da jedoch gewiß in Frankreich, sobald wir nur den Rücken wenden, Unruhen ausbrechen, so ist es um so nöthiger, daß wir Deutschen für diesen Fall unsre Gränzen gesichert haben; darauf dringt das preußische Kabinet bei den Friedensverhandlungen

am meisten, und hat dabei die Zustimmung deutscher Mächte; der Fürst von Hardenberg steht an der Spitze des Betreibens dieser großen Nationalangelegenheit der Deutschen, und wäre nur zu wünschen, daß sein Wollen und Thun überall gehörig unterstützt würde! Wenn auch viele unsrer Hoffnungen unerfüllt bleiben, und wir z. B. die Rückkehr des Elsasses und Lothringens zu Deutschland einer folgenden Zeit, die vielleicht den rückkehrenden Brüdern ein weit lockenderes Deutschland bieten wird, vorbehalten sehen, so dürfen wir doch mit Sicherheit darauf rechnen, daß unsre Hoffnung wegen des nach dem Verein mit Deutschland schon jetzt seufzenden Saarbrückens gewiß erfüllt werden wird. Die braven Einwohner dieser Stadt haben allen Gefahren Trotz geboten und mehrere Deputationen gesandt, um diese Vereinigung zu erzwecken. Wie sehr ihnen dies, wenn sie dennoch französisch blieben, nachgetragen würde, sieht man aus der Erbitterung, mit welcher schon jetzt die hiesigen Zeitungen diese Sache darstellen; sie sprechen davon, als wenn die Saarbrücker leibhafte Franzosen und nur Einige unter ihnen so entartet wären, ein fremdes Joch zu erbetteln; ein fremdes Joch, wenn Deutsche deutsch zu sein begehren! Die Saarbrücker werden den Zeitungsschreibern die Antwort nicht schuldig bleiben."

Es ist aber endlich Zeit, auch dem eigentlich diplomatischen Gange der Friedensverhandlungen einen Ueberblick zu widmen. Die Schriften der Franzosen sind hier nicht ausreichend. Wir haben über diesen Gegenstand eben zwei schätzbare deutsche Schriften empfangen vom Professor Schaumann und vom Freiherrn von Gagern, und ich kann auf diese verweisend hier um so kürzer sein,

Tagebücher aus dieser Zeit von mir selbst und von Andern leihen meiner Erinnerung genaue Angaben und ursprüngliche Farben. Meine Betrachtung wird sich indeß hauptsächlich auf die preußischen Verhältnisse hier beschränken.

Ich muß gleich zuerst die Bemerkung aufstellen, daß bei den Pariser Verhandlungen so wenig wie bei denen des Wiener Kongresses nach eigentlichen Grundsätzen verfahren wurde, es galt vielmehr, wie bei allen praktischen Fragen, zunächst die verschiedenen Ansprüche wechselseitig zum Vergleich zu bringen, und wenn man sich hiebei auf Grundsätze berief, so war es, weil sie jenen dienten. Diejenige Macht selber, welche nun am eifrigsten den Grundsatz des Kronrechts der Bourbons und des fortbestehenden Bündnisses mit ihnen durchführte, hatte diesen Grundsatz früher am ersten verneint, grade England hatte erklärt, der Krieg solle nicht den Zweck haben, dem französischen Volk irgend eine Regierung aufzunöthigen. Die Monarchen handelten nach der Lage der Dinge, nach den entschiednen Thatsachen, oder nach den Ergebnissen, die sich als die wahrscheinlichsten ankündigten. Wer hätte auch in diesen außerordentlichen, schwer überschaubaren, noch nie dagewesenen, rasch aufeinanderfolgenden Verhängnissen, in diesem Gewühl stürmender Kriegskräfte und kämpfender Leidenschaften, ein unbestritten Rechtes nur erkennen, geschweige denn festhalten können? Solche Forderungen gelten in ruhigen, geordneten Zuständen; in revolutionairen Erschütterungen gilt die That, und rechtfertigt sich als solche durch ihren Inhalt; dies ist nicht nur da der Fall, wo das Bestehende umgestürzt wird, sondern auch da, wo dasselbe sich gegen den Um-

sturz zu wehren hat; ein Nichtachten der Regel, ein Schweigen der Gesetze, eine Diktatur, findet in großen Bewegungen immer Statt, wenn auch der Name dabei nicht ausgesprochen wird.

Unstreitig war das politische Verhältniß der Verbündeten zu den Bourbons in den verschiedenen Zeitpunkten dieser ganzen Krise nicht immer gleich, dasselbe wechselte mehrmals; ein anderes war es bei der Landung Napoleon's, ein andres während des Fluchtaufenthalts in Gent, ein andres nach der Entscheidungsschlacht, durch welche die Wiedereinsetzung möglich wurde und mit Wellington's Hülfe wirklich geschah. Die verbündeten Monarchen fanden bei ihrer Ankunft in Paris Ludwig den Achtzehnten wieder auf seinem Thron und konnten dieses nicht füglich ungeschehen machen, dieses Eine stand fest, während sonst alles in Frage schwebte. Nachdem England den entscheidenden Schritt gethan, und Rußland ihm wenn auch minder eifrig beigestimmt, konnte Oesterreich nicht widersprechen, und Preußen ebensowenig dazu berufen sein. Einfache Verneinung hätte auch wenig gefruchtet, um etwas zu bedeuten hätte sie zugleich für eine andre Seite sich erklären und auf sie stützen müssen; wer aber, der auch nur obenhin die Verhältnisse kennt, dürfte für denkbar halten, daß etwa Oesterreich offen mit den Bonapartisten, oder Preußen mit den Liberalen gemeine Sache gemacht hätte? — Die Wendung, welche den Dingen gegeben war, konnte für die Sache Preußens und Deutschlands nicht ungünstiger sein, das ist keine Frage, allein diese Wendung war einmal gegeben, und wir müssen von vornherein nur gleich eingestehen, daß unter den waltenden Umständen keine vereinzelte

Kraft oder Geschicklichkeit mehr im Stande war, die daraus folgenden Nachtheile zurückzudrängen.

Als noch die Ereignisse eines ungewissen Krieges in Aussicht standen, hatten die vier Hauptverbündeten, um die hohe Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten zu führen, einen Rath von Ministern eingesetzt, der nunmehr von selbst auch das Friedensgeschäft in die Hände nahm. Jeder dieser Staaten hatte zwei Bevollmächtigte; Oesterreich war durch den Fürsten von Metternich und den Freiherrn von Wessenberg vertreten, Preußen durch den Fürsten von Hardenberg und Freiherrn von Humboldt, für England traten der Herzog von Wellington und Lord Castlereagh ein, für Rußland der Graf Rasumoffskii und der Graf von Nesselrode. Nach Umständen nahmen auch andre Beauftragte derselben Staaten an den Verhandlungen Theil; als diese förmlicher zu werden begannen, von der Mitte des Septembers an, führte Gentz das Protokoll. Da die Monarchen, mit Ausnahme des Prinz-Regenten von England, persönlich zugegen waren, so konnten die Minister leicht täglich und stündlich die Weisungen empfangen, welche durch die mündlichen Besprechungen der Monarchen sich im voraus schon bedingt hatten. Scheinbar erleichtert, waren die Verhandlungen im Grunde hiedurch doch nur erschwert, da die Einwirkungen mannigfach, augenblicklich, und gar nicht zu berechnen waren; dieser Umstand wurde besonders dadurch erheblich, daß die Franzosen, wiewohl von dem Rathe selber ausgeschlossen, doch im lebhaftesten Verkehr mit dessen Leitern standen. Unter solchen Umständen wurden die Pariser Berathungen eröffnet, und zwar anfangs nur in vertraulichem, vereinzeltem Aus-

tausche von meist noch unbestimmten Ansichten, Meinungen, Wünschen. Ludwig der Achtzehnte ernannte drei Bevollmächtigte, welche mit jenem Ministerrathe in Verhandlung traten, aber dessen Berathungen nicht beiwohnten, den Fürsten von Talleyrand, den Herzog von Dalberg und den Baron Louis. Sie waren gehalten, dem Ministerrathe die Protokolle ihrer Sitzungen vorzulegen, und empfingen darauf die Mittheilungen, welche die Lage der Sachen für nöthig erachten ließ.

In der ersten Zeit konnte von eigentlichen Friedensgrundlagen noch nicht die Rede sein; man hatte mit den dringenden Forderungen zu thun, welche den augenblicklichen Zustand betrafen, den Fortgang der Ereignisse, das Schicksal Napoleon's, den Rückzug und die Unterwerfung der französischen Truppen, die fortgesetzte Beschießung der Festungen, ferner die Ausdehnung der Besetzung des Landes, die Vertheilung und Verpflegung der in Frankreich eingerückten Heere, die Verwaltung der ihnen angewiesenen Provinzen, die Maßregeln der allgemeinen Sicherheit und Ordnung. Schon über diese Gegenstände zeigte sich in den Ansichten der Verbündeten eine merkliche Verschiedenheit, nicht nur wegen des Antheils, den jede Macht dabei für sich zu nehmen hatte, sondern auch wegen der gemeinsamen Haltung gegenüber den Franzosen. England und Rußland wollten Frankreich wieder als den Freund ansehen, den man in aller Weise schonen müsse. Preußen war der Meinung, daß man in Feindesland und noch im Kriege sei. Die Gewalt der Dinge erzwang, was die Gunst gern versagt hätte, den harten Druck des Krieges konnte nichts abwenden, denn die Heeresmacht der Verbündeten war

selbst für die Bourbons unentbehrlich, das Land mußte sie nähren und bezahlen, und Wellington so wenig als Blücher konnte seine Truppen darben lassen.

Die vier Mächte kamen überein, die großen Angelegenheiten unter sich allein abzumachen, und von den beigetretenen Verbündeten fürerst keine Bevollmächtigten zuzulassen, doch sollten deren Gesandte von dem Gange der Sachen in Kenntniß erhalten und späterhin, wenn die besondern Interessen zur Sprache kämen, auch zur Berathung zugezogen werden. Die geschlossenen Verträge hatten dies anders erwarten lassen, und die Staaten zweiten und dritten Ranges, hauptsächlich aber die deutschen, zeigten darüber großes Mißvergnügen. Besonders Baiern, Würtemberg und Hannover, sowie auch die Niederlande, beschwerten sich, allein ohne Erfolg; die großen Mächte fühlten schon zu sehr den Mangel der Einheit, um einzuwilligen, daß größere Mannigfaltigkeit die Verwicklung noch vermehrte. Auch Preußen, übrigens der deutschen Sache redlich vorkämpfend, hielt jenen Gesichtspunkt fest und stimmte der Verneinung bei, welche von den andern Mächten schon ausgesprochen, von England sogar gegen Hannover, das heißt gegen sich selbst, da die Stimme Hannovers immer nur die von England sein konnte.

Allerdings wäre es ein unermeßlicher Vortheil gewesen, wenn Preußen bei seinen Forderungen sich auf das übrige Deutschland hätte stützen können, dem Könige zunächst wäre dadurch das Vertrauen erhöht worden, Oesterreich hätte seinen Beitritt nicht versagen können, England und Rußland wären solcher gedrängten Masse gegenüber nachgiebiger gewesen. Doch man werfe einen

Blick zurück auf die damalige Beschaffenheit Deutschlands! Niemals war Deutschland mehr auseinander, niemals mehr in Mißmuth, Argwohn und Feindschaft verstockt; der Deutsche Bund, der alles vereinen sollte, war noch nicht ins Leben getreten, und was hätte selbst der vermocht? Im Norden Sachsen und Hannover, im Süden Baiern, im Westen die Niederlande gegen Preußen feindlich oder verstimmt, wo hätten die Anknüpfungspunkte einer nationalen Gemeinschaft sich finden lassen? War im Sturme der Ereignisse, in der verstatteten kurzen Frist dies alles zu ändern, das verwilderte Feld in fruchtbaren Acker umzuwandeln? Auf Einbildungen und Wünsche seine Rechnung zu stellen, wo solche thatsächliche Wirklichkeit vorliegt, darf dem Staatsmanne nicht zugemuthet werden.

Aber ebendeßhalb, weil die Lage der Dinge so war und als solche nur so wirken konnte, wie der Erfolg es leider gezeigt, grade deßhalb ist dem Verlangen beizustimmen, daß für die Zukunft ein andres Verhältniß sich bilde, damit die Vertretung Deutschlands nach außen in voller Kraft wirken könne und ein wahrhafter Ausdruck der Gesammtheit werde. In unsrem politischen Zustand ist hier ein wunder Fleck, welchen Herr Schaumann richtig aufgezeigt hat, und dessen Heilung unsre Staatsmänner sich zur Aufgabe stellen mögen, die jedoch schwerlich als einzelne, sondern nur im Zusammenhange mit vielen andern gelöst werden kann! In dem bisherigen Entwicklungsgange des Bundeswesens ist dafür nichts zu hoffen, hat doch nicht einmal der Zollverein auf diesem Wege sich bilden können, sondern nebenan seine besondere Bahn suchen und durchbrechen müssen!

Der vorurtheilslose Blick auf die Thatsachen muß indeß überzeugen, daß Preußen bei den Friedensverhandlungen in Paris, obschon Deutschland weder vertretend noch von ihm unterstützt, dennoch die deutsche Sache fest ins Auge gefaßt und für sie gekämpft hat, so lange nur Hoffnung war, im Rathe der Verbündeten dafür noch andre Stimmen zu gewinnen. Daß dies nicht gelang, daran war, außer der natürlichen Gleichgültigkeit der nichtdeutschen Mächte für eine ihnen fremde Sache, besonders das falsche Verhältniß schuld, in welches England und Rußland sich gleich anfangs zu den Bourbons gestellt hatten. Nachdem diese unter dem Ansehen und Schutz Englands thatsächlich wieder als Landesherrschaft eingesetzt waren, machte Rußland es sich zur Aufgabe, jede Minderung ihres Landes zu hintertreiben.

Die wichtigsten Ergebnisse wurden, wie bei solchen Gelegenheiten fast immer, auch hier vertraulich und mündlich erzielt, ehe sie amtlich und schriftlich hervortraten; jedoch müssen wir uns hauptsächlich an letzterem Faden hinleiten, da jener unerreichbar im Dunkel liegt. Das erste erhebliche Aktenstück, dem wir begegnen in Bezug auf die Stellung der Verbündeten zu Frankreich, ist eine Denkschrift vom 28. Juli, welche russischerseits dem Ministerrath übergeben wurde. Sie ist vom Grafen Kapodistrias unterzeichnet und verfaßt, aber unzweifelhaft nichts andres als der getreue Ausdruck des Sinnes, welchen der Kaiser Alexander damals hegte. Das Verhältniß des Grafen war durchaus nicht von der Art, die Darlegung einer ihm persönlichen Ansicht zu erlauben, wohl aber gründete sich alle Gunst, in welcher er aufzusteigen begann, auf die Geschicklichkeit und Feinheit,

mit denen er den Sinn seines Herrn auffaßte, zum Theil errieth und vervollständigte, jedenfalls in Worte kleidete. Als Staatsmann, der seinem Herrn Rath ertheilt und Vorschläge macht, trat er viel später auf, als er schon festen Fuß in den Geschäften hatte; damals galt er nur als Schreiber. In dieser Denkschrift nimmt sich Rußland der Sache Frankreichs mit großmüthigem Eifer an, verneint, daß die Verbündeten mit dem jetzt wieder Königlichen Frankreich im Kriege seien, behauptet, daß Frankreich vielmehr mit ihnen im Bunde stehe, will keine Gebietsabtretung von Frankreich fordern, sondern nur Geldzahlungen, bis zu deren Abtrag ein Gränzstrich des Landes von den Verbündeten besetzt bleiben möchte. Für Rußland war dies allerdings genug; was hätten ihm Gebietsabtretungen gefruchtet, von denen ihm unmittelbar kein Antheil beschieden sein konnte? Statt solchen Antheils aber anderweitig ihm gelegene Erwerbungen zu machen, war zu schwierig und weitaussehend, um dafür eine Richtschnur aufzugeben, welche sowohl der persönlichen Großmuth des Kaisers als auch seiner Staatsklugheit am besten entsprach. Denn Rußland hatte keinen Grund, das Bourbonische Frankreich zu fürchten, und konnte dessen Schwächung nicht wünschen, da hiedurch nothwendig andre Mächte verstärkt worden wären, die sich einst gegen Rußland wenden konnten, und denen in solchem Fall ein kräftiges Frankreich zur Hemmung wurde.

Die Franzosen fanden ihre Sache durch die russische Denkschrift bestens vertreten, und beeilten sich, dieselben Ansichten wiederholt und mit Nachdruck auszusprechen. Besonders bemühte sich Talleyrand, durch einen den Ver-

bündeten eingereichten Aufsatz, die künftige Sicherheit gegen Frankreichs revolutionaire Uebergriffe als vollkommen verbürgt durch dessen künftige Regierungsform hinzustellen, obschon sie im Wesentlichen dieselbe bleiben sollte, die sie schon vorher gewesen, und obschon es am Tage lag, daß sie selber durch nichts gesichert war, und Frankreich in keinem Falle durch sie gehindert wurde, auf's neue gegen das Ausland, namentlich gegen Deutschland, eine drohende Uebermacht zu entfalten. Talleyrand that ganz unbefangen, als wenn einzig die Revolution und Bonaparte die Ruhe und Ordnung der Staaten gestört hätten, was von den früheren Königen seit mehr als anderthalbhundert Jahren in dieser Weise ausgeführt oder versucht worden, sollte ganz vergessen sein.

Allein den Deutschen war es in frischem Gedächtniß! Unsre Arndt, Görres, Rühs und Andre hatten es vielfach und nachdrücklich den Völkern in Erinnerung gebracht, und auch bei den Staatsmännern war der Gedanke lebendig, die Verhältnisse auf den Grund reifer Geschichtserwägung jetzt richtiger und schärfer festzustellen, als dies im ersten Pariser Frieden geschehen war. Stein hatte sich in diesem Sinne kräftig ausgesprochen, Gagern und Münster dachten eben so, unsre Kriegsmänner, an ihrer Spitze Blücher, Gneisenau, Knesebeck und Grolman, hatten kein andres Absehen. In dem Ministerrathe der Verbündeten trat Preußen durch seine Bevollmächtigten Hardenberg und Humboldt für jene Richtung auf, und behauptete mit guten Gründen das Recht, von Frankreich außer beträchtlichen Zahlungen auch die Rückgabe ehmals deutscher Lande zu begehren. Demgemäß wurde alsbald eine von Humboldt verfaßte Denkschrift

eingereicht, in welcher dessen bewährter Scharfsinn die von Kapodistrias aufgestellten Sätze widerlegte, ihre Scheingründe in ihrer Unhaltbarkeit darthat, und sowohl die Wirklichkeit des Kriegsstandes als auch das Recht des Sieges und das Bedürfniß neuer Gränzen für Deutschland mit einleuchtender Folgerung erwies. Der Umfang der Abtretungen, die zu begehren seien, wurde hier noch nicht ausgesprochen, doch blieb darüber kein Zweifel, denn in einer von Hardenberg selbst verfaßten Eingabe vom 4. August, welche die Grundlagen der ganzen mit Frankreich zu führenden Verhandlung erörterte und aufstellte, forderte er bestimmt für die Niederlande die vorliegende Reihe von Festungen, für Deutschland das Elsaß und die Festungen der Mosel und Saar. Diese Forderungen wurden durch eine zweite Denkschrift Hardenberg's vom nämlichen Tage, die ich früher im Auszuge schon mitgetheilt, nochmals eindringlich vorgelegt, und dabei angedeutet, wie viel weiter man deutscherseits noch gehen könnte, wenn man alles zurücknehmen wollte, was die Franzosen seit zweihundert Jahren durch Waffengewalt, und mehr noch durch Arglist, von Deutschland abgerissen.

Damit die gegen Frankreich geltend zu machenden Ansprüche in geschlossener Kraft und vollem Gewicht aufträten, fügte Hardenberg seinen diplomatischen Erörterungen zwei eben so gehaltvolle als einleuchtende Ausführungen bei, in welchen Knesebeck den Gegenstand mit festem Scharfblicke hauptsächlich aus militairischem Gesichtspunkte in's Auge faßte. Deßgleichen wurde eine bündige Denkschrift Jordan's angeschlossen, worin die Bedrückungen und Verluste, welche Preußen durch die

Gewalt und weit mehr noch durch die Unredlichkeit der Franzosen erlitten hatte, ausführlich nachgewiesen und in einer angehängten Uebersicht zur ungeheuren Summe von elfhundert und fünf und achtzig Millionen Franken aufgerechnet wurden. Doch alle Rückerstattungen durch Geld, welche ohnehin bis zu vollständigem Ersatz nicht aufsteigen konnten, erklärte Preußen für ungenügend, und bestand auf Abtretung von Land, hierin den besondern eignen Vortheil kaum berücksichtigend, denn nur die verhältnißmäßig geringsten Strecken, das Saarbrücker Ländchen und andre kleine Stücke, konnten hiebei dem preußischen Loose zufallen, gemäß ihrer Lage mußte die Hauptmasse der möglichen Abtretung den Verbündeten für andre Zwecke zur Verfügung stehen.

Wir wissen bereits, daß England und Rußland keineswegs auf diese Ansichten eingehen wollten. Von englischer Seite wurden durch Lord Castlereagh in einer Denkschrift die Grundsätze, nach welchen Frankreich zu behandeln sei, in ganz entgegengesetzter Weise aufgestellt, deren Ungenügendes jedoch Hardenberg in einem Schreiben an Metternich glimpflich darlegte. Noch weniger haltbar war die von Kapodistrias in einer zweiten Denkschrift versuchte Antwort auf die Humboldt'schen Bemerkungen; da sie aus dem Kreise schon widerlegter Annahmen nicht hinausgingen, so bedurften sie keiner neuen Widerlegung. Allein auch Oesterreich, ohne so warm die Sache Frankreichs zu führen, wie England und Rußland, hatte schon durch eine Denkschrift Metternich's die Erklärung gegeben, daß der jetzt geführte Krieg nicht als Eroberungskrieg gelten und daher auch keine Gebietsabtretung zur Folge haben könne, eine solche würde nur

die eben durch den Wiener Kongreß befestigten politischen Verhältnisse auf's neue zerrütten, und einzig der bewaffnete Jakobinismus, gegen welchen allein der Krieg geführt worden, den wesentlichen Vortheil davon haben. Eine Entschädigung für die Kriegskosten, deßgleichen ein in militairischer Hinsicht wünschenswerthes Umlegen einiger Gränzzüge wurden als billig angesehen, dagegen als besonders nothwendig die Annahme eines beschränkenden Maßes für die französische Verfassung hervorgehoben, damit diese künftig mehr im Einklange mit den Zuständen der andern Mächte sei. Der Ausdruck „bewaffneter Jakobinismus" war in dieser Zeit ein Lieblingswort von Gentz, und er begriff darunter alles Konstitutionswesen, das er am liebsten von grundaus in Frankreich zerstört gesehen hätte, zum guten Beispiel für Deutschland, welchem dergleichen durch die Bundesakte zugesichert zu sehen ihn schon wie ein beängstigender Alp drückte. Doch dieser Punkt, die Verfassung zu beschränken, welches mehr als jede andere Forderung die innere Selbstständigkeit Frankreichs bedrohte und ganz geeignet war, nicht den Jakobinismus allein, sondern die ganze Nation, die Bourbonisten mit eingeschlossen, unversöhnlich zu erbittern und zu bewaffnen, kam in den weitern Verhandlungen nicht ernstlich mehr zur Sprache. Daß Oesterreich keine Landabtretung von Frankreich wollte, darf uns wenig befremden, wenn wir die Lage dieser Macht etwas näher in's Auge fassen. Das Elsaß konnte nur eine Verstärkung Süddeutschlands werden, sowohl im Falle der Vertheilung, als im Fall der Gründung eines neuen Staates, denn auch dieser würde, wie schon Baiern, Würtemberg und Baden, sich

zu Oesterreich bald in politischem Gegensatze gefühlt haben, und selbst der auch sonst nicht grade zündende Gedanke, daß der Erzherzog Karl zum Fürsten des Elsasses erhoben würde, konnte jene Besorgniß mindern. Uebrigens hatte Oesterreich allen Grund, nicht durch neuen Ländertausch im Westen auch im Osten sehr unbeliebige Anträge deßfalls aufzuwecken, indem Rußland mancherlei Begehrlichkeit dort blicken ließ, und das neu errichtete Königreich Polen den Anspruch auf weitere Gränzen gar nicht verhehlte. Die Staatsklugheit Oesterreichs als solche war daher nicht zu tadeln, um so weniger, als ihm durch das Zusammenstehn in dieser Frage mit Preußen kein Gewinn erwachsen konnte, wohl aber sein Stimmen für Rußland ihm diese Macht und zugleich England und Frankreich verpflichten mußte, deren Mitwirkung zu manchen noch rückständigen Anordnungen in Deutschland ihm nicht gleichgültig sein durfte.

Mit jedem Tage gewann die Sache der Franzosen mehr Bestand und Einfluß, ihren Klagen, Vorstellungen, Zuflüsterungen und Wünschen diente die mannigfachste, unermüdlichste Beredsamkeit; ihre geselligen Vortheile, ihre Gewandtheit und Schmeichelei fanden zahllose Zugänge. Was nicht im ersten Sturme gegen sie war erlangt worden, wurde mit jedem Tage unmöglicher zu erlangen. Es half nichts, daß wackre deutsche Kräfte den Forderungen Preußens zustimmten, ohne doch diesem sich anzuschließen, daß mit besonderm Eifer Gagern in der Niederlande Namen und in seinem eignen, daß der Graf von Münster für Hannover, der Fürst von Wrede für Baiern, der Graf von Wintzingerode für Würtemberg die gerechten Ansprüche Deutschlands durch ver-

einzelte Denkschriften vertheidigten, daß Stein das ganze Gewicht seines Namens und seine beim Kaiser von Rußland einst vielvermögende Gunst aufbot, um in dessen Gesinnungen eine Aenderung zu bewirken: eben so verhallte die öffentliche Stimme in deutschen Flugschriften und Tagesblättern machtlos; nichts vermochte den einmal gefaßten und täglich durch rastlose Betriebsamkeit bestärkten Willen der drei Mächte zu erschüttern. Lord Castlereagh wiederholte mit Festigkeit die Ansichten seines Hofes in einer zweiten Denkschrift vom 2. September, und trieb damit die Sachen zur Entscheidung, denn wenn Oesterreich in seiner bisherigen Haltung verblieb, und es nicht gelang den Kaiser Alexander umzustimmen, so stand Preußen völlig allein und mußte sich der Mehrheit fügen, oder aus dem Bündniß heraustreten.

Dem Schriftwechsel der Kabinette waren seither immer mündliche Verhandlungen zur Seite gegangen, und in der letzten Zeit hatten die wichtigsten Schritte hauptsächlich diesen Weg eingeschlagen. Der König von Preußen hatte mit dem Kaiser von Rußland wiederholte Unterredungen, wobei die Freundschaft, welche beide Monarchen verband, sehr ernste Worte nicht verhinderte; Hardenberg war zugegen, und einmal auch Humboldt, doch entwand sich der Kaiser, der geschickt zu sprechen wußte, immer wieder den Schlüssen, durch die man ihn zu überzeugen hoffte. Am 5. September, am Tage vor der Abreise in das Lager von Vertus, als der Kaiser und der König bei Hardenberg zu Mittag speisten, wurde der letzte Versuch gemacht, das enge Einverständniß des Kaisers mit England zu lockern, und da dies nach einer

lebhaften Erörterung wieder völlig fehlschlug, so ertheilte der König, noch ehe er die Reise antrat, dem Staatskanzler die Weisung, in Betreff der Landabtretungen nachzugeben und auf die von den andern drei Mächten ausgesprochenen Grundlagen einzugehen. Dies that Hardenberg durch eine Denkschrift vom 8. September, welche natürlich die Kraft der früheren Eingaben nicht haben konnte, gleichwohl aber auch im Weichen noch einige Punkte festhielt, namentlich die Hochstellung der eignen Geldforderungen, und die kleineren Abtretungen und Austausche, die — wie Saarbrücken — für Preußen eine Ehrensache geworden, oder zur bessern Sicherung der Gränzen nöthig dünkten. Mit diesem Nachgeben Preußens war die Uebereinstimmung der vier Mächte so ziemlich hergestellt, und nun erst konnten ihre Unterhandlungen mit Frankreich in aller Form eröffnet werden.

Der Annahme, daß Hardenberg und Humboldt bisher verschiedene Ansichten gehabt und abweichende Richtungen befolgt, muß ich durchaus widersprechen. Sie waren im Gegentheil hier ganz einstimmig, sahen die Verhältnisse gleichmäßig ein, hegten dieselben Gesinnungen, empfanden dieselben Hemmnisse. Dasselbe gilt von Knesebeck, der zu sehr in der Mitte des Treffens stand, um nicht alle Schwierigkeiten des Bodens genau zu kennen. Sogar Stein, solange er zum Mithandeln berufen war, hielt fest an Hardenberg. Wenn Blücher, Gneisenau, Grolman und Andre, denen die Sache Preußens am Herzen lag, stärkere Forderungen behaupten wollten, noch andre Möglichkeiten voraussetzten, so kam das daher, weil sie dem diplomatischen Treiben nur zusahen, aber nicht selbst darin thätig waren. Auch das

ist irrig, was Gagern einmal andeutet, daß Humboldt eine Zeitlang bei den großen Angelegenheiten weniger zugezogen worden, er hatte unausgesetzt dabei dieselbe Betheiligung; beide standen in dieser Zeit durchaus gemeinsam, als wackere Genossen, die für dasselbe Ziel auch nur dieselben Mittel haben. Aber auch gemeinsam besaßen sie nicht die Macht, aus eigner Willensmeinung zu handeln, sondern hatten einer vorgeschriebenen zu folgen, die nur zum Theil von ihren Einsichten und Vorschlägen bedingt werden konnte, sie wurden in den Kampf gesandt, wie tapfere Krieger, denen so wie Vorwärts auch Halt zugerufen wird, und die in beiden Fällen gehorchen müssen. Alles was über Nebenrücksichten, persönliche Bedenken, Karakterschwächen oder sonstiges Zufällige vermuthet oder angenommen wird, schwindet in der Betrachtung jenes Verhältnisses, und ich darf kühn sagen, daß der Augenblick, wo Hardenberg und Humboldt während dieser Verhandlung es an Muth oder Talent hätten fehlen lassen, nie wird nachzuweisen sein.

Der weitere Verlauf läßt sich kurz zusammenfassen. Nachdem der Entwurf des neuen Vertrages abseiten der Verbündeten in mehreren bei Castlereagh gehaltenen Konferenzen berathen und am 19. September schließlich festgestellt worden, erfolgte am 20. die Zuziehung der französischen Bevollmächtigten Talleyrand, Dalberg und Louis, denen der Entwurf als der Ausdruck des gemeinsamen Willens der Verbündeten mitgetheilt wurde. Die französischen Bevollmächtigten erklärten in ihrer schon im voraus bereiteten und fertig gehaltenen Antwort vom 21. die Bedingungen für allzu hart, und sprachen weitläufig über die Grundsätze, nach welchen die Lage Frank-

reichs müsse beurtheilt werden. Da hierauf keine Rücksicht genommen wurde, so legten die französischen Minister ihre Stellen nieder, weil sie dergleichen Bedingungen nicht zu unterzeichnen, noch in den nächstens zusammentretenden Kammern zu vertreten wagten. An ihre Stelle trat der Herzog von Richelieu, der in russischen Diensten sich das Zutrauen des Kaisers Alexanders erworben hatte, und jetzt für die Bourbons ein willkommener Vermittler war. Dieser unterzeichnete nun in der Konferenz vom 2. Oktober die Friedensgrundlagen.

Mit Festsetzung dieser Grundlagen war allerdings die Hauptsache schon gethan, und die Monarchen eilten nun Paris zu verlassen, der Kaiser von Rußland ging schon am 28. und der Kaiser von Oesterreich am 29. September fort, der König von Preußen am 9. Oktober; allein die Verhandlungen waren damit keineswegs zum Abschlusse gebracht, es waren noch zahlreiche Uebereinkünfte und Anordnungen zu treffen, militairische und finanzielle Maßregeln festzusetzen, die Vollziehung des Beschlossenen einzuleiten. Die Franzosen erlangten im Einzelnen noch manchen Vortheil; die wenige Landabtretung, die Geldzahlungen, der Umfang und die Dauer der militairischen Besetzung eines Theiles von Frankreich, welche eben so zur Stütze der Bourbons als zur Sicherheit der Verbündeten angeordnet war, alles wurde auf ein geringeres Maß herabgedungen, nicht ohne den fortgesetzten Widerspruch Preußens, der aber bei der entschiedenen Willfährigkeit Englands und Rußlands nichts ausrichten konnte. Der Abschluß des vollständigen Friedensvertrags mit allen seinen Beiwerken und Anhängen kam erst am 20. November zu Stande. Das

diplomatische Hauptquartier blieb aber noch bis zum Ende des Monats in Paris, die Minister, der Stab und der ganze Troß.

Die Geschäftsthätigkeit war in der letzten Zeit nur noch vermehrt, allein sie ging nun in vorgezeichneten Wegen und jeder einzelne Geschäftszweig bot seine ablösenden Gehülfen. Der Staatskanzler konnte aufathmen und den Blick schärfer auf unsre heimischen Angelegenheiten wenden, wo vielerlei seine Aufmerksamkeit forderte, der Uebergang aus der Kriegsanstrengung in eine erst zu schaffende Friedensordnung manches Schwierige fand, und allerlei schiefe Richtungen sich kund gaben. Ein tiefer Widerstreit der Meinungen platzte überraschend in die Oeffentlichkeit durch die Brandkugel, welche der Geheime Justizrath Schmalz in Berlin mit großem Unbedacht auffliegen ließ. Er trat als Angeber geheimer Verbindungen hervor, und seine Schrift, elend und schwach als litterarisches Erzeugniß, war als Partheischrei von größter Bedeutung, indem sie allem, was bisher zur Rettung und Wiederherstellung des Staats gewirkt, den Männern, die noch jetzt vorzugsweise galten, den gehässigsten Krieg ankündigte. Daß der Schwager Scharnhorst's sich entblödete, diesen Helden unsterblichen Verdienstes durch Schmähung der Grundsätze und Männer, mit denen er bis in den Tod verbündet geblieben, noch im Grabe zu erzürnen, erregte Widerwillen, daß der Schreiber einen starken Rückhalt in höheren Kreisen hatte, mochte man ihm gönnen, und das ganze Beginnen würde ohne sonderliche Beachtung vorübergegangen sein, hätte nicht ein hinzutretender Umstand unerwartet die Sache zu einer höheren Bedeutung erhoben. Dem

wunderbaren preußischen Aufschwunge, der seit dem verlorenen Feldzuge von 1806 ununterbrochen gewaltet und nach innen wie nach außen den Staat neu gegründet, waren viele Leute feindlich, schon weil sie keinen Theil daran gehabt; den Ruhm und Vortheil davon aber wünschten sie doch zumeist sich anzueignen. Diesen Leuten war Schmalz ein willkommener Schildknappe, und sie wandten alles an, um ihn mit dem Ansehn höheren Schutzes zu bekleiden. Man umschlich und beredete die Behörde dahin, daß sie mit Umgehung des Staatskanzlers, der bestehenden Vorschrift entgegen, die Schrift als ein Zeugniß der eifrigsten Vaterlandsliebe unmittelbar an den König nach Paris sandte und für den Verfasser als Belohnung das Kreuz des rothen Adlerordens erbat. Der König gewährte dies ohne Bedenken. Die Parthei rief dies als einen Sieg aus, der schon nicht mehr allein stand, denn auch der König von Würtemberg hatte Schmalz für die übersandte Schrift mit einem Orden bedacht; diese letztere Zierde kam indeß kaum in Betracht. Desto größern Lärm aber verursachte die Verleihung des inländischen Ehrenzeichens und die dabei ausgeübte Uebergehung des Staatskanzlers. Blücher warf mit Hundsföttern um sich und spie gegen das Schlangennest aus, das uns im Rücken zische, Gneisenau und Grolman waren in ihrem Unwillen nicht minder heftig, Gruner sann auf vernichtende Gegenstreiche, am lautesten tobte Jahn, der sogleich für die Anhänger des Widersachers den Namen Schmalzgesellen erfand, und sie unter den Schlägen deutschthümlichen Witzes jämmerlich Spießruthen laufen ließ. Alles blickte auf Hardenberg, der unmöglich bei der Sache schweigen konnte. Humboldt und Gnei-

senau reizten den schon Unwilligen noch stärker auf; Stein schrieb in gleichem Sinn und Eifer an ihn. Allerdings hat er bei dem Könige geklagt; indeß fühlte er selbst, daß er keine Genugthuung ansprechen konnte, ohne daß das Königliche Ansehn eben so bloßgestellt würde, wie das seinige bloßgestellt war; auch bedachte er die Zukunft alles dessen, was noch in seine Hände gelegt war, und glaubte nicht um einer vorübergehenden Armseligkeit willen dies alles auf das Spiel setzen zu dürfen. Gruner sah die Sache mit andern Augen an. „Geben Sie Acht, sagte er zu mir, er hat eine Schlappe hingenommen, nun wird man ihm eine nach der andern bieten, und er wird eine nach der andern hinnehmen! Um jeden Preis hätte er diesen Streich auf die Gegner zurückschleudern müssen; er wird es bitter bereuen, dies versäumt zu haben!" Stägemann wollte die Sache in's Lächerliche ziehen, wiewohl er ihren weitaussehenden Ernst wohl erkannte. Wir beeiferten uns Alle, für die gute Sache das Wort zu nehmen, und die deutschen Blätter wimmelten von Angriffen auf Schmalz und seine wenn auch hochgestellten doch dunkeln Verbündeten. Sehr gut schrieb Ludwig Wieland in Weimar über die Sache. Aber die Hauptschläge geschahen in Berlin, der Geheime Staatsrath Niebuhr trat zuerst mit dem Gewicht seines Namens in einer geharnischten Schrift hervor, und ihm folgte Schleiermacher mit seinen wahrhaft tödtlichen Geschossen. Der Kampf wurde bald von obenher verboten, aber nichtsdestoweniger dauerte er geheim oder offen ein Vierteljahrhundert fort, und scheint kaum jetzt ausgefochten. Den unseligen Urheber konnte alles Behördenansehn, das sich schützend

über ihn lehnte, vor dem Gericht der öffentlichen Meinung nicht retten, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß er bis zu seinem Ende nie wieder das Gefühl innerer Selbstzufriedenheit genossen hat.

Dieses Aergerniß hatte zur Folge, daß Blücher und Hardenberg wieder besser standen, und dieser sogar einen Besuch bei jenem in Versailles abstattete. Schlabrendorf zog aus dem bösen Zanke die Nutzanwendung, wie nöthig es sei, daß Preußen politische Formen bekäme, ein Parlament, in welchem sich die Leidenschaften abtoben, die Ansichten ausgleichen könnten, zum Vortheil des Ganzen, wie es jetzt in wilder Unart nur zum Schaden geschähe; „Denn mit der strengen Befehlsmacht, fügte er hinzu, und mit dem blinden Gehorsam, die sonst alles zusammenhielten, ist es bei uns, wie ich sehe, doch für ewig vorbei!"

Mir sollte in Paris auch ein persönlicher Streit erwachen, dessen ich am wenigsten gewärtig sein konnte. Das Unglück Hamburgs im Jahre 1813 hatte dem Rathe und der Bürgerschaft vielfache Widrigkeiten vererbt, die zuletzt in bittre Partheikämpfe ausbrachen. Meine Schrift über den hamburgischen Aufstand war bis dahin unangefochten geblieben, jetzt aber wurden die harmlosen Aeußerungen derselben als Waffen gebraucht und bekamen eine andere Geltung als sie ursprünglich hatten. Ludwig von Heß, gewesener Anführer der hamburgischen Bürgergarde, erbittert durch herbe Vorwürfe, die er sich bewußt war nicht zu verdienen, hatte sich durch eine Schrift, die er Agonieen der Republik Hamburg nannte, bei seinen Mitbürgern zu rechtfertigen gesucht, und hiebei nicht ermangelt, auch mehrere Stellen meiner Schrift,

bei denen er sich früher ziemlich beruhigt hatte, als ihn verletzende zu rügen, und begehrte herausfordernd eine Erklärung darüber. Perthes hatte mir von der Sache als von einer mich schwer belastenden geschrieben, Sieveking in gleicher Weise gesprochen, und die beiden Freunde schienen bedenklich, wie ich aus dem schlimmen Handel herauskommen wolle. Da ich das Buch nicht hatte, so konnt' ich nichts anfangen. Unvermuthet aber kam Heß in Angelegenheiten der Stadt Hamburg nach Paris, ich schrieb ihm und bat um sein Buch, gegen das ich wie ich höre schreiben müsse; er sandte es auf der Stelle. Da sah ich denn mit mehr Beschämung als Freude, wie leichtes Spiel der gute Mann mir gemacht hatte. Ich brauchte nur seine eignen Worte zusammenzustellen, um in deren Widersprüchen meine früheren Angaben völlig gerechtfertigt und erhärtet darzulegen. Ich that dies in einem Aufsatze, der in hamburgischen Blättern und auch in der Litteraturzeitung von Jena gedruckt wurde, vorher aber unterwarf ich ihn der Durchsicht Schlabrendorf's, damit seine Mäßigung und Billigkeit alles nutzlos Herbe wegstriche, denn ich wollte in Heß sowohl die von ihm bewährte Gesinnung ehren als auch in ihm ein schon vorgerücktes Alter schonen. Indeß fand Schlabrendorf in beiderlei Betreff nichts abzuändern, und Heß hat seinerseits meinen Erörterungen nichts mehr entgegengesetzt, womit denn unser Streit für immer beendet war.

Die Tage, schon etwas herbstlich, verliefen in gewohnter Weise, es gab immer genug Arbeit und fehlte nicht an Erholung. Verabredete Zusammenkünfte mit Gentz, Nostitz, Gruner und Stägemann, entweder um

Merkwürdigkeiten zu besehen, oder um Morgens bei Austern, Abends bei Gefrornem, uns in freiem Gespräch zu ergehen, ließen bleibende Erinnerungen zurück. Die Art, wie Paris die Zeitereignisse und sich selbst in Witz und Scherz abspiegelte, uns Fremde gleich den Einheimischen in ausdrucksvollen Zerrbildern, in muntern Gesangweisen und lustigen Worten neckend und beißend durchnahm, diente uns zur großen Belustigung. Eines Abends im Théâtre des Variétés sah ich mit Nostitz, Pfuel und Stägemann eine Vorstellung der Anglaises pour rire, wo Brunet und Potier mit unübertrefflich komischer Kraft als englische Mädchen erschienen, und das wiehernde Gelächter der Zuhörer keinen Augenblick innehielt, aber zum wahren Sturm anwuchs, als mitten im Stück mit Geräusch eine Logenthür sich aufthat und der Herzog von Wellington an die Brüstung trat, den das Publikum sogleich erkannte und nicht mehr aus den Augen ließ, um sich an den Eindrücken zu weiden, die der über seine Landsleute ergossene Spott ihm verursachte; er hatte den guten Sinn, fröhlich mitzulachen und bis zum Ende ruhig auszudauern. Unangenehmer war es einige Zeit vorher im Théâtre Favart hergegangen, als er daselbst bürgerlich gekleidet in der Königlichen Loge Platz genommen hatte; das Publikum hielt die bürgerliche Kleidung für jene Loge nicht schicklich, und wollte darin eine Verletzung der Ehrfurcht sehen, die dem Könige gebührte, und wiewohl man annehmen kann, daß unter den Anwesenden genug Leute waren, die selber den König wenig ehrten, so war doch die Bewegung gegen den fremden Feldherrn so einstimmig und gewaltsam, der Ruf „Milord à la porte!“ und „À bas l'étranger!“

und selbst „À bas le voleur!“ so betäubend und andauernd, daß Wellington wirklich gezwungen wurde wegzugehen. Wir konnten nicht läugnen, daß die Franzosen in ihrer damaligen grausamen Demüthigung und Zerrissenheit bei solchen Anlässen immer noch eine Stärke und Einheit des Nationalgefühls erkennen ließen, die wir auf unsrer Seite gar sehr vermißten.

Ich hatte während einiger Zeit den Staatskanzler seltener gesehn, oder nur zum Mittag, entweder bei ihm oder bei Frau von Jordis, und mir schien, als sei er nicht ganz so wie sonst gegen mich. Hiezu stimmte, was mir Gruner in tiefem Geheimniß anvertraute, es sei im Werke, mich zu einer Gesandtschaft zu geben, und zwar sei wieder von Wien die Rede, er aber meinte, daß ich lieber mit ihm nach Stuttgart gehen sollte, wohin er zum Gesandten bestimmt worden, da die Sache mit Dresden schon wieder aufgegeben sei. Ich war über diese Eröffnung etwas erstaunt, sollt' ich aber auswärts angestellt werden, so schien mir allerdings das Verhältniß mit Gruner und der Ort höchst erwünscht. Ich ging zu Hardenberg, und mit einiger Klage, daß er mich nicht bei seiner Person behalten wolle, erinnerte ich ihn an die ihm bekannten Schwierigkeiten wegen Wien und weßhalb ich Stuttgart vorzöge. Da hört' ich mit Erstaunen, daß Hardenberg berichtet war, ich selber sei es, der nicht bei ihm bleiben wolle, und nun er das Gegentheil höre, könne von einer auswärtigen Bestimmung nicht mehr die Rede sein! Ich verließ ihn mit großer Zuversicht. Allein wenige Tage darauf beschied er mich eines Vormittags zu sich, und begann mit freundlichen Worten eine Entschuldigung, daß er dennoch der letzten

Verabredung entgegen mir eine auswärtige Bestimmung zuweise; er habe meine Sache hauptsächlich im Gesichtspunkt meines eigenen Besten überdacht, er wolle mir nur geradezu sagen, daß er in mir die ungemeinsten Fähigkeiten erkenne, die mich entschieden für die Laufbahn diplomatischer Missionen bezeichneten, in der ich es weit, er könne es mit Zuversicht aussprechen, sehr weit bringen würde! — Da sich diese Prophezeihung im geringsten nicht erfüllt hat, so wird man es wohl nicht allzu ruhmredig finden, daß ich sie hier anführe, wenigstens will mich dies eher ein bescheidnes Bekenntniß dünken; denn vorausgesetzt, das günstige Urtheil sei richtig gewesen, — was hier doch nothwendig zweifelhaft wird, — so kann im Sinne der Meisten wohl kein Vorwurf einen Menschen schärfer treffen, als der, daß er nicht gewußt habe seinen entschiedenen Anlagen auch persönlichen Erfolg zu geben! — Hardenberg aber in seiner guten Meinung fügte noch hinzu, er habe mir gleich für den Anfang wahrlich nichts Schlechtes ausgedacht, ich solle eine selbstständige Mission erhalten als Geschäftsträger in Karlsruhe, welcher Posten in der nächsten Zeit durch die Umstände von besondrer Wichtigkeit sein werde. Dies war freilich mehr, als ich irgend hätte ansprechen dürfen, und ich konnte mir den Wechsel gefallen lassen; zumal sich aus dem ganzen Zusammenhange wohl errathen ließ, wie mißlich das Verhältniß gewesen wäre, das mich ohne weitere Stütze, als des Fürsten guten Willen, an seine Person gebunden hätte.

Alles bereitete sich nun schon zur Abreise; die großen Arbeiten näherten sich ihrem Schlusse. Ein Theil der preußischen Beamten war schon heimgekehrt, ein andrer Theil sollte bald nachfolgen; ich erlangte leicht die Bewilligung,

einige Tage früher nach Frankfurt abzureisen, wo Rahel mich erwartete, daselbst sollte ich den Staatskanzler auf seiner Durchreise nochmals sprechen, und später die für meine Bestimmung nach Karlsruhe nöthigen Ausfertigungen empfangen. Ich reiste am 30. Oktober von Paris ab, begleitet von einer Reisegefährtin, welche wiederzusehen Rahel schon lange Zeit vergebens gewünscht hatte, und in der sich Philine jetzt wunderbar als eine Schülerin der Frau von Krüdener darstellte, ohne doch den ersteren Karakter unter dem letztern lange verhüllen zu können. — In Metz drängte sich um unsern Wagen viel gemeines Volk und stieß Drohworte gegen die Preußen aus, und die französischen Truppen in der Nähe schienen wenig geneigt uns im Fall ernstlicher Anfälle zu beschützen; wir freuten uns der schnellen Postbeförderung, die uns allen weitern Verlegenheiten entzog. Wir kamen auch wieder durch Saarbrücken, wo nun die Gewißheit der Vereinigung mit Preußen alle deutschen Herzen hoch erfreute, doch einige verlorne Stimmen in der Nacht auch französische Rufe laut werden ließen, die den Zweck uns zu ärgern ganz verfehlten. Ohne weiteres Begegniß kamen wir im Anfange des Novembers in Frankfurt glücklich an.

Frankfurt am Main.

1815. 1816.

Rahel bewohnte an der Allee einige wohlgelegene Zimmer, und auch mir fand sich noch das nöthige Gelaß. In der Ungewißheit, ob nicht der nächste Tag eine Veränderung brächte, war an keine dauernde Einrichtung zu denken, doch gewährte die vorhandene noch Behagen genug. Aus dem politischen und geselligen Treiben von Paris hieher versetzt, fühlt' ich mich wie in einem freundlichen Stillleben; wirklich hatte hier alles nur das Ansehn bänglicher Erwartung, und Aller Augen waren dorthin gerichtet, woher so manche Entscheidung kommen mußte. Was ich mitzutheilen hatte, war nicht sehr tröstlich, und in der deutschen Heimath regte sich auch schon vielerlei, was den treuen Freund des Vaterlandes bekümmern durfte. Mit der verschwundenen Gefahr schien auch ein guter Theil des bisherigen Eifers erloschen, und in der Sphäre der Regierungen und Vornehmen offenbarten sich unverhohlene Neigungen zu Rückschritten, zur Abweisung und Herabdrückung der Volkskraft, auf die sie noch eben sich gestützt hatten. Das Schmalzische Un-

wesen wucherte fort und setzte überall seinen faulen Schimmel an, während andre Mißgewächse ihr Gift doch in etwas angenehmeren Düften verbreiteten. Ich unterließ nicht, diesen Widerwärtigkeiten scharf entgegenzutreten, sah jedoch wahre Hülfe nur in großen Anordnungen öffentlichen Staatslebens, dem sich die Deutschen damals gutmüthig nahe glaubten, während der Verlauf der nächsten dreißig Jahre nur immer mehr ihre Entfernung davon anzeigen sollte! Einstweilen versäumten wir nicht, so lange das gute Wetter es erlaubte, die Annehmlichkeiten des Ortes zu genießen, die ländlichen Umgebungen diesseits und jenseits des Mains zu besuchen, die städtischen Alterthümer zu betrachten, wobei sich vor allem auch der Vorzug geltend machte, daß dieser Boden der Schauplatz von Goethe's Jugend gewesen war und noch so viele Zeugnisse seines Daseins trug. Ich konnte mich nicht zufrieden geben, Goethe'n selbst hier versäumt zu haben; denn während ich in Paris war, hatte er eine Woche hier zugebracht und auch Rahel besucht, worüber so wie über andre Begegnisse mit ihm sie mir genau berichten mußte, nicht ohne das wiederholte Bedauern, die Gelegenheit eigentlich schlecht benutzt zu haben. Gegen unsern Eifer stach freilich die Gleichgültigkeit sehr ab, mit welcher die Frankfurter in der Regel den Namen abfertigten, durch den sie doch am meisten vor aller Welt verherrlicht waren, und ich führte dagegen preisend die tiefe und warme Verehrung an, mit der die Hamburger den unter ihnen lebenden Klopstock allgemein gehegt hatten; von Denkmalen und Bildsäulen war damals noch keine Rede, die später sorglich gesammelten Reliquien der früheren Lebenstage wurden kaum beachtet, aber auch

die eifrige Mahnung von Rahel, wenigstens die Straße, in der Goethe's Vaterhaus steht, mit wohlfeiler Ehrenbezeigung in eine Goethestraße umzutaufen, erregte bei dem Bürgermeister und den Schöffen, in deren Gegenwart sie geäußert wurde, nur ein sauersüßes Lächeln.

Wir besuchten die von Hamburg in den Kriegsunruhen hieher verpflanzte Familie Hertz, wo sich um eine schöne, glänzende Jugend ein angenehmer Gesellschaftskreis bildete, ferner das sehr gesellige Haus des preußischen Geschäftsträgers von Otterstedt, und machten auch bald die Bekanntschaft einiger angesehenen Frankfurter; als alte Bekannte hatten sich der russische Generalkonsul Moritz von Bethmann, der Rechtsgelehrte Doktor Jassoy, Goethe's Neffe der Rath Schlosser, und Andre, schon eingefunden. Doch der angenehmste Umgang für Rahel wurde die Reichsgräfin von Pappenheim, Tochter des Fürsten von Hardenberg, die für einige Zeit nach Frankfurt gekommen war, um wichtige Familienangelegenheiten theils zu betreiben, theils abzuwarten. Ich kannte sie schon von Altona her, und sie hatte durch gemeinsame Freunde so viel von Rahel gehört, daß sie sogleich zu ihr geführt sein wollte. Viele Abende brachte sie mit ihren Töchtern Adelheid und Helmina, beide zu schönster Blüthe der Jugend und des Liebreizes sich entfaltend, in unsrer bescheidenen Häuslichkeit hin, unter reichen Gesprächen, denen sie den anmuthigsten Stoff und die ausdrucksvollste Auffassung nie fehlen ließ, und dabei gleicherweise die beseelten Mittheilungen so wie die schwärmerische Begeisterung der ältern eignen Tochter und die frische Naivetät der jüngern angenommenen nicht nur frei walten ließ, sondern belebend aufnahm. Ich werde

es nie vergessen, welchen Eindruck eines Abends die damals noch neuen Gedichte Uhland's auf Adelheid machten, in welcher der Keim der Dichtung sich ihr unbewußt schon regte, und die dem nie gesehenen Dichter eine Art Liebeserklärung schreiben wollte! Eine zweite, nicht minder reizende und dabei sich tiefer gründende Bekanntschaft war die der Gräfin von Custine, deren Sohn Astolf schon beim Wiener Kongreß uns vorgekommen war. Diese wunderbare Frau, in deren Seele heldenmüthige Stärke und liebliche Zartheit, in deren Erscheinung hohe poetische Natur und feinste Weltbildung glücklich verbunden waren, ist theils durch die Schriften des Sohnes, theils durch andre französische Mittheilungen schon näher bekannt. Die Herzogin von Abrantes sagt von ihr unter andern: „Mademoiselle de Sabran, qui épousa le fils du comte de Custine, était une de ces ravissantes créatures que Dieu donne au monde dans un moment de munificence: belle, jeune, aimée, Madame de Custine, ayant à peine vingt ans, s'enfermait à la Conciergerie avec son beau-père, le conduisait au tribunal, le soutenait dans ces moments d'épreuves! .... et puis lorsqu'elle l'avait reconduit dans son cachot, elle allait porter d'autres consolations et verser leur baume dans le coeur de son mari, qui, à peine lié à elle, voyait la mort se dresser entre eux!“ — Aber ich kann wohl sagen, daß alles nur ein höchst unvollständiges Bild ihres Wesens giebt, und ein vollständiges zu liefern würde auch mir nicht gelingen. Man müßte dazu mehr schildern, als nur sie selbst, denn sie steht wie Frau von Sévigné auf dem Boden ihrer ganzen Zeitbildung als Genossin zugleich und als Aus-

nahme da. Sie hatte sich dem Sturme der hundert Tage nach Deutschland entzogen und wartete jetzt nur ab, daß die Ruhe sich in Frankreich etwas befestigt hätte, um dahin zurückzukehren. Der Sohn war aus Belgien herbeigeeilt, und sein ehmaliger Erzieher Bärstecher, ein Elsasser von deutschem Sinn und deutschen Kenntnissen, war noch jetzt ein treues Mitglied der Familie. Sie bildeten zusammen eine Gesellschaft, von deren mannigfachem Reize die verschiedensten Menschen angezogen und gefesselt wurden. Chateaubriand und Koreff waren vertraute Freunde des Hauses, Wilhelm von Humboldt und Graf von Flemming wurden es. Von der augenblicklichen Sympathie der Gräfin und Rahel's, und von ihrer wechselseitigen Eingenommenheit, die bis zum Tode bestand, haben wir eine lebhafte Schilderung von Custine selbst, der auch seinerseits mit Rahel in hohe geistige Freundschaft trat, und ihre Eigenthümlichkeit vollkommen zu schätzen wußte. Des Deutschen in seltnem Grade kundig, achtete er doch weniger die glänzende Seite unsrer Litteratur, sondern wandte sich mehr der stillen mystischen zu, welche seinem strengkatholischen Sinn entsprach, und mit deren vorzüglichster Nahrung seine Freunde Friedrich von Schlegel und die Brüder Schlosser ihn versorgten. Mit Begierde las er die Schriften Tauler's, vernahm er die Sprüche des Angelus Silesius, welchen Autor eben damals Schlegel aus tiefer Vergessenheit hervorzog, und über dessen alles überfliegende Kühnheit er und die Freunde gewiß erschaudert wären, hätte sie nicht das für sich selbst wieder staunenerregende Zeugniß beruhigt, daß der gesammte Inhalt dieser frommen Freigeisterei von der katholischen Kirche gebilligt und unter ihrem Schutze ver-

breitet worden. Auch in der französischen Litteratur strebte Custine vor allem nach dem Tiefreligiösen, Mystischen. Ich hatte in Paris auf dem Quai bei einem Büchertrödler ein seltnes Buch, Saint Martin's l'Homme de désir, erstanden und für Rahel mitgebracht; als Custine dies auf dem Tische liegende Buch zufällig in die Hand nahm, und sich unter Freunden des unbekannten Philosophen sah, fühlte er sich durch ein neues Band mit uns verknüpft, und der Autor und das Buch wurden nun Gegenstand vielfacher Unterhaltung. An dieser nahm auch Oelsner Antheil, der von Paris eingetroffen war, um gleich mir seine nähere Bestimmung hier abzuwarten; ihm galt jedoch das Mystische wenig, er duldete dasselbe höchstens als den Träger mancher Geistesblitze, die er so wie die Seelenschönheit und Herzensgüte Saint-Martin's nicht in Abrede stellte, denn er hatte diesen persönlich gekannt und ihm bei seiner Uebersetzung Jakob Böhme'scher Schriften oft geholfen, wobei sich meist das seltsame Verhältniß ergab, daß Oelsner genau die deutschen Worte übertrug, aber ihnen jeden Sinn absprach, Saint-Martin hingegen lächelnd versicherte, der Sinn sei ihm vollkommen klar und nur das Wort als solches bisweilen schwierig. —

Eine plötzliche Unterbrechung erfuhr dieser stille Lauf unsrer Tage, als nach erfolgtem Schlusse der Pariser Verhandlungen am Ende des Novembers der Fürst von Hardenberg mit seinem Schweife zahlreichen Gefolges heranbrauste, und alles von preußischen hohen und niedern Beamten, Kanzleien, so wie von mannigfachem litterarischen und militairischen Anschluß, gleichsam überschwemmt wurde. Die drei Tage, welche der Staats-

kanzler in Frankfurt verweilte, waren erfüllt von Vorstellungen, Audienzen, Gesuchen, Anfragen, Aufdringlichkeiten; aus der Umgegend, aus dem Rheinland, war jeder herbeigeeilt, der ein Anliegen bei Preußen hatte, dies oder seine Person in Erinnerung bringen wollte; Otterstedt hatte alle Hände voll zu thun, diese Menge zu übersehen, einzuführen oder abzufertigen. Ohne einigen Mißmuth ging es dabei nicht ab; so verursachte es nicht geringe Aufwallung, daß Amschel von Rothschild, der für die in Frankfurt noch hartbedrückte Judenschaft die Zusagen des Wiener Kongresses in Anspruch nahm, vor dem Bürgermeister von Humpracht zur Audienz gelangte, und dieser warten mußte, bis jener mit seiner Sache fertig war. Doch Hardenberg schien in diesem Gedränge sich nur zu erholen, mit unermüdeter Aufmerksamkeit und Anmuth suchte er allen Forderungen zu genügen, und hatte noch am späten Abend, wenn er seine Tochter, die Gräfin von Custine und andre Damen zum Thee sah, die frischeste Heiterkeit. Ich selbst fand ihn freundlich für mich, aber doch merklich kälter als zuletzt in Paris; ich erfuhr auch aus einigen Aeußerungen, daß er glaubte, er habe sich über mich zu beklagen, doch was er meinte, kam nicht an den Tag, und nur war mir klar, daß von irgend einer Seite ihm ungünstig eingesprochen worden. Meine Bestimmung nach Karlsruhe blieb fest; es wurde unnöthig erachtet, daß ich noch erst mit nach Berlin reiste, ich sollte meine Ausfertigungen nur getrost in Frankfurt abwarten. Ich war sehr froh der Mitreise überhoben zu sein, obschon ich später einsehen mußte, daß dies nicht eben zu meinem Vortheil war.

Nach Hardenberg's Abreise blieb in Frankfurt eine

Art preußischer Ansiedlung zurück, die sich durch mancherlei Geschäftsberufene so wie durch Nachzügler aus Paris und andre Reisende abwechselnd mehrte. Das Haupt derselben war Humboldt, der die hieher verlegten Verhandlungen wegen der in Deutschland noch unerledigten Gebietssachen führen sollte, die ihm beigegebenen Gehülfen Legationsrath Boisdeslandes und Graf von Flemming wurden noch durch den jungen Bülow aus Heidelberg verstärkt. Wegen besondrer Geschäfte hatten hier preußische Verpflegs- und Kassenbeamten, Militairpersonen und andre Zuwarter ihren längern Aufenthalt. Auch der Minister vom Stein wollte den Winter in Frankfurt verleben und hatte deßhalb eine Wohnung an der schönen Aussicht gemiethet; er hegte den eifrigen Wunsch und die sichre Hoffnung, beim Deutschen Bundestage, dessen Eröffnung bisher verschoben geblieben war, aber nun nächstens erfolgen sollte, als der Gesandte Preußens eine würdige vaterländische Wirksamkeit zu erhalten, was bekanntlich unerfüllt blieb; denn nachdem er ausdrücklich erklärt hatte, er verbäte sich dabei jede Besoldung, was ihm als reichem, auf altererbtem und neugewonnenem Boden fest gegründeten Manne wohl anstand, so wollte man darin zu Berlin doch eher einen Stolz und Trotz erkennen, der sich durch jenes Verzichten eine unabhängigere Stellung zu geben beabsichtige, als die Oberbehörde ihm gestatten dürfe, und der König äußerte, wenn er Diener habe, die sein Geld nicht nöthig hätten, so könne ihm das ganz recht sein, aber solche, die es zu nehmen zu stolz wären, wolle er nicht haben. Uebrigens hatte die Sache noch lange Zeit, man wußte höheren Orts recht gut, daß der Bundestag so schnell

noch nicht in's Leben treten, und bis dahin noch mancher Wechsel Statt haben würde.

Von Durchreisenden sahen wir den Major Franz von Eckardstein und den Stabsarzt Doktor Rust, welche zusammen in Erwartung sehr verschiedenen Looses nach Berlin gingen, der eine um den Abschied zu nehmen und ganz nach seiner Neigung ein bequemes Privatleben zu führen; der zweite um nach kurzem Ringen gegen übermächtige Widersacher zu der glänzendsten und einflußreichsten Wirksamkeit aufzusteigen, wie sie bisher in der preußischen ärztlichen Laufbahn kaum war gesehen worden. Bald erschien auch der Minister von Altenstein, der seine mühsamen Arbeiten zu Paris hinsichtlich der Zurückforderungen sowohl des Staates, als so mancher Privaten mit Erfolg beendet hatte. Bei einem langen Besuche, den er mir machte, entwickelte der sinnige und gelehrte Mann mit vieler Wärme die schönen Hoffnungen, welche er für die nächste Zukunft Preußens hegte; nach seiner Ueberzeugung durften wir einer niegesehenen Blüthe der Volksbildung entgegenschauen, er zweifelte als treuer Jünger Fichte's nicht, daß dessen Ideen über Volk und Staat immer mehr durchgreifen, daß namentlich Unterricht und Erziehung einen hohen Schwung nehmen und Preußen zu einem Muster für ganz Deutschland erheben würden. Ein preußisches Parlament, schon in Wien feierlich versprochen, glaubte er ganz nahe, und war versichert, dasselbe würde das ruhmvollste Beispiel von edler Eintracht des Volks und der Regierung darstellen. Solchen Hoffnungen konnt' ich nur sehr bedingt beistimmen; ich meinte, wir würden zwar zu allem gelangen, aber weder so schnell noch so leicht, als er es

voraussetze, es würde Zeit und Kampf erforderlich sein. Wenn er sich späterhin während seiner vieljährigen Amtsführung als Minister des Kultus seiner heitern Aussichten von damals noch erinnert hat, mit wie schweren Seufzern wird er sich haben gestehen müssen, daß mein Trüb- und Schwarzsehen, wie er es nannte, verhältnißmäßig eher noch als blendende Helle zu bezeichnen gewesen wäre! —

Alles gerieth in Bewegung, als es hieß, auch der Fürst von Blücher werde auf seiner Heimkehr durch Frankfurt kommen und einige Tage dort verweilen. Er traf am 18. Dezember ein und blieb bis zum 4. Januar 1816. Von seinem Aufenthalt, seinen Reden und Einfällen, von der Theilnahme, die ihm überall entgegenkam, und die er selbst äußerte, hab' ich an anderm Orte schon berichtet. Ich bemerke hier nur noch, daß wir mit ihm den 21. Dezember auf einem großen Thee waren, zu welchem Otterstedt die Einheimischen und Fremden in großer Anzahl geladen hatte; der alte Held erschien zuerst ganz artig und zahm, that schön mit den Damen und gab den Frankfurtern die angenehmsten Worte zu hören; aber bald wandte sich das Blatt, es war unglücklicherweise der Schlacht von Waterloo erwähnt worden, und da ereiferte er heftig, daß man die Schlacht, die er von Belleallіance genannt habe, mit jenem Namen zu belegen sich erdreiste, wenigstens in Deutschland solle das nicht geschehen, und nicht daß er es höre! Als ihm jemand einzuwenden wagte, daß der Name ja ein wälscher, und dafür doch besser Schönbund zu sagen sei, rief er mit flammendem Zorn: „Hol euch der Teufel mit eurem Schönbund! Putzt eure Zungen

deutsch so viel ihr wollt, alles Wälsche kriegt ihr doch nicht herunter! Bellealliance heißt das Stück, das wir dort aufgeführt haben, und heißt so, wenn's auch nicht mehr wahr ist, und die Allianz nicht Stich hält! England ist schuld, daß wir arm wie Kirchenmäuse nach Hause gehen, und die Franzosen Elsaß und Lothringen behalten." Dergleichen Verdruß und Aerger spann sich lange fort, bis irgend ein muntrer Einfall ihn auf andre Bahn führte, oder ein Vorschlag zum Spiel alles Andre vergessen machte. Alter und Krankheit übrigens drückten ihn sichtbar, und man durfte mit Recht befürchten, daß der Rest seiner Tage in der begonnenen Friedenszeit nur mit manchem Uebelstand sich werde unterbringen. —

Zum Winter wurde die Geselligkeit lebhafter und gemeinsamer. Die Bälle des Casino vereinigten alle Vornehmheiten des Adels, der Diplomaten und der Kaufleute, und die Eifersucht dieser verschiedenen Stände ließ es nicht an Reibungen fehlen; Geburt und Amt stritten um den Vorzug und waren nur darin einig, daß sie beide über den Kaufleuten stünden, daher es Erstaunen und Entsetzen erregte, als ein junger Kaufmann, von dem ein Diplomat sich beleidigt glaubte, diesem anstatt der erwarteten Abbitte kurz und gut Genugthuung auf Pistolen antrug, und da man dem Eindringen eines neuen Zeitgeistes im gegebenen Fall nicht widerstehen konnte, so bequemte man sich zu einer Vermittlung, die man früher hochfahrend abgewiesen hatte. Zwischen den Damen konnte es nicht zu solchem Aeußersten kommen, allein die Gegensätze zeigten sich darum nicht weniger in aller Schroffheit. Eine alte Fürstin von Stolberg mit

ihrer Tochter — Schwester der berühmten Freundin Alfieri's, — die Burggräfin von Westphalen, die Reichsgräfin von Pappenheim, die Freifrau vom Stein, und Andre, bildeten einen aristokratischen Kern, der an jedem Hof in erster Reihe glänzen konnte, hier aber sein reines Licht an der trüben Kaufmannswelt ungewürdigt verschimmerte! Da gab es denn bisweilen kleine Worte und leise Bewegungen, die man für nichts achten konnte, aber einmal bemerkt für das erkennen mußte, was sie waren, nämlich für den Ausdruck verachtenden Dünkels, und die Gegenwirkungen blieben nicht aus. Ich habe eine vornehme Dame bei den Ausdrücken des Unwillens, mit denen ein junger dreister Mann solchen schnöden Uebermuth nicht ihrer selbst, sondern nur einer ihrer Genossinnen laut und schonungslos rügte, erblassen und zittern sehen, so daß man sie einer Ohnmacht nahe fortführen mußte. Dergleichen Aergerniß und Mißliebigkeit fiel beinah auf jedem Balle vor, und man ging wie zum Kriege hin. In allen geselligen Dingen voller Muth und fast immer des Erfolges gewiß, nahm Rahel, solchen Umständen und allen zaghaften Abmahnungen zum Trotz, eines Abends ein junges, schönes, gebildetes Fräulein, das aber in der Meinung der Leute selbst den Kaufmannstöchtern nicht ebenbürtig war, auf den Ball mit; das Fräulein war durch Benehmen, Anzug, Tanz und Gespräch vor den meisten ausgezeichnet, wurde der Gegenstand aller Huldigungen und Bewerbungen, und Rahel erlebte den vollkommensten Triumph. Sie gedachte dieses Vorganges gern, um zu beweisen, daß man das Rechte nur entschlossen thun müsse, das Gelingen folge dann von selbst. Uebrigens kam das Fräulein später in

so glänzende Verhältnisse, daß ihm die Erinnerung an jenes gewagte Auftreten wohl nur ein mitleidiges Lächeln abgewinnen durfte!

Auch aus der Heimath wurden manche Züge kund, welche das abgestandene Alte mit dem frischen Neuen in offenem Kriege sehen ließen. Vorurtheile, die zwanzig Jahre geschlummert hatten, Anmaßungen, die man für völlig erloschen hielt, wachten unvermuthet in plumpen Regungen wieder auf, welche, durch kein öffentliches Ansehn gemäßigt, durch keine geordnete Kraft der Meinung gehemmt, nur allein den schroffen Gegensatz hervorriefen, der dem besonnenen Vaterlandsfreunde fast eben so bedenklich erschien. Man sprach viel von einer Adelskette, die kürzlich gestiftet worden war, und deren stählernes Zeichen alle ächten Edelleute verpflichten sollte gegen den Bürgerstand zusammenzuhalten, und ihn auf ein Gebiet zurückzudrängen, das er weit überschritten hatte. Dieses Absehen war um so gefährlicher, als seit den letzten Kriegen wenigstens ein Drittheil der Offiziere des preußischen Heeres bürgerlich war, und an Tüchtigkeit und Waffenlust nicht zurückstand; bisher hatte niemand einen Unterschied anzudeuten gewagt, gemeinsame Gefahr und Bildung waren das Band biedrer Eintracht, die jetzt durch Mißtrauen, Empfindlichkeit und Leidenschaft so häßlich getrübt werden konnte. Schon hieß es, die bürgerlichen Offiziere sollten nach und nach wieder abkommen, oder wie sonst nur bei der Artillerie und den Husaren dienen, durchaus aber nicht in den Königlichen Garden, als welche wie durch Beruf so auch durch Ehre bevorrechtet sein müßten. Wider solcherlei Tichten wußte die Gegenseite kein andres Heil als das rohste Volks-

thum, man warf sich in die knappe Deutschheit und in ihre kräftigen Auswüchse, das Turnwesen und die Burschenschaft, wodurch diese an sich vortrefflichen Einrichtungen leider entarten mußten. Aber nicht allein Aristokratie und Demokratie bedrohten den ruhigen Entwickelungsgang der gegen den äußern Feind so ruhmvoll wiedererkämpften Freiheit, eine dritte, weit gefährlichere Strebung zeigte sich bemüht, allen in Gesinnung, freiwilligen Opfern und edler That ausgeprägten Ertrag der letzten Jahre zum Vortheil der alten Stockherrschaft und Behördenmacht einzuschmelzen, eine Strebung, die sich durch den brutalen Ausfall von Schmalz gegen den Tugendbund keck angekündigt hatte, und in mancherlei Wegen durch Verunglimpfung und Anfeindung der besten Männer offen und geheim betriebsam fortsetzte. Den klarsten Beweis der wachsenden Macht dieser Parthei wollte man besonders in dem von Berlin bald nach Anfang des Jahres ergangenen Verbote des in Koblenz von Görres herausgegebenen Rheinischen Merkurs erkennen. Dieses einst von Gentz hochgepriesene Tagesblatt, von der öffentlichen Stimme dem Bunde wider Frankreich als mitverbündete Macht freudig zugezählt, in Kühnheit und Meisterschaft freier Rede unübertroffen, wurde durch einen Federstrich unterdrückt, wegen geringen Anlasses, ohne Gehör und Vertheidigung. Unglaublich war der Eindruck dieser Maßregel. Im ganzen westlichen und südlichen Deutschland hatte das Blatt die eifrigsten Anhänger, es galt für eine Fackel der Wahrheit und Freiheit, und selbst diejenigen Leser, denen es wegen der darin bisweilen hervortönenden fanatischen Klänge zu mißfallen begann, bedauerten dieses sein Ende durch die Polizei.

Das Blatt hatte bisher Herrscher und Obrigkeiten ungestraft angreifen dürfen, kein noch so hoher Einspruch war beachtet worden, man hatte ihm alles erlaubt, es stellte eine Insel von Preßfreiheit dar, ein noch einzelnes Vorbild dessen, was künftig allgemein werden sollte. Diesen Gedanken war nun mit Einem Schlage der Garaus gemacht. „Da seht ihr, riefen die Nichtpreußen, wie es bei euch gemeint ist! Eure stolzen Einbildungen fallen wie Sternschnuppen zu Boden. Mit eurer Verfassung wird es eben so gehen. Geht nur heim, und seid Preußen, wie ihr mögt und könnt, aber mit eurem Deutschthum, in welchem ihr obenanstehen und dem wir uns anschließen sollen, laßt uns ungeschoren!" Dergleichen Reden sind wirklich geführt worden, und unsre höchsten Staatsbeamten klagten, daß sie solche hätten verstummend anhören müssen. Humboldt aber vertraute mir die bedenkliche Bemerkung, wie sehr doch Hardenberg im Augenblicke bedrängt, wie gefährdet sein Ansehn und wie umstrickt seine Hand sein müsse, um solche Maßregeln außerhalb des Geleises der bisher klüglich bezeichneten Bahn querfeldein zu treiben.

In Frankfurt selber regte sich der Widerspruch des Althergebrachten gegen die Neugestaltung nach Vermögen. Die unerwartet zur Selbstständigkeit hergestellte Stadt hatte sich bisher mit einem einstweiligen Regierungszuschnitt beholfen, der jetzt in eine schließliche Verfassung übergehen sollte. Der Wiener Kongreß hatte dafür einige Bestimmungen festgesetzt, andre mußten aus dem Bürgerwesen selbst hervorgehen. Man war geneigt, soviel als möglich die früheren Formen hervorzurufen, aber ganz war dies nicht möglich, schon weil Kaiser und

Reich nicht ebenfalls hergestellt waren, und jeder Bezug auf diese wegfiel; andres hatte sich längst überlebt und durfte als Todtes nicht dem Lebendigen hinderlich werden. Das Verfassungswerk war eben in der Arbeit, und mehrere wohlgesinnte Rechtsgelehrte, unter ihnen Doktor Jassoy, hatten dem Rath eine hierauf bezügliche Eingabe überreicht, welche zu gewissen zeitgemäßen Richtpunkten hinwies, vor andern unzeitgemäßen warnte. Diesen Stimmen entgegen erhob sich der Schöff von Fichard, welcher für seine Standesgenossen, die Mitglieder der Häuser Limpurg und Frauenstein, die früheren Vorrechte dieser Patrizier heftig in Anspruch nahm. Dieser Mann, in staatsrechtlichen Alterthümern bewandert und auch Schriftsteller in diesem Fache, genoß doch weder als Gelehrter noch in sonstiger Hinsicht das erforderliche Ansehn, einer solchen Sache vorzustehen, allein er wurde von vielen und einflußreichen Eiferern unterstützt, sowohl in als außer Frankfurt, man nannte bedeutende Namen, Christian Schlosser, Solms-Laubach, sogar Stein, und deßhalb empfing die Schrift des Schöffs von Fichard mehrere Antworten, die schärfste und bündigste durch den Doktor Johann Gottlieb Dietz, der mittelst weniger Blätter den armen Gegner so in die Enge trieb, daß er keinen Laut mehr hören ließ. Indeß hielten die Patrizier ihre Sache noch nicht für verloren und rechneten auf den erwarteten Bundestag, wo sie genug Gönner und Freunde zu finden hofften. Doch ein freisinniger, witziger Staatsmann, der schon in Frankfurt lebte um demnächst als Gesandter bei dem Bundestag einzutreten, verdarb ihnen auch diese Hoffnung, indem er ohne Hehl erklärte, er würde in Betreff dieses wiederzuerweckenden

Stadtadels zu seinen künftigen Kollegen mit den Worten der Heiligen Schrift reden, wo es von dem gestorbenen Lazarus heißt: „Er stinket schon, denn er ist vier Tage gelegen", und er wollte hinzufügen: „Fühlet ihr euch nun Kraft des Heiligen Geistes, so erwecket ihn", da er denn überzeugt war, daß niemand sich solche Kraft des Heiligen Geistes werde anmaßen wollen.

Einer andern Streitfrage widmeten die Frankfurter einen weit lebhaftern Eifer, sie betraf das Verhältniß der Juden. In der alten Reichsstadt hatten diese zum Theil ältesten Bewohner derselben unter furchtbarem Drucke gelebt, durch die Regierung des Fürsten Primas und Großherzogs von Frankfurt war ihnen Antheil an den Rechten der christlichen Mitbürger geworden, der jetzige Zustand drängte sie möglichst in die alte Beschränkung zurück. Allerdings war der Wiener Kongreß bemüht gewesen, ein billiges Verhältniß für die Juden innerhalb aller Länder des Deutschen Bundes festzusetzen, allein dies war nur in allgemeinen Worten ausgesprochen, und die Hauptsache blieb den örtlichen Einrichtungen überlassen. Das Vorurtheil gegen die Juden hatte sich in Frankfurt unglaublich tief eingewurzelt, und nicht nur das gemeine Volk nährte den Haß mit niedriger Lust, sondern auch mancher Gebildete stand in diesem Betreff mit dem rohen Volke vollkommen gleich. Der Senat und die Bürgerschaft waren durchaus nicht geneigt, den Juden die Rechte zu bewilligen, die sie schon als Staatsbürger des Großherzogthums Frankfurt genossen hatten; die Wiener Kongreßakte erfuhr die ungünstigste Auslegung; die dringenden Verwendungen Metternich's und Hardenberg's, sonst überall durchgreifend,

zerschellten an dem Eigensinne des Vorurtheils. Der Bundestag, der hier einschreiten und das richtige Maß angeben sollte, war noch nicht vorhanden, und man sprach ihm schon alle Befugniß ab, die Bürger einer freien Stadt zum Nachgeben zu zwingen. Die Unterscheidung, welche ein Klügling aufstellte, daß die Juden in andern Staaten mit dem Bürgerrechte nur dieses, aber nicht Antheil an der politischen Macht erhielten, wie dies in Frankfurt der Fall sein würde, galt für einen wichtigen Fund, der triumphirend emporgehalten wurde; doch dies weckte nur den Spott, man rechne in Frankfurt sonst mit Gulden und Kreuzern, jetzt aber solle eine Berechnung des Unendlichkleinen Statt finden! Eine triftigere Bemerkung war, daß alles Bürgerrecht, wo es vollständig sei, immer auch politisches Recht in sich begreife, und daß, wo dieses noch fehle, der Zustand eben mangelhaft sei. Als der Senat in seinen beschränkenden Maßregeln unbekümmert vorschritt, erschien für die Sache der Juden eine Verwahrung, gegen die Gewohnheit deutscher Aktenstücke so bündig, klar und fest, daß sie ungemein auffiel, und Rahel gradezu behauptete, der Verfasser müsse ein Mensch von großen Geistesgaben sein; das schien denn doch sehr übertrieben; niemand wußte den Mann zu nennen, allein Rahel ruhte nicht, bis der Namen erforscht war, da ihr denn mit einigem Lächeln berichtet wurde, diesmal habe sie sich doch geirrt, der Verfasser sei ein wenig bekannter Jude, der unter dem Großherzog von Frankfurt ein elendes kleines Amt bei der Polizei gehabt, dies aber bei der freien Stadt gleich wieder verloren habe, natürlich schreie er nun, — sein Vater heiße Baruch, er aber nenne sich Börne. Noch in

späten Jahren freute Rahel sich mit innigem Behagen, daß sie den nachher berühmten Mann gleichsam entdeckt habe, aus der Klaue den Löwen! —

Die Unruhe, welche der Krieg unter die Menschen gebracht hatte, dauerte gleich den aufgeregten Wellen nach dem Sturme fort, und dies um so mehr, als die militairische Besetzung eines Theiles von Frankreich noch einen halben Kriegszustand anzeigte, und in Deutschland nach dem großen Umschwunge so vieles noch ungeordnet lag. Die Meinung, der Krieg sei noch nicht ausgefochten und müsse nochmals anheben, war sehr verbreitet, auch im untern Volke. Frau von Krüdener zog mit großem Anhang im Land umher, und predigte den Bauern diesseits und jenseits des Rheins von nahen Strafgerichten, die nur durch Buße und Heiligung abzuwenden seien. Sie enthielt sich zwar möglichst aller bestimmten politischen Andeutungen, aber sie gab doch zu verstehen, daß es mit den Bourbons nicht ganz richtig bestellt sei, und daß die christlichen Herrscher noch große Aufgaben zu erfüllen hätten. Ein Bauer in Wiesloch bei Heidelberg, der schon früher mit Weissagungen sich abgegeben, wurde durch dieses Beispiel aufgeregt, griff nach dem alten Handwerk, hatte in seinem Dorfe nicht Rast mehr, und machte sich auf den Weg nach Frankfurt. Hier fing er an zu prophezeihen, was binnen Jahresfrist sich ereignen werde, eine völlige Umkehrung der Welt, vor allem aber den Sturz der Bourbons und die Theilung Frankreichs, die vier verbündeten Monarchen würden darauf in Mannheim — sein Flug ließ sich gleich auf der nächsten, ihm bekannten und in die Augen scheinenden Stadt nieder — ein prächtiges Schloß vereint bewohnen und von hieraus

die ganze Christenheit gemeinsam regieren! Dies alles hatte der Geist ihm offenbart und ihm zugleich befohlen es zu verkündigen, seine Sendung war insbesondre an den König von Preußen gerichtet, zu dem er schon einmal im Jahre 1807 nach Memel gewandert und von ihm und der schönen Königin für seine damaligen tröstlichen Vorhersagungen reichlich beschenkt sein wollte. Die Geheimnisse der Politik lagen ihm offen vor Augen, da er aber nicht wissen konnte, was im Augenblicke den Leuten wichtig war, so erbot er sich, jede beliebige Frage dem Geiste vorzulegen und dessen Auskunft richtig zu überbringen. Mit den Kabinetten und Diplomaten schien es demnach zu Ende, der Inhalt aller Depeschen war ohne Mühe durch den Seher zu erfahren, und Preußen vor allen schien auf seine Dienste rechnen zu können. Er hieß Adam Müller, und diese Gleichnamigkeit mit dem österreichischen auch mit etwas Seherwesen behafteten Staatsdiener gab zu manchen Verwechslungen und Scherzen Anlaß. Der Wundermann wurde mir zugeschickt und trank einen Nachmittag bei uns Kaffee, in Gegenwart Oelsner's, den er durch seine Aussagen ungemein ergötzte. Mit großer Treuherzigkeit erzählte er seine Begegnisse, an die er selber zu glauben schien, und bekräftigte alles durch Bibelsprüche, die er auf's gerathewohl anführte, passend oder nicht, so daß er eher bibeltoll als bibelfest heißen konnte. Seine Reden verriethen keinerlei trüglichen Zweck, er gefiel sich nur in dem Aufsehn und Antheil, die sein Prophezeihen erweckte; aber die Leute, die er grade vor sich hatte, schien er ziemlich gut zu durchschauen, und mit ächter Bauernverschmitztheit sprach er ihnen nach dem Munde. Die Reise nach Berlin ließ

er sich nicht ausreden, allein er kam bald wenig befriedigt von dort zurück, und der Geist hatte nun auch für Preußen nur minder gute Vorhersagungen.

In der Varrentrapp'schen Buchhandlung war ein Bändchen Gedichte von mir erschienen, die von den Freunden günstig aufgenommen, sonst aber wenig bekannt wurden. Der junge Varrentrapp war auch der Verleger der neusten Schriften des Historikers Friedrich Christoph Schlosser, und wollte mich durchaus mit ihm bekannt machen; er führte daher mich und Oelsner, der sich anschloß, eines Tages auf die Stadtbibliothek, wo Schlosser neben seiner Professur am Frankfurter Gymnasium eine Anstellung hatte. Hier war er ganz in seinem Fache, er wußte den Werth solcher Anhäufung von gelehrten Hülfsmitteln zu schätzen, und wie er für seine eignen Arbeiten erwünschten Gebrauch davon machte, so beeiferte er sich bestens, auch für Andre den bisher verwahrlosten Gemeinbesitz aufzuschließen. Er empfing uns mit zuvorkommender Höflichkeit, erwähnte Oelsner's Schrift über Mohammed, hatte von mir die Kriegszüge Tettenborn's gelesen, und nahm es sehr gut auf, daß auch wir ihm mit der Kenntniß seiner Schriften dienten, ich ihm seinen Dulcin und Abälard, seinen Beza, Oelsner aber das neueste Werk über die bilderstürmenden Kaiser anführen konnte. Schlosser gab sich ohne Hehl als einen Pedanten, dem die Gelehrsamkeit ein Stand und eine Würde sei, von deren Höhe er auf das ununterrichtete Volk stolz herabsah, sehr erbötig, dasselbe zu belehren, aber als Herr und Meister, den man darum zu bitten und dem man dafür zu danken habe. Dies erfuhr gleich zu seinem Schaden der arme Varrentrapp, der sich unterstand mit-

zureden, und einem Ausspruche, den Schlosser eben gethan, einige Zweifel anzuhängen. „Schweigen Sie still, Sie verstehen davon ja gar nichts!“ war die Antwort, die ihm noch mehr mitleidig als höhnisch hingeworfen wurde, und obschon er Miene machte, den Beleidiger scharf anzusprechen, so konnte er doch nicht zu Worte kommen, denn Schlosser redete lebhaft weiter, indem er zugleich mit wiederholtem Handbewegen den Andern beschwichtigte, und durch rasches Auffahren gegen einen eben Eintretenden unser Gespräch abschnitt; dieser Eintretende war ein Mitglied der kleinen Diplomatie, die sich in Frankfurt geschäftig zu machen anfing, und mochte Schlosser'n schon öfters lästig geworden sein; er fragte nach einem Buche, bekam es und suchte darin eifrigst. Schlosser war wieder zu uns getreten, blickte lachend nach dem Manne hin, und sagte zu uns überlaut: „Der kann lange suchen; was er sucht, steht in dem Buche nicht. Ich weiß wohl wo es steht.“ Und warum sagen Sie es ihm denn nicht? fragten Oelsner und ich zugleich. „O der kann lange warten, war die Antwort, die Unwissenden müssen ihrer Unwissenheit erst recht inne werden, und dann bitten, daß man sie belehre.“ Das alles wurde so laut gesprochen, daß der Mann alles hörte, der aber seinen Aerger nicht merken ließ, sondern ruhig weitersuchte, und doch wohl seine Sache gefunden haben mußte, denn er ging mit dem Scheine der Befriedigung von dannen. Für uns verdoppelte Schlosser seine Freundlichkeit, und bot uns wiederholt seine beeiferten Dienste an; er zeigte in Geschichte und Litteratur die umfassendste Sachkenntniß, ein gesundes, entschiednes Urtheil, und auch über die neusten Welthändel und Lebensverhältnisse sprach

er mit klarem Verstand und festem Sinn, frisch und heiter, und mit der Art von Geringschätzung, die ihren Gegenstand recht gut kennt, und auch in's Einzelne verfolgt hat, denn er setzte eine Ehre darein, nicht nur die Anekdoten des Hofes von Byzanz, sondern auch die des Hofes von Versailles zu kennen, und verlangte ausdrücklich,. da ich mir Grimm's Korrespondenz erbat, ich sollte auch die Rezension lesen, die er darüber geschrieben, und in der wirklich einige Anekdoten des Tages aus andern Quellen berichtigt oder erläutert werden. Ich erkannte in Schlosser eine entschiedne Tüchtigkeit, sein Freisinn, zugleich Freimuth, gefiel mir, und seine frische Lebendigkeit ließ seinen pedantischen Tic, über den er selber lachte, nicht zur Herrschaft kommen. Unter seinem barschen, mitunter harten Wesen ahndete ich edles Gefühl und feinen Sinn, die auch in den folgenden Tagen, als er Rahel kennen lernte und ihre Einwirkung empfand, nicht verborgen blieben. Wie ich von ihm, fand auch er von mir sich angezogen, seine Besuche, Billete und Briefe folgten rasch auf einander, und da wir in den meisten wichtigen Sachen, so wie in manchen zufälligen, sehr übereinstimmten, unsre Lebensbahnen aber weit auseinander lagen, so durften wir der beginnenden Freundschaft guten Fortgang hoffen. Schlosser wußte übrigens, daß ich nach Karlsruhe gehen sollte, er vertraute mir sein Absehn auf eine Professur in Heidelberg, und bekannte, daß ich ihm, da die Unterhandlungen mit der badischen Behörde noch schwebten, dort wichtige Dienste würde leisten können.

Meine schon bekannt gewordene Bestimmung nach Baden verschaffte mir eine andre Bekanntschaft, die für

mich im Augenblicke von größter Wichtigkeit war, und mir lebenslang höchst schätzbar geblieben ist. Der badische Minister von Reizenstein, früher das Haupt und der Führer aller Angelegenheiten des Landes, jetzt aber nach Heidelberg in gelehrte Muße zurückgezogen, besuchte Frankfurt auf einige Tage, und Oelsner vermittelte unser Zusammenkommen. Reizenstein gehörte zu den seltenen Männern alten Schrots und Korns, die ihrem Beruf und Kreise mehr Fähigkeiten zubringen, als eigentlich gefordert wird, und deren Ehrgeiz, anstatt nach außen zu streben, sich unverdrossen nach innen zusammenzieht. Solcher Tüchtigkeit und Gesinnung genügte als Wirkungskreis die kleine Markgrafschaft, aber grade unter seiner Verwaltung, durch Hülfe günstiger Umstände, war dieselbe zum bedeutenden Großherzogthum angewachsen. Dem Fürstenhause wie dem Lande mit unwandelbarer Treue zugethan, war er gleichwohl, als der französische Einfluß herrischer wurde, vom Schauplatze abgetreten und hatte sich nur die Stelle eines Kurators der Universität Heidelberg nebst einem nach seinem Willen ganz geringen Jahrgelde vorbehalten. Nach dem Sturze der Franzosenherrschaft hätte er wieder eintreten können, aber Leute, die nicht werth waren ihm die Schuhriemen zu lösen, hielten ihn von den Geschäften lieber entfernt. Nur wenn schwierige Verhältnisse eintraten, erwachte das alte Zutrauen auf seine Einsicht und seinen Eifer, er wurde dann in der Stille zu Rathe gezogen und beauftragt, und diente mit Eifer und Selbstverläugnung, ohne aus seinem bescheidnen Verhältnisse herauszutreten. Eben jetzt war für Baden unstreitig eine höchst bedenkliche Zeit herangekommen, die nächsten Frankfurter Verhandlungen

drohten Gefahr, und es wurde nicht bezweifelt, daß Reizenstein gekommen sei, den Stand der Sachen etwas näher in Augenschein zu nehmen. Als tiefer Kenner des griechischen und römischen Alterthums hatte er die besten Anknüpfungspunkte mit Humboldt. Auch unser Gespräch verweilte zuerst auf philologischen Gegenständen, dann aber kamen wir auf die letzten Kriegsereignisse, in denen ihn Tettenborn's Laufbahn besonders angezogen hatte, und endlich tauschten wir vertraulich unsre Meinungen über den Zustand der deutschen Sachen aus, die Lage der badischen Verhältnisse gelangte dabei zur ausführlichsten Erörterung. Mir blieb kein Zweifel, in welcher Weise ich mich dabei zu verhalten hätte, nur war noch ungewiß, wiefern ich meinem Sinne würde folgen dürfen. Ich bedauerte ernstlich, daß ich nicht mit Reizenstein, sondern mit Andern würde zu thun haben, die ich für ihre eigne Sache wenig beeifert und halbfremd wußte. —

Einem Staatsmann ganz andern Schlages führte mich ebenfalls Oelsner zu. Der Freiherr von Barkhaus-Wiesenhütten hatte als Oberstallmeister und Minister vormals am hessendarmstädtischen Hof eine bedeutende Rolle gespielt. Auch er hatte in der kritischen Zeit, wo das deutsche Reich zerfiel und der Rheinbund erstand, seinem Fürstenhause die wichtigsten Dienste geleistet, und sich selber dabei nicht vergessen. Seinen mit dem glücklichsten persönlichen Betrieb ausgeführten Gesandtschaften nach London, Paris und Regensburg verdankte das Land seine Vergrößerung und Bedeutsamkeit. Mit Pitt und Talleyrand hatte er in vertrauter Verbindung gestanden, Napoleon selbst war von ihm eingenommen. Ein gro-

ßer schöner Mann, noch im Alter von stattlicher Haltung, einst ein meisterhafter Reiter, ein trefflicher Tänzer, dabei voll heitrer, schalkhafter Galanterie und beißendem Witz, hatte er außerordentliches Glück bei Frauen gehabt; seine Abentheuer könnten den Stoff eines reichen Romans geben. Aber sein Glück hatte ihn zum Uebermuthe verleitet, und er sank schneller als er gestiegen war. Seit Jahren blickte er sehnsuchtsvoll in die verschwundne Herrlichkeit, und hoffte noch immer sie wiederzugewinnen, mehr um sich an ihr zu rächen, als um sie auf's neue zu genießen; allein diese Genugthuung blieb ihm versagt, ihm, dem früher alles gelungen, schlug jetzt alles fehl. Unverheirathet und kinderlos saß er nun mürrisch bald in seinem Hause zu Frankfurt, bald auf seinem reichausgestatteten Landsitze Karlshof bei Darmstadt, grollte mit der Welt, verbrachte ganze Stunden im Stall, seine vielen und schönen Pferde zu beschauen, und lud dann doch wieder unvermuthet zahlreiche Gäste, die er mit Ueppigkeit bewirthete und durch schlimme Anekdoten und verwegene Stachelreden wirklich gut unterhielt. Seine alten Verbindungen und sein großer Reichthum, den er wo es galt gar nicht schonte, sicherten ihm noch einen gewissen Einfluß, und es freute ihn besonders, wenn selbst in Darmstadt manche geheime Springfeder durch seine Hand bewegt wurde. Mir schenkte er großes Vertrauen, und hoffte durch mich eine Sache, die für Preußen und für ihn selbst ersprießlich werden sollte, in's Werk zu setzen; damals aber konnte man vieles möglich glauben, was auf dem Wege, den die Sachen nachher eingeschlagen, immer chimärischer werden mußte.

Unsre geselligen Verhältnisse erfuhren, ohne sich we-

sentlich zu verändern, durch Ab- und Zureisende manchen Wechsel. Wilhelm Neumann, der allen Freunden verschollen war, meldete sich auf meine durch die Zeitungen veröffentlichte Aufforderung brieflich aus Koblenz als dort angestellter Kriegskommissair, und kam auch bald selbst nach Frankfurt, wo uns ein Paar Tage in herzlicher Freundschaft angenehm verflossen. Dehn reiste durch Frankfurt, dann auch Gruner, den zu sehen Gneisenau von Koblenz kam, wobei denn abermals die Tagesumstände und besonders der Gang, den die Sachen in Berlin zu nehmen schienen, so vertraulich als ernstlich besprochen wurden, und ich leider schon den Mangel an Zusammenhang zwischen denen, die in den Hauptsachen als gleichgesinnt anzunehmen waren, bemerken und beklagen mußte, denn Humboldt auf der einen Seite und Gneisenau und Gruner auf der andern hielten sich in mißtrauischer Kälte von einander mehr als billig getrennt. Die Gräfin von Pappenheim vereinigte an ihren Gesellschaftsabenden die Frankfurter vornehme Welt, und regelmäßig Humboldt, Flemming, und was sonst von Preußen sich grade vorfand; auch den badischen Staatsrath Klüber lernt' ich bei ihr kennen, der von Erlangen her dem Hardenberg'schen Hause anhänglich war, und später in preußische Dienste trat, aus denen böse Ränke ihn dann wieder schnell entfernten. Er war ein heller Kopf mit trefflichen Kenntnissen und von außerordentlicher Brauchbarkeit, aber sein entschiedener Freisinn hatte sich seltsam mit Pedanterei verwebt, und nur in Begleitung von Urkunden, Staatsakten und überhaupt amtlichen Schriften vermochte er seine Meinung auszusprechen. Nach der bald erfolgten Abreise der Gräfin von Pap-

penheim sammelten sich die Zurückgebliebenen desto eifriger um die Gräfin Custine, um derentwillen auch die Fürstin von Vaudemont einige Zeit in Frankfurt blieb, und durch die belebende Anmuth dieser ausgezeichneten Frauen, durch die Theilnahme Humboldt's und Flemming's, Custine's und Rahel's, nachher auch noch Friedrichs von Schlegel und seiner Frau, erlebten wir Abende, denen an freiem Geist, leichtem Scherz und heiterm innigen Behagen kaum andre zu vergleichen sein dürften! In Folge der vollkommen guten Lebensart, der zur andern Natur gewordenen feinen Sitte, herrschte ein allgemeines Wohlwollen, eine edle Gleichheit, welche durch die schroffste Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen nie getrübt wurden, obschon als Reiz der Unterhaltung auch Streit und Eifer mitzählten. Die Gräfin mahlte Bildnisse in Oel und war sehr glücklich im Treffen, sie wollte auch Rahel's Bild versuchen, doch kam es leider nicht dazu; nebenher war sie sehr fleißig im Deutschen und übersetzte einige meiner Erzählungen, bei welcher Gelegenheit zur Sprache kam, daß schon die bloßen Titel deutscher Sachen im Französischen gar nicht wiederzugeben seien, wie z. B. das warnende Gespenst, die Geschwister, die Schuld. Friedrich Schlegel war bei solchen Gelegenheiten merkwürdig, er bat um Zeit, über eine Aufgabe nachzudenken, oder verschob dies auch wohl für die Nachhausekunft, um dann nachträglich das Ergebniß anzuzeigen. Ebenso nahm er seine künftige Bestimmung als Rath bei der österreichischen Bundesgesandtschaft ängstlich und schwerfällig, und machte sich die ausgebildetsten Vorstellungen von seiner Wirksamkeit; er hoffte, der Bund werde sich wieder zu einem mittelalterlichen deutschen Reich

entwickeln, und in diesem sollte die katholische Kirche wieder obenan stehen; die Deutschen erklärte er für dasjenige Volk in der Geschichte, welches zur höchsten Staatsbildung aufgestrebt und wirkliche Proben derselben gegeben habe; ich konnte lange nicht ergründen, was er meinte, bis ich entdeckte, sein Lob gelte der Erscheinung, daß allein Deutschland solche Menge geistlicher Staaten erzeugt und bewahrt habe, wo demnach die höchste Annäherung an das Reich Gottes erlangt worden sei. Ruhige Altkatholiken staunten wohl verwundert ob solch guter Meinung, die von ihren Anstalten und Satzungen — ihnen meist ganz anders bekannt — durch die Neubekehrten ausgesprochen wurde; diese fanden dagegen jene gewöhnlich zu lau, und klagten bitter über den Mangel rechten Glaubenseifers. Doch in Custine fehlte dieser nicht, und Schlegel und seine Frau wie beide Brüder Schlosser bewiesen ihm die wärmste Zuneigung und hegten ihn als einen ihrer Besten, nicht ohne mißtrauische Blicke auf Rahel, deren Einwirkung sie für ihn fürchteten."

Die Wichtigkeit der politischen Geschäfte, welche in Frankfurt betrieben wurden, und noch mehr die bevorstehende Eröffnung des Bundestages, zogen schon immer häufiger die Personen herbei, welche durch Erwartungen oder Beruf daran irgendwie betheiligt waren. Stein's Anwesenheit ist schon erwähnt worden, doch hörte man wenig von ihm, er war mit häuslichen Einrichtungen, mit Anordnungen seines Besitzthums beschäftigt, und wartete die Gestaltung der allgemeinen und persönlichen Verhältnisse mißmuthig ab. Der Graf von Solms-Laubach reiste ab und zu, er hatte sein Verhältniß in Darmstadt

zu ordnen, die Sache der andern Mediatisirten mitzuberathen, in Frankfurt mit Stein und Humboldt zu verkehren, daheim in Laubach alles so zu stellen, damit er sich ganz dem hohen von ihm übernommenen Verwaltungsamt in Köln widmen könnte. Wegen seiner Geschäfte mit Preußen erschien auch der General Graf von Pappenheim, und mir war es eine Freude, den biedern deutschen Ritter hier wiederzusehen. Den hessendarmstädtischen Geheimen Rath von Leykam, des gewesenen Großherzogs von Frankfurt gewesenen Minister von Eberstein, den Grafen Georg von Waldeck, der von seinen Standesgenossen den Mediatisirten beauftragt war, den russischen Staatsrath von Faber, den badischen Staatsrath Klüber, und andere politische Personen sah man aufmerken und sich umthun, mehr noch als man sah, mochte man ihnen zuschreiben. Zum künftigen Bundestage waren schon der luxemburgische Gesandte Freiherr von Gagern, der badische Gesandte Freiherr von Berstett nebst dem ihn begleitenden Freiherrn von Blittersdorf, die Senatoren Smidt und Gries von Bremen und Hamburg auf dem Platz, auch für kurze Zeit der Freiherr von Albini, der den österreichischen Vorsitz am Bunde zu führen bestimmt war, aber bald erkrankte und starb; ihn ersetzte der Graf von Buol-Schauenstein. Für die preußische Gesandtschaft war der Geheime Rath von Hänlein im Vorschlag, und er kam von Kassel, um sich den Boden vorläufig anzusehen; doch sprach man auch noch von Stein und von dem ihm beizugebenden Geheimen Staatsrath von Küster. Einer der Frühsten hatte sich der französische Gesandte Graf Reinhard eingefunden, der beim Bundestage beglaubigt werden sollte, und es jetzt

schon bei der freien Stadt Frankfurt war; er hatte gewiß einen schwierigen Stand, — am deutschen Bundestage, noch ehe er selber fertig, schon im voraus ein Franzose, das weckte schlimme Gedanken, um so schlimmer, da der Franzose diesmal sogar ein Deutscher war, dem man allgemein mißtraute! Reinhard benahm sich daher mit großer Vorsicht, ruhig und schweigsam, auch bei Custine's, denen er sonst überaus freundlich entgegenkam, und hielt sich so steif und übergrade, daß mehr als je das von Talleyrand über ihn gesprochene Wort wahr erschien: „Il se tient si droit qu'il passe la perpendiculaire.“ Man versichert, er habe nach Paris meisterhafte Berichte gesandt, in Gehalt und Form die besten, welche dort überhaupt eingingen; er hatte in seiner deutschen gelehrten Bildung allerdings vieles voraus, was der scharfen und sichern Auffassung zu gute kam. Man gab ihm anfangs manches Gehässige schuld, insbesondere gegen Personen, die ihm andre Gesinnungen und Verhältnisse gekannt, als er jetzt aufzeigte; doch bestand solcher üble Verdacht nicht lange, und später gab seinem Karakter jederman in Frankfurt das beste Zeugniß; auch sein Umgang wurde als geistvoll und liebenswürdig anerkannt, sofern nicht das Unwesen der Politik ihn befangen und schweigsam machte.

Ich kann nicht sagen, daß das halb müssige halb thätige, zum Theil wichtige, doch mehr noch wichtigthuende Getreibe dieser diplomatischen, sachwalterischen, geldgeschäftigen Welt ein besonders erfreuender Anblick war. Auch nahm ich gern die Gelegenheit, ihm zeitenweise zu entgehen. Mit Tettenborn, der von Mannheim kam, traf ich in Mainz verabredet zusammen, und

wir fuhren nach Koblenz, um Gneisenau zu besuchen, der dort noch den Oberbefehl führte, aber schon von Listen und Ränken umschlichen war, die ihn bald von dort entfernten. Ich brachte Rahel nach Mannheim, wo wir bei Tettenborn einige Zeit in eben so traulicher als glanzvoller Gastfreundschaft lebten. Im südlichen Deutschland war große Gährung, Würtemberg hatte eine ständische Verfassung, in deren unbefriedigenden Formen aber nur die widerstreitendsten Ansprüche sich hin und her zerrten. In Baden war eine Verfassung kürzlich versprochen worden. Vorzüglich regte sich der Adel und machte den Regierungen zu schaffen; die mediatisirten Fürsten und Grafen der verschiedenen Länder standen vereint, ihnen konnte zufolge ihrer Bedeutung und begründeten Ansprüche wohl gelingen, als ein eigenthümlich politischer Stand sich zu behaupten, allein es fehlte der schöpferische Geist, der die Einzelvortheile mit dem Gesammtvortheil der Nation lebendig zu verknüpfen gewußt hätte. Die ehemals reichsunmittelbare Ritterschaft schloß sich der Bewegung an, der Landadel wollte nicht zurückbleiben. In Mannheim fanden wir alles in Grimm und Bestürzung, weil eben die badische Regierung eine Adelseingabe schnöde beantwortet, und mehrere Unterzeichner derselben ihrer Staatsämter oder Hofehren ohne weiters entlassen hatte, wobei noch bitter darauf hingewiesen wurde, daß was schon den Reichsrittern nicht zieme, noch weniger den pfälzischen Vogtsjunkern geziemen könne. Ich sah in Mannheim viel den alten holländischen Admiral von Kinkel, der als niederländischer Gesandter in Karlsruhe beglaubigt war, allein seinen Wohnort in Mannheim behalten durfte. Dieser in wich-

tigen Verhandlungen einst vielgebrauchte, auch in Malmesbury's Denkwürdigkeiten oft genannte altholländische Diplomat ergötzte sich nur an dem Flackerfeuer, das er insgeheim schürte und verlachte, und erzählte mir dagegen mit Ernst und Eifer die großen Dinge, bei denen er früher mit thätig gewesen. Ein dem würtembergischen Präsidenten von Wangenheim widerfahrenes Mißgeschick ließ uns auch diesen geistreichen Staatsmann, der schon mit Ludwig Robert befreundet war, persönlich kennen lernen. Er hatte seinem Könige über die öffentlichen Zustände einen Bericht erstattet, der sich über alles mit Freiheit aussprach, aber deßhalb eben auch geheim bleiben sollte; unerwartet erschien er im Druck und erregte Aufsehen und Geschrei von allen Seiten. Wangenheim reiste nun nach Frankfurt, um sowohl wegen des Druckes Nachforschungen zu machen, als auch das Geschrei zu beschwichtigen, wobei ihm zu Statten kam, den nicht fehlerlosen Abdruck für unrichtig erklären zu dürfen. Ihn begleitete sein Freund Friedrich Rückert, uns als Freimund Reimar in gutem Andenken und hohem Werth.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, wo wir nun im sogenannten Mohrengarten, einer stillen Sackgasse, in nächster Nachbarschaft mit Humboldt und Flemming und gegenüber von Custine's wohnten, fanden wir bald Anlaß zu einem neuen Ausfluge. Vom herrlichsten Wetter gelockt, fuhren wir mit Oelsner zu Barkhaus, wo wir eine Reihe schöner Tage harmlos zubrachten. Auch Custine's unternahmen solche Reisefahrten, wie denn in der gesegneten Rhein- und Maingegend dazu immerdar Reiz und Gelegenheit ist. Man sah sich dann um so ver-

gnügter wieder und hatte frische Ausbeute zu geben und zu empfangen. Unvermuthet eröffneten sich für Rahel die günstigsten Anerbietungen zu größeren Reisen, nach dem Haag, wo sie ihre Schwester zu besuchen wünschte, und nach Karlsbad, dessen Brunnen ihr angerathen war, und wo sie mit Custine's, die ebenfalls dahin wollten, wieder zusammen gewesen wäre; allein beide Plane zerschlugen sich, und im Grunde war es Raheln lieb, mich in dem Unmuthe des Abwartens nicht allein zurücklassen zu dürfen.

In der That, das Frühjahr schritt vor, und die mir von Berlin wiederholt als nah verkündigten Ausfertigungen für meine Bestimmung nach Karlsruhe ließen noch immer auf sich warten. Ich wußte wohl, daß noch stets in den diplomatischen Stellen allerlei Wechsel beliebt wurden, daß nun der geheime Staatsrath von Küster als Gesandter nach Stuttgart, Gruner als solcher nach der Schweiz bestimmt sei, und daß auch Bewerber um den mir bestimmten Posten nicht fehlten, allein ich wurde versichert, es stehe fest, daß ich nächstens denselben antreten solle. Hier war nun nichts übrig, als sich auf weiteres Warten ruhig einzurichten. Sah ich doch ebenso den Bundestag verzögern, und mehr oder minder alle Staatsgeschäfte, sie mochten Namen haben wie sie wollten! Jedoch war es mir unerträglich, eine ganze Zeitstrecke vor mir liegen zu sehen, die dem Müßiggang anheimfallen sollte. Die Briefe und etwanigen Bemerkungen, welche der Tag erforderte und gab, konnte ich nicht als Arbeit rechnen. Ich entschloß mich daher, die nächsten Monate einer Aufgabe zu widmen, an welche ich schon früh gedacht hatte; dies war eine Geschichte des

Wiener Kongresses, hauptsächlich in Bezug auf Deutschland, und ich eilte mein Vorhaben anzukündigen, um die mir von manchen Seiten zugesagten Hülfsmittel um so entschiedner einfordern zu können. Ich war dabei willens, den Entwicklungen der Wiener Ergebnisse kühn vorzugreifen und künftige Gestaltungen anzudeuten, wie ich es schon in Betreff des noch ungebornen Bundestages versucht hatte; die Gefahr und Mißlichkeit hiebei für den Autor brachte ich freilich nicht in Anschlag. Merkwürdig dürfte es aber noch heute sein, das wieder anzusehen, was man vor dreißig Jahren in deutschen Blättern las.

Diese brachten nämlich unter dem 4. April 1816 folgenden Aufsatz: „Schon so oft war von der Einheit Deutschlands in unserer Zeit die Rede, unter so mannigfachen Bedeutungen hat dieser Ruf sich erneuert, und in so abwechselnden Gestalten fortgewunden, daß es wohl einmal der Mühe verlohnte, dasjenige zu untersuchen, was mit diesem Ausdruck „Deutschlands Einheit" Mögliches gemeint sein kann. Am weitverbreitetsten war wohl die Vorstellung einer solchen Einheit durch ein, über alle deutschen Staaten waltendes Kaiserthum, dem eine Reichsverfassung, wie die ehemalige, mit zeitgemäßen Abänderungen, zum Grunde läge; der Mensch greift so gern nach dem Alten, Bekannten, wenn es ihm nur nicht mit aller Gewalt gehindert wird! Die deutsche Gutmüthigkeit hatte auf diese Weise die Lösung der Aufgabe am eifrigsten und vertrauenvollsten in demjenigen gesucht, was die Stellung der inzwischen entwickelten Staatsansichten bereits verworfen und unmöglich

gemacht hatte! Der Wiener Kongreß fertigte diese Hoffnungen durch seine ersten Verhandlungen ab. Eine andre Vorstellung der Einheit Deutschlands trugen die Männer im Kopf, die im Jahre 1813, als sie durch den heldenmüthigen Aufstand der Deutschen den fremden Unterdrücker vernichtet und den Rheinbund zerstört sahen, die Stiftung eines oder doch nur zweier großen Herrscher-Reiche für möglich hielten, die alsdann alle deutschen Länder auf gleiche Weise umfaßt hätten; aber diese Ansicht, der man eine gewisse Kraft nicht absprechen, aber zugleich eine jakobinische Richtung Schuld geben wollte, fand keinen äußern Nachdruck, und die feurige Thatkraft, die etwas schaffen will, hatte sich hier getäuscht, wie dort die gelassene Gutmüthigkeit. Aber der Ruf nach Einheit hörte darum nicht auf, ein unvertilgbares Gefühl der Nothwendigkeit sprach in den Meisten für diesen Zweck, und über das Bedürfniß eines festern Bandes für das ganze große Volk ließ kein Aufrichtiger sich täuschen. Wie aber nun? Keine der beiden vorhergehenden Meinungen konnte durchdringen: wollt ihr in jener mit fruchtlosen und leeren Bitten fortfahren und euch lächerlich machen? oder wollt ihr diese mit heimlichen Anschlägen und Ränken durchzusetzen hoffen, und mit straflichen Versuchen die Länder in's Unglück stürzen? So fragen, allerdings mit einigem Rechte, die Gemäßigten, die, ihrer Ergebung in alles Vorhandene sich bewußt und froh, nur zu leicht der eitlen Furcht Raum geben, daß hinter jedem Wunsche und jedem Gedanken nach etwas Besserem gleich ein Jakobiner versteckt liegen möchte, und die daher überall nur Gefahr und Umsturz

wähnen. Die Völker haben wahrhaftig nirgends große Lust zu Revolutionen, man muß sie auf's äußerste dazu zwingen, ehe sie daran wollen; das hat man an den Spaniern, an den Deutschen gesehen, für die grade die Energie eines Napoleon erforderlich war, um sie auf's äußerste zu bringen, und die sich von etwas schwächern als er in Gottesnamen noch lange hätten unterdrücken lassen. Aber Gesetzlosigkeit führt nothwendig früher oder später zu Zerrüttungen, und diesen vorzubeugen giebt es kein besseres Mittel als gesetzliche Kraft. Wir wollen daher sehen, ob nicht auch dieser Trieb nach Einheit, der in Deutschland nun einmal gewaltig da ist, und den zu unterdrücken nicht mehr möglich ist, — es müßte denn sein, wie man Wasser stauet, um ihm die Kraft zu geben, die es noch nicht hatte, — ob nicht auch diesem Triebe durch gesetzliche Verfassung zum Heil und Glück des Ganzen geholfen und genügt werden kann. Auch der Wiener Kongreß hatte ja die Richtigkeit dieses Triebes der Deutschen nach Einheit dadurch anerkannt, daß er sie so viel ihm möglich war darstellte, und durch die Bundesakte eine weite Möglichkeit zu Bestimmungen offen hielt, über die sogleich noch nicht abzusprechen war. Nun sieht aber jeder auf den ersten Blick ein, daß das Band, welches die Bundesakte noch zur Zeit um die Deutschen schlingt, nicht an den rechten Stellen angelegt ist und ganz der Willkür überlassen bleibt, indem nicht nur die großen Mächte kaum davon umwunden scheinen, sondern auch die kleinsten durch nichts gehindert sind, ihm zu entschlüpfen, sobald sie nur irgend wollen. Die Bildner des Bundes haben auch wohl gefühlt, daß das

Band, wenn es allein durch die Regierungen geschlungen bliebe, nur lose aufliegen und keine Nationaleinheit, sondern bloß ein gewöhnliches diplomatisches Bündniß, wie in auswärtigen Verhältnissen die Politik zwischen den fremdesten Staaten wohl schließen kann, machen würde; sie haben gefühlt, daß in dem Innern der verbundenen Staaten noch ein andres Bindemittel bestehen müßte, damit nicht bloß in den Regierungen, sondern auch bis in die Unterthanen hinein die Vereinigung lebendig würde. Jederman kennt die Umstände, die bei Abfassung der Bundesakte obwalteten, und wird es daher mit der systematischen Ordnung und Vollständigkeit derselben nicht so genau nehmen; aber der Geist, der den dreizehnten Artikel derselben eingegeben hat, der leuchtet hell und klar in die Zeit. Dieser merkwürdige Artikel, der in der Bundesakte jetzt eine auffallende Erscheinung macht, und mit den übrigen Artikeln so wenig gemein hat, daß er wie aus einem ganz andern System von Grundsätzen herrührend und hierher gleichsam nur verschlagen steht, dieser Artikel zeigt in seiner jetzigen Isolirung gleichwohl das Gebiet von Grundsätzen, aus welchen die durch mehrjährige Bundestage umgestaltete künftige Bundesakte ganz und gar hergeleitet sein wird. Verhehlen wir es denn nur nicht, da doch schon der Keim dieser Erkenntniß durch die höchsten Staatsmänner selbst mit weiser Hand ausgestreut worden, sagen wir es heraus, daß es mit dem deutschen Bunde nicht eher etwas Rechtes werden kann, als bis, wie jetzt die Abgesandten der deutschen Fürsten und freien Städte sich mit den Instruktionen der Regierungen zum Bundestage versammeln, ebenso

auch die Abgeordneten der deutschen Völker, als höchste Reichsstände des gemeinsamen Vaterlandes, mit den Instruktionen der Stände sich zu einem großen Landtage versammeln, und mit jener Versammlung gemeinschaftlich das Vaterland berathen! Wenn dann die Regierungen nicht mehr ein Staatenband zu trennen vermögen, das zugleich ein Volksband ist, und alle Versuche des Auslandes unmittelbar auf die große Körperschaft des gesammten deutschen Volkes treffen, dann werden die Deutschen erst wahrhaft verbunden sein und eine Einheit bilden, die, weit entfernt, wie man bisher fürchten wollte, den jetzigen Fürstenrechten gefährlich zu sein, grade deren sicherste Befestigung werden muß. Der Gedanke, zu dem diplomatischen deutschen Bundestage einen wahrhaft repräsentativen deutschen Landtag zu gesellen, die deutschen Völker als solche zu vereinigen, wie es die Fürsten als solche sein wollten, ist hier zum erstenmal ausgesprochen; seine weitere Auseinandersetzung dürfte nicht schwer sein, und die tausend Fragen, die bei der Verfolgung dieses Gedankens entstehen könnten, würden sich eben so durch die Verfolgung von selbst wieder beseitigen. Diejenigen, welche ihn belächelnd verwerfen, oder gar sich darüber erzürnen zu müssen glauben, mögen die Anschauungen der Gegenwart in's Auge fassen, und mit diesem Auge einen Blick in die Zukunft werfen! Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, sie mögen so ungern wollen wie nur immer, wenn sie sich nur nicht absichtlich täuschen oder Andre blenden wollen, so werden sie dort schwerlich Besseres, wohl aber neben solchem glücklichsten Ziele manche furchtbare Stürme und gräuelhafte

Irrwege erblicken, vor denen unsere späten Jahre die Klugheit der jetzigen mit göttlicher Hülfe bewahren wolle!"

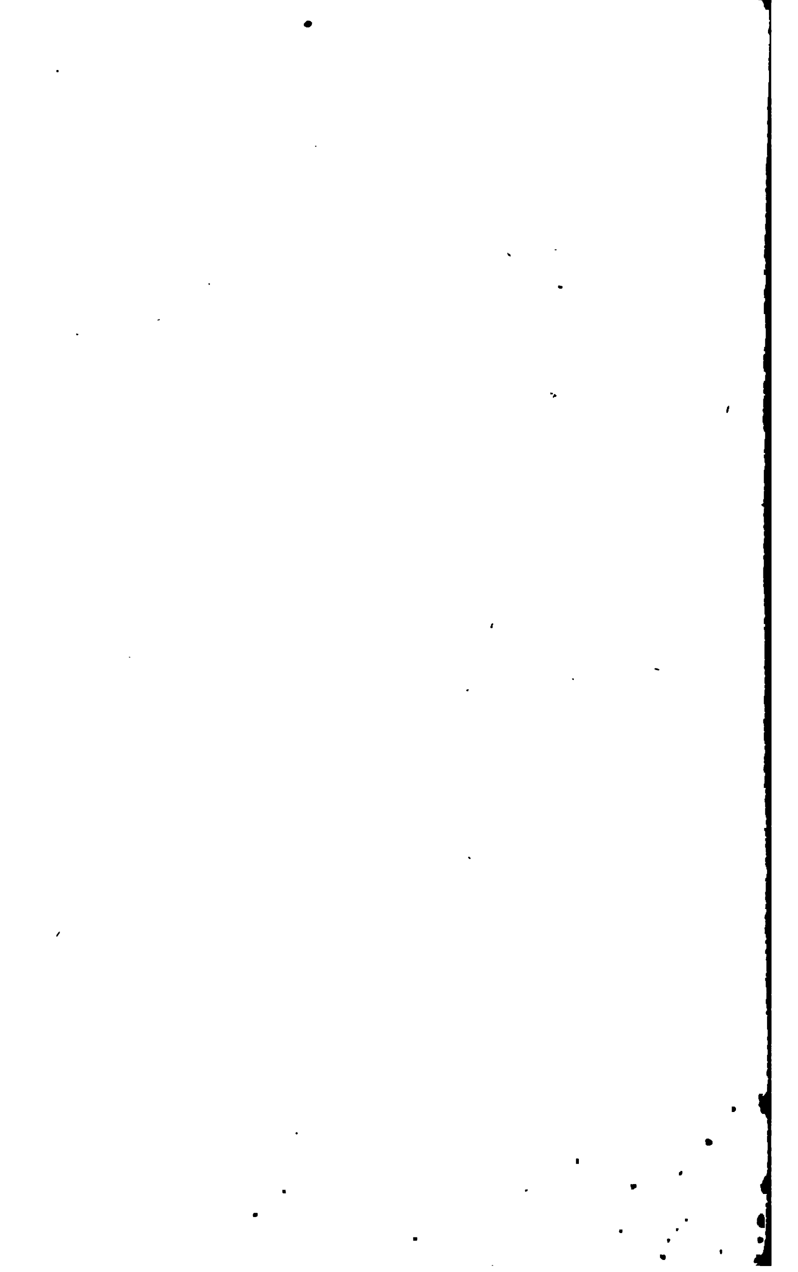
Der hier zuerst ausgesprochene Gedanke eines solchen deutschen Parlaments erregte nicht wenig Aufsehn. Einige Zeitungen rühmten ihn, andre fanden ihn überaus keck und gefährlich. Ein nachmaliger Bundesgesandter faßte die Sache mit kluger Einsicht und berichtete günstig darüber, ein andrer knüpfte daran bedeutende Winke für seinen Hof. Gneisenau gab der Sache vollen Beifall, Humboldt meinte — und hatte wahrlich Recht — bis dahin sei noch ein weiter Weg, und diejenigen, die den Anfang des jetzigen Bundestages sähen, würden den Anfang des verheißenen nicht erleben! Eine in Leipzig 1816 erschienene Schrift „Vom deutschen Nationalsinn" versuchte die weitere Ausführung. Adam Müller merkte Unheimliches und sprach in den Deutschen Staatsanzeigen dawider, auch Gentz berührte die Sache in einem späteren diplomatischen gegen Lindner gerichteten Rundschreiben; Bignon in seinem Buche „Les Cabinets et les Peuples" erwähnt ihrer gleichfalls. Ein durch seine Gesinnung wie durch seine Schicksale die lebhafteste Theilnahme ansprechender Schriftsteller, Wilhelm Schulz, hat — leider zu seinem Schaden — den Gegenstand nachdrücklich aufgenommen, und erst ganz neuerlich erinnert Droysen in seinem trefflichen Werk über die Freiheitskriege, daß schon Justus Möser neben dem fürstlichen Oberhause in Regensburg ein mächtiges Unterhaus gedacht; „Patriotische Phantasieen" aber, wie Justus Möser in seiner Zeit sie aufstellen durfte, werden auch wohl heutiges Tages noch gestattet sein!

Meine beabsichtigten Arbeiten geriethen jedoch bald in's Stocken. Gegen Mitte des Juli trafen die erwarteten Ausfertigungen von Berlin endlich ein, und wir reisten ohne Verzug über Mannheim nach Karlsruhe.

Erzählungen.

Meine beabsichtigten Arbeiten geriethen jedoch bald in's Stocken. Gegen Mitte des Juli trafen die erwarteten Ausfertigungen von Berlin endlich ein, und wir reisten ohne Verzug über Mannheim nach Karlsruhe.

Erzählungen.



Mord der Jugend.

Wahre Geschichte.

Vor geraumer Zeit lebte in Halle ein wunderschönes Kind von sechszehn Jahren, eine Waise, die Vater und Mutter früh verloren hatte, und in dem Hause eines Oheims erzogen wurde, der zugleich als Vormund das ansehnliche Vermögen verwaltete, das ihr von den Eltern war hinterlassen worden. Stella, denn so wollen wir sie nennen, war in lieblicher Unschuld aufgewachsen, ohne in ihrem eingezogenen Leben, das sie mit einem glänzendern kaum vergleichen konnte, irgend eine Entbehrung gefühlt zu haben; in blühender Gesundheit empfing sie mit fröhlichem Gemüthe die leichten Gaben, welche der enge Kreis ihrer Umgebung darbot, und deren Dürftigkeit ihr oft als Fülle erschien. Sie hörte wohl unter den wenigen Mädchen, die ihre Gespielinnen waren, von mancherlei Dingen erzählen, die ihre Neugierde reizten, und ein Verlangen nach der Welt in ihr erweckten, aber der Eindruck war jedesmal nur vorübergehend, und erlosch bald wieder in der gewohnten Stille. Mit unbefangener Aufmerksamkeit konnte sie von ihrem Fenster

herab an Sommertagen die geputzten Damen nach den öffentlichen Lustörtern wandeln sehen, oder an Winterabenden auf das Gerassel der Kutschen horchen, in denen ihre Freundinnen zum Ball fuhren, während sie in friedlicher Ruhe die langen Stunden bei dem finstern Oheim zubrachte. Dieser sann einzig und allein, wie er sein nicht unbeträchtliches Vermögen auf alle Weise vermehren könnte, und keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, wo dies durch Sparsamkeit oder Erwerb geschehen konnte. Als eine solche betrachtete er auch seine Vormundschaft über Stella, deren Vermögen er schon früh seinem eignen Bruder beneidet hatte, und nun als einen glücklichen Fang nicht mehr aus den Händen zu lassen dachte. Jedoch war er nicht ohne Sorge, wie er es anfangen sollte, denn er selbst war zu hoch in Jahren, um sie noch heirathen zu können, einen Sohn hatte er nicht, und im Fall ihres Todes traten ihm andere Erben vor. Indessen hielt er sie von allem Umgange so viel als möglich bei häuslichen Geschäften zurück, hütete alle ihre Schritte durch Aufsicht und Arbeit, und erzog sie in der Meinung, ihr Vermögen erlaube ihr keine freiere und angenehmere Lebensweise. Auf vieles Zureden einiger Bekannten hatte er ihr doch endlich einigen Unterricht in der Musik und im Singen ertheilen lassen, welches ihr die süßeste Erholung von den mancherlei Geschäften des Hauswesens gewährte, womit sie die größte Zeit des Tages zubrachte, indem nur weniges Wichtigere der Oheim seiner eignen Besorgung vorbehalten hatte.

In dieser Einfachheit war gleichwohl des stillen Mädchens Verstand und Sinn nicht unausgebildet geblieben, die angeborne Lebhaftigkeit faßte schnell und ordnete

leicht die wenigen Gegenstände, die in ihre Nähe kamen, aber manche Geschicklichkeit und Sinneswendung lag noch in ihr als schöne Knospe, die der nächste warme Sonnenstrahl öffnen mußte. Ihr klares Bewußtsein verhehlte ihr nicht, daß sie für den Oheim gar keine Liebe empfinde, und er ihrem ganzen Wesen fremd sei, doch blieb sie gleichgültig in der Gewohnheit, ihn als Vorgesetzten anzusehn, dessen Anordnungen sie gehorchen müsse, ohne daß ihr dieses eben sehr schwer gefallen wäre. Ihr Vertrauen zu ihm war daher bloß äußerlich, aber es genügte ihr, und erfüllte sie, weil ihr Inneres mit den stärkern Regungen des Mädchenherzens noch nicht erwacht war. Sie kannte keine Männer, als solche, die wenigstens an Alter ihrem Oheim glichen, und was sie von den Studenten, die ihm zum Maßstabe aller Jünglinge dienten, sah und hörte, war genug, um die natürliche Mädchenscheu zur ängstlichsten Furcht zu steigern. Eines Tages kam sie von einer Freundin aus dem Stift zurück, die krank geworden war, und bei welcher sie deßhalb Nachmittags einen Besuch hatte ablegen dürfen; in reinem weißen Anzuge, einen Strohhut auf dem Kopfe, und die Hände voller Blumen, die ihr dort waren geschenkt worden, trat sie zu dem Oheim in's Zimmer, wo sie aber zu ihrem großen Erschrecken einen jungen Offizier fand, welcher mit einem fragenden Blick auf den Oheim seinen Sitz verließ, ihr entgegenkam, und als sie wegen der vielen Blumen, die sie mühsam mit beiden Händen zusammenhielt, in der Eile die Thür nicht zumachen konnte, ihren vergeblichen Bemühungen zu Hülfe sprang, worüber verwirrt sie einen Theil der hindernden Blumen in seine grade dicht an

ihr vorübereilende Hand drückte, und nun schnell selber die Thür in das Schloß fügte; aber nur noch verlegener stand sie mit gerötheten Wangen da, als der Offizier, dem sie die Blumen darauf wieder abnehmen wollte, sie mit artiger Verbeugung verweigerte, und zugleich einige Worte sagte, von denen sie nur den lieblichen Ton vernahm. Der Oheim zeigte ihr jetzt verdrießlich an, daß ihr Vetter, als welchen er den Offizier vorstellte, zum Mittagessen bleiben würde, und trug ihr auf, die nöthigen Veranstaltungen deßhalb zu treffen. Sie schlüpfte hinaus, froh die Gelegenheit zu finden, sich zu sammeln, und versprach sich fest, nicht wieder so ungeschickt zu sein, denn es verdroß sie, daß der Fremde diese ihr von der kranken Freundin geschenkten Blumen, die sie im Wasser frisch zu erhalten dachte, nun behalten sollte. Gleichwohl konnte sie nicht umhin, die Art und Weise des jungen Mannes angenehm zu finden, und unschuldig genug suchte sie den Grund ihres Wohlgefallens zunächst darin, daß er ja nach des Oheims Aussage mit ihr verwandt sei. Der Offizier wurde Arnold genannt, und stand in sächsischen Diensten, brachte aber einen großen Theil des Jahres in der Nähe von Halle auf einem Gute zu, das eine freundliche Tante, die er einst beerben sollte, ihm gütig schon jetzt übergeben hatte. Auf ihn hatte Stella den lebhaftesten Eindruck gemacht, als er sie vor einiger Zeit unbemerkt in der Kirche gesehn, und er war auf's angenehmste überrascht, sie in dem Hause seines Verwandten wieder zu finden, den er Geschäfte halber besuchen mußte. Sie kam in das Zimmer zurück, aber nicht verschämt mehr und verlegen, sondern mit unbefangenem freien Sinn, der sie nicht

mehr verließ, und sich zu jenem ersten Augenblicke wie die Sonnenhelle eines schönen Tages zu der dämmernden Morgenröthe verhielt. Er redete mit ihr, und die lieblichen klaren Worte, die sie sprach, drangen tief in sein Herz, welches ihm bald sagte, daß er das schönste Kleinod des Lebens, die geliebte Freundin, die es theilen soll, jetzt gefunden habe.

Der edle Sinn, den Stella in jedem unscheinbaren Thun mit holder Lieblichkeit entfaltete, stimmte vollkommen mit Arnold's ganzem Wesen überein, so daß ihm jedes der beiden Gemüther gleichsam nach dem andern erschaffen schien, und was ihm Kenntniß und Bildung auf seiner festen Lebensbahn reichlich zugetheilt hatten, das erblickte er mit frohem Erstaunen in ihr vollkommener aus der Tiefe des schauenden Gefühls erzeugt, das edleren Naturen eigen ist. Nicht allein erhöht und ergänzt fühlte er sich durch dieses jungfräuliche Mädchen in seinem ganzen Wesen, sondern auch hinausquellen sah er die weibliche Fülle über die Grenzlinien seines eigenen Gemüths nach allen Seiten, und sein Innres gleich einer blühenden Insel von schützendem Meer umwallen, in das alle seine Kräfte gleich muthigen Strömen sich weithinaus ergossen. Die schönen Blüthen, die in ihm aufbrachen, die Wogen des Liebemeers, welches sie tränkte, der begeisterte Zweifel, der darauf umherschwankte, und die entzückende Gewißheit, welche diesen immer versenkte, beschäftigten abwechselnd ihn mit seinem eignen Anschaun dergestalt, daß er dem geliebten Gegenstande gegenüber in einer freundlichen Ruhe blieb, und nicht ahnden ließ, was innerlich wie ein heranstürmender Frühling ihn veränderte und erfüllte. Er war von der tiefsten Leiden-

schaft ergriffen, aber frei durfte sie in dem lieblichen Bette, das ihr bereitet war, hinströmen, wo keine entgegenstehende Felsen sie zur Gewalt aufriefen, durch die sie erst fürchterlich wird; keine Ungleichheit des Alters, keine des Standes und Vermögens war bei dieser innern Gleichheit vorhanden, von allen Seiten schien das Glück seine Gaben in voraus hingelegt zu haben, um das schönste klarste Leben, ohne Mühe und Arbeit, ohne Schmerz und Trübsal zu gestatten und fortzubilden. Ueberall wohl und unter jeder Bedingung durfte ein Mann wie Arnold, der mit allen äußern Gütern den hellsten Verstand, das lebhafteste Gefühl und den frischesten Lebensmuth vereinigte, einem heitern, wohlgefügten Leben entgegenblicken: aber jetzt flog es wie ein Schiff im Hauche der Fortuna dahin, und das berauschendste Glück, der seligste Zustand, die vollkommenste Erfüllung sterblicher Wünsche lag wie ein entzückendes Land vor ihm eröffnet; und wirklich war die Anlage zum Glück diesmal zu groß, als daß sie ganz hätte zerstört werden können, aber eine feindliche Hand wußte Gift hinein zu mischen, das, wenn auch nicht tödten, doch der schönen blühenden Gestaltung langwierige, die Blüthe verzehrende Krankheit zuzuwenden vermochte!

In Stella's Innrem blieb es ruhig und still, denn nichts Ungewohntes ging darin vor, die heitere, thätige Liebe, deren Dasein die frühesten Tage der Jungfrau in heiligem Dunkel erfüllt, wurde lebhafter und freier, aber ohne von Stürmen aufgeregt zu sein, vielmehr schien die aufwachsende Leidenschaft zu dem lieben Manne nur der freigelassene Grundtrieb ihres ganzen Wesens und ihrer schon verlebten Tage zu sein, ungleich darin der

Liebe des Mannes, die von der Gewalt des Reizes gefordert siegtrunken und plötzlich in das Leben eintritt. Sie sah in dem wohlgebildeten, trefflichen Manne einen schönen Gast, den man begehren muß wie die Wiederkehr des Frühlings, die wohl das Schönste und Lebendigste ist, was dem Menschen außerhalb des menschlichen Kreises zu Theil werden kann, aber doch Lebensfülle genug den andern Zeiten überläßt, um nicht gänzlich in ihnen zu vertrauern. So lebte sie in der Gegenwart des flüchtigsten Augenblicks, der durch ein Wort, eine Bewegung Arnold's erleuchtet war, heiter und fröhlich fort, wie in der Zeit, die ihr eignes Thun ausfüllte, und nur langsam stieg ihre Liebe in flammendere Regungen auf.

Der Oheim war zu sehr beschäftigt mit den Vorschlägen, die ihm Arnold's Tante wegen gewisser Güter hatte machen lassen, als daß er das innige Zusammensein, das sich im Stillen unter den Beiden gebildet hatte, hätte bemerken können, und überdies gefiel ihm Arnold's ernsthafte Führung des Geschäfts und sein verständiges Wesen so sehr, daß er ihm endlich sogar erlaubte, was früher nie geschehen war, Stella'n eines schönen Tages auf den Jägerberg zu führen, wo mehrmals in der Woche sich die gewählteste Gesellschaft von Halle zu versammeln pflegte. Vergnügt ging Stella neben dem geliebten Begleiter, der ihren Arm fest an sich gedrückt hielt, und mit inniger Rührung zusah, wie sich ihr unschuldiges Herz immer mehr eröffnete, und dabei besonders die Ueberraschung lieben mußte, mit der sie oft über ihre eignen Worte verwundert war, die ihr selber unerwartet dunkle Schleier vor den Augen weg-

hoben. Mit Entzücken erkannte er deutlich, daß noch keine Liebesneigung diesem frischen Gemüthe Freude oder Schmerz bereitet habe, und er schwelgte in der Gewißheit, daß seiner heftigen Leidenschaft gelingen müsse, die reiche, mächtige Säule ihrer Liebe, die jetzt noch in sich beruhigt grad aufrecht in ihrem Busen stand, seinem Herzen entgegen zu neigen, ein schönes Bild des Eingangs in die Wonnegefilde der Vereinigung, die solchergestalt bestehn macht, was einzeln fallen müßte. Seitwärts gegenüber den Trümmern der alten Moritzburg, tief unten an dem schönen, getheilten Fluß, über welchen hinaus die Blicke sich in weite sonnenbeschienene Felder und Wiesen verloren, standen Arnold und Stella lange Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschieden in Betrachtung der schönen Natur, worüber ihr Gespräch ausgegangen war. Aber lange schon hing Arnold's gerührter Blick an dem herrlichen Antlitze Stella's, die sehr ernst mit gesenkten Blicken in der fernen Gegend schweifte, und selber das Auge und die Blume der ganzen Landschaft zu sein schien. Dichtes, schwarzes Haar wölbte sich zu beiden Seiten zurückgeschlagen um die kleine Stirn, lange Augenwimpern blitzten über dem tiefen Auge auf und ab wie ein schattiges Gitter, und der dunkelrothe Mund schien gleich einer Knospe aus zarten Träumen zu erblühen. Jetzt kehrten ihre Blicke zurück aus der Ferne, von einem ängstlichen Gefühl gerufen, das in feingewebten Naturen durch dauerndes Anschaun von fremden Augen unruhig zu entstehn pflegt, und fielen auf den Freund, den sie fand, wie er sie innig und unverwandt betrachtete. Und ihr herrliches, von der göttlichen Natur noch erfülltes Antlitz überwältigte den

Liebenden dergestalt, daß er sie mit den Worten: Stella, meine Stella, ich liebe dich! feurig umfaßte, und ihren Mund mit Küssen bedeckte. Sie drückte den geliebten Freund an sich, und versagte nicht ihre Lippen den seinigen; Thränen entstürzten ihren Augen, und sie wußte nicht, warum sie weinte.

Doch bald weckten Stimmen in ihrer Nähe sie aus der süßen Vergessenheit, und mit Seligkeit im Herzen trafen sie bei der Gesellschaft wieder ein, wo der indeß nachgekommene Oheim schon ängstlich sie gesucht hatte. Unter Musik und Tanz verging schnell der noch übrige Theil des Tages, und Arnold trennte sich spät mit dem festen Vorsatze von Stella, am andern Tage sogleich ihr alles zu sagen, was er ungern und doch mit inniger Lust heute noch in seiner Brust verschließen mußte. Kein Hinderniß schien seiner Absicht, förmlich um sie anzuhalten, in den Weg treten zu können. Wie erschrak er daher, als er zu Hause unerwartet Briefe vorfand, die ihn ungesäumt auf's eiligste nach Dresden riefen! Sie konnten jedoch der Ausführung seines Entschlusses keinen Aufschub, sondern nur Beschleunigung geben, und am andern Morgen, da schon lange der Wagen aufgepackt vor seiner Thür hielt, eilte er zu Stella, um mit dem Abschied auch die gewisse Hoffnung mitzunehmen, daß ihre Hand ihn beglücken werde. Sie war schon ausgegangen, um im Stift die kranke Freundin zu besuchen, die schlimmer geworden war und sie hatte rufen lassen. Betäubt durch diese Nachricht ging Arnold zu dem Oheim auf's Zimmer, um wenigstens mit diesem zu reden, und ihm sein Verlangen zu eröffnen; allein er fand ihn sehr verdrießlich, und machte

ihn durch die Ankündigung seiner unerwarteten Abreise ganz bestürzt, so daß nun an gar kein vertrauliches Wort mehr zu denken war, sondern der eigennützige Geschäftsmann nur eilte, sich in dem gemeinsamen Geschäft noch schnell gewisse Vortheile auszumachen, die Arnold, um nur auf das zu kommen, was ihm einzig am Herzen lag, mit Unwillen ihm alle zugestand. Aber als der Alte nicht aufhören konnte, von den widerwärtigsten Dingen zu reden, zu immer kleinlicheren Einzelheiten überging, und Forderung auf Forderung häufte, vermochte jener zuletzt nicht mehr das innere Feuer, das ihn belebte, in so schlechtem Augenblick der rohen Berührung dieser Gemeinheit auszusetzen, und ohne ein Wort von seiner Liebe gesprochen zu haben, nachdem er jedoch tausend Grüße für Stella zurückgelassen, verließ er in Eile das Haus und die Stadt, schon halb getröstet für die verfehlte Stunde durch die feste Hoffnung, nach kurzer Zeit zurückzukommen, und beschäftigt mit dem freundlichen Gedanken an die Briefe, die er von dem ersten Ruhorte an seine Geliebte und an den Oheim schreiben wollte, und zum Theil in seiner Einbildung schon abfaßte.

Betrübt über die Verschlimmerung ihrer Freundin, an deren Aufkommen man gänzlich verzweifelte, kam Stella nach Hause, wo die traurige Nachricht von Arnold's plötzlicher Abreise sie dergestalt überraschte, daß sie in Strömen von Thränen ihr armes Herz erleichtern mußte. Vergebens fragte sie nach seinem Abschiede, was er gesprochen, und ob er wiederkommen werde: der finstere Alte verwies sie zuletzt ungehalten an ihre häusliche Arbeit, und sie konnte nichts von dem Geliebten

erfahren, der ihr so grausam verschwunden war. Von diesem Augenblick feindseligen Auseinanderreißens der jungen Liebe fand Stella nie wieder die vorige friedliche Ruhe, und indem das kindliche Spiel unschuldiger Träume von dem ringenden Herzen Abschied nahm, verwandelte sich bald ihre leichte und fröhliche Natur in eine schwermüthige und dunkle Traurigkeit. Das Haus des Oheims wurde ihr ein ängstlicher Aufenthalt, er selbst erschien ihr wie ein böses Gespenst, vor dem jede Lieblichkeit erstarb, und in unendlicher Oede, wo nichts ihr vertraut, nichts heimlich war, glaubte sie untergehn zu müssen. Ihre Freundinnen selbst schienen abwärts gestiegen, und konnten von ihrem neuen Wesen nichts verstehen, das geistig vorgerückte Leben hatte zwischen diese und Stella eine Trennung geworfen, als wäre sie ein Kind von höherm Stande, das lange mit den andern vertraulich gespielt hat, aber bei zunehmendem Alter plötzlich in die Bedeutung seines Ranges gehoben wird, und jene nicht mehr kennen soll. So verbrachte sie eine geraume Zeit allein und trostlos, und mit jedem Tage verschwand ein Theil ihrer Hoffnung, die zuletzt ganz erlosch, als sogar in den Briefen, die der Alte erhielt, keine Zeile für sie stand, und endlich auch diese aufhörten, weil die Geschäfte, wie jener sagte, abgethan waren. O hätte die Arme gewußt, was diese Briefe enthielten, ein ganzes Leben wäre dem Glücke gerettet worden. Vergessen von ihm, fühlte sich das tief getroffene Herz, das gleichwohl nicht aufhörte ihn liebevoll zu entschuldigen, wie aus der Welt verloren, und die Schwermuth wühlte sich immer tiefer in das zerrissene Gemüth, das in der zweifelvollen Verwirrung von frohen Hoff-

nungen gleicherweise verwundet wurde wie von feindseligen Ahndungen.

Oft hatte Stella den Vorsatz gefaßt, an Arnold zu schreiben, ihm zu sagen, was sie leide, ihn zu fragen, warum er nicht wiederkomme, und oft standen schon einige Zeilen auf dem weißen Blatt; aber dann entsank ihr plötzlich wieder aller Muth, und überkam sie die entsetzliche Verzweiflung, daß er über ihre mit Thränen benetzten Worte vielleicht spotten, und der Thorheit lachen werde, mit der sie sein flüchtiges Wohlgefallen als eine ernste Liebe aufgenommen habe, so daß sie zitternd und zagend mit gemartertem Herzen jedesmal von dem Versuche wieder abstand, zu dem sie ein durch alle Zweifel nicht zerstörbares Vertrauen immer auf's neue hinzog.

Eines Abends trat sie an das Fenster, um es zu öffnen und den Himmel zu betrachten, der von der untergehenden Sonne mit den herrlichsten Farben geschmückt war, und wie sie sich vorlehnte, und den Vorhang ein wenig zurückschob, fiel ihr auf einmal ein Blumenglas in die Augen, welches seit jenem Tage, da sie Arnold zum erstenmal gesehn und mit einem Theil der Blumen unwillkürlich beschenkt hatte, unbemerkt hinter dem Vorhang in der Ecke des Fensters mit den übrigen Blumen stehen geblieben war. Sie erinnerte sich augenblicklich, welche Blumen diese seien, und ein tiefer Schreck durchbebte lähmend ihre Brust. Das Glas war trocken, die Blumen häßlich zusammengeschrumpft, und fielen beim Berühren knisternd in Staub. „O unglückselige Blumen, rief sie aus, müßt ihr, die ihr in eurem freudigen Blühen mir bedeutende Zeichen waret, nun verwelkt noch bedeutender zu mir reden? Ja, wie ihr hat mein

Herz geblüht, und zu gleicher Zeit nun ist es verwelkt mit euch, ach einsam verwelkt in stiller Oede, und seufzte vergebens zum Himmel um frischen Thau, wie auch eure leise Stimme nicht durch die dunkeln Wolken drang! Es ist vorbei jetzt mit euch und mir!" — Und somit nahm sie weinend die Blumen, trug sie mit niedergesenkter, abgewandter Hand hinaus, und verbrannte sie auf dem flammenden Herde.

Vergebens suchte sie nach und nach die alte Ruhe wieder zu gewinnen, in deren Stille sie einst so kindlich gelebt hatte. Mit jedem Tage wurde das Haus ihr mehr zuwider, freie Luft und Zerstreuung unter Menschen mehr zum Bedürfniß; mehr als je dankte sie es ihren Gespielinnen, wenn diese sie zum Spazirengehn abholten, und aus diesem Grunde auch freute sie sich der Anwesenheit eines Mannes, der seit kurzem aus Berlin den Oheim zu besuchen gekommen war, und als Hausgenosse diesen mit in seine Lebensart zu ziehen wußte, so daß Stella durch ihn fast täglich in die freie Natur und in Gesellschaft kam, oftmals auch auf den Jägerberg, wo ihr zumeist wohl war und weh. Dieser Freund war ein preußischer Geheimrath, von mittlerm Alter, ein geborner Berliner, der eine Art dortiger Liebenswürdigkeit zur Schau trug, immerfort behaglich und leichtfertig war, und in der Gesellschaft für einen galanten, angenehmen Mann galt. Nach seinen Grundsätzen war eine gewisse Klugheit die höchste Lebensgabe, die ihn ein üppiges Leben wünschen und zugleich die Mittel finden ließ, es zu führen. Sein Betragen gefiel Stella'n keineswegs, und am wenigsten seine Art mit Frauen zu scherzen, ja es bedurfte seinerseits nur einer fortgesetzten Bewerbung bei

ihr, um ihr durchaus zum Abscheu zu werden, allein er hatte gleich beim ersten Versuche gemerkt, was er damit ausrichte, und blieb daher gegen sie in einer gleichgültigen, gefälligen Laune, und so ertrug sie seine Gesellschaft um so leichter, da sie ihr den Vortheil verschaffte, freier in ihrer sonst so düsteren Umgebung aufathmen zu können. Ach, man weiß nicht, was ein armes Mädchen oft zu leiden hat durch die geringe Beweglichkeit, die unsre Sitte den Frauen gestattet, und welch ein wichtiges, belebendes, wohlthätiges Ereigniß oft ein bloßes Ausgehn ist, das von dem guten Willen Anderer, oder vom Zufall, abhängt, während das sehnsüchtige Gemüth im engen Kerker verschmachtet, zu dem grade dem häuslichsten Sinne das Haus endlich werden kann!

Bei diesem Betragen des Geheimraths mußte es ihr um so unerwarteter sein, als dieser plötzlich ihr seine Liebe erklärte, und die Absicht eröffnete, daß er sie heirathen wolle, wozu er schon die Einwilligung ihres Oheims und Vormunds erhalten habe. Sie erschrak heftig, und rathlos und hülflos sah sie einem Kampfe sich ausgesetzt, den sie mit ihrer dringendsten Weigerung, wie sie wohl wußte, nur schwach bestehn konnte. Als sie zuerst wagte, diese bestimmt auszusprechen, brach der Oheim in so fürchterlichen Zorn aus, daß es schien, als würde er den Vorwürfen und Schmähungen, die er gegen sie ausstieß, noch Mißhandlungen hinzufügen, und der Geheimrath selber sich ihrer annehmen und sie beschützen mußte. In tausend Thränen brachte sie die Nächte schlaflos zu, und rang in der tiefsten Verzweiflung, die sie am Tage kaum in leisen Seufzern ausstoßen durfte. Der Geheimrath bemühte sich sie zu trösten, und

indem er sich ihr zu nähern suchte, verschonte er sie klug mit aller Zärtlichkeit, die ihr zuwider war, und die sie hätte erinnern können, welchem Verhältnisse mit ihm sie entgegensehe; seine gleichgültige Kälte machte ihn erträglich, und, indem er hierauf vertraute, gab er die Hoffnung nicht auf, noch endlich auch Stella's Wohlwollen zu erlangen.

Indessen da sich alles in die Länge schien ziehen zu wollen, so machte er eine Reise nach Berlin, und überließ dem Oheim allein die Sorge, das unglückliche Schlachtopfer an die Schwelle des Verderbens zu drängen, und er wußte wohl, welche dringende Gründe dieser hatte, mehr als einer zu wünschen, daß diese Heirath zu Stande käme. Seit Arnold's Abreise waren fünf Monate verflossen, und auch der letzte Funken von Hoffnung auf seine Wiederkehr erloschen, auch wehrte sich Stella gegen das, was man mit ihr vorhatte, nicht deßhalb, weil sie noch auf Arnold hoffte, denn sie hatte ihm längst entsagt, sondern um sein Andenken, und das Andenken dessen, was in ihr vorgegangen war und so schön und licht vor ihrer Seele stand, für ihr eignes Bewußtsein nicht zu schmähen und zu verlieren. Allein der grausame Mensch, der Vaterstelle bei ihr vertrat, verzweifelte keinen Augenblick, sie zu dem zurückzuführen, was er ihre Pflicht nannte, und wandte alle Mittel an, die ihm zu Gebote standen. Eine fortgesetzte Kette von Leiden zog er durch jeden Augenblick ihres geängsteten Lebens, und wußte mit so teuflischer Geschicklichkeit Drohungen, Bitten, Gewalt, Zanken und Weinen zu dem Einen Zweck anzuwenden, daß endlich Stella, betäubt, ermattet, von Qualen aller Art zerrissen, krank und elend, in der

Rückkehr des Geheimraths eine Art Erlösung erblicken mußte, und die traurige Entschließung faßte, ihr verlorenes Leben in der freudelosen Wüste einer gleichgültigen Ehe fortzuschleppen.

In kurzem ward sie des Geheimraths Gemahlin. So haben wir oft die sinnvollsten, gefühlreichsten und verständigsten Mädchen, die ganz Anderes von sich erwarten ließen, und in früheren Tagen Ahndungen wahrhafter Liebe und Heiligkeit offenbarten, mit unbegreiflichem Wahnsinn, der die Gestalt edler Vernünftigkeit führt, sich in den dunkeln Abgrund einer Ehe stürzen sehn, deren Niedrigkeit sie hätte empören müssen, wenn nicht jener Wahnsinn ihre ganze Natur beherrscht, und aus dem Zauberschlafe erst dann losgelassen hätte, wenn die Rückkehr unmöglich geworden war. Und wahrhaftig! Unkunde und Unerfahrenheit allein erzeugen jenen Wahnsinn, der weder der Einsicht noch der Ueberredung Anderer weicht, sondern nur dem aufdringlichen, nie weichenden und das innerste Herz durchbohrenden Beispiel älterer Schwestern, die ihr geworfenes Loos mit unversiegbaren Thränen beweinen, bis Eitelkeit, Leichtsinn oder Alter das zartere Gefühl getödtet, und das Bewußtsein mit selbstgesponnenen Lügen umstrickt haben.

Stella kam nach Berlin, in die herrliche Königsstadt, die durch eine freundliche Zusammenstimmung des Einzelnen zum Ganzen einen eigenthümlichen Reiz besitzt, der sie würdig macht, auch mit denjenigen Hauptstädten, denen sie im Einzelnen an Reichthum, Größe und Pracht nachstehn muß, dennoch im Ganzen zu wetteifern. Das große gebildete Leben in den vornehmen Gesellschaften, das lebhafte Ineinanderwirken aller Stände, der allge-

mein verbreitete Sinn für Kunst, welcher Berlin vor andern Städten auszeichnet, weckte nach und nach bei seiner stets wiederholten Wirkung Stella's Gemüth aus der Betäubung, in welche es die demüthige Wendung ihres Schicksals versenkt hatte, und es war bald sichtbar, daß sie mit großen Anforderungen an die Welt und mit heller Lebensfrische geboren war. Die Neigung des Geheimraths brachte sie bald in die vorzüglichsten Bekanntschaften, die ihrem Stande und Vermögen angemessen waren, und unmerklich sah sie sich in das größte Gewirr hineingezogen, ohne es gewollt zu haben, und war genöthigt, die mancherlei Feste, die man ihr zu Ehren veranlaßt hatte, auf eine glänzende Weise zu erwiedern. Die Beschäftigungen, die ein ausgebreiteter Gesellschaftskreis auferlegt, sind zu reizend und zu nahe aufdringlich, als daß große Reihen anderer stillerer Vorstellungen daneben bestehn könnten, und so pflegt das zarte Gefühl, dem es Bedürfniß ist mit inniger Seele in tiefe Andacht und Besinnung hinabzutauchen, bei den schwächern Weltmenschen, die mehr fortgerissen werden als selber mitthätig das Leben fortbilden, aus Mangel an Sammlung bald zu ersterben, bis etwan ein heftiger Unglückstag ihm ein neues, dann schmerzliches Dasein verleihen will. Diesem Loose mußte auch Stella gewissermaßen erliegen, um so mehr, da jede Schmerzlichkeit im Gemüth eine leere Ermattung zurückläßt, aus der bald ein neues frisches Verlangen nach den Dingen der Welt aufzusteigen pflegt.

Ihre Schönheit zog die ausgezeichnetsten Männer zu ihr hin; und die Gesellschaft, die sich bei ihr zu versammeln anfing, gehörte bald durch die Auswahl der

Personen, und den geschmackvollen Aufwand, mit dem sie bewirthet wurden, zu den angenehmsten und glänzendsten der Hauptstadt. Stella hatte kaum eine Weile unter diesen neuen Gegenständen gelebt, als ihre Aufmerksamkeit schon das Wahre fast überall erforscht, und ihr richtiger Verstand mit scharfsinnigem Urtheil jedes nach seinem Werthe zu schätzen gelernt hatte, und so übte sie in kurzem ein Talent, das früher in eben solcher Vollkommenheit an den kleinsten Gegenständen sich verloren hatte, in dem größten Maßstabe, indem sie unbemerkt das ganze Gebiet der Geselligkeit beherrschte, als wenn sie in der größten Schule der Welt wäre erzogen worden, und mit milder Hand ihrer ganzen Umgebung die wohlgefälligste Gestalt gab. Der Geheimrath, erfreut über ihre unvermuthete Sinneswendung, und nun erst stolz auf den Besitz einer in der Gesellschaft so bewunderten Frau, und selber glücklich im schwelgerischen Genusse aller Lebensfreuden, ließ ihr in jeder Art alle Freiheit, und begnügte sich mit den Rechten, die er auf ihr Vermögen erlangt hatte, ja seine Unbekümmertheit ging so weit, daß er nicht selten ihr selber scherzend zu sagen pflegte, wenn Leute ihres Standes glücklich in der Ehe sein wollten, so müsse der Mann sein Liebchen haben, und die Frau ihren Liebhaber, und er seinerseits schien auch nach diesem Grundsatze schon eingerichtet.

So verging der Winter unter allen möglichen Lustbarkeiten, und es blieb Stella'n keine Zeit, sich aus dem raschen Taumel unter die traurigen Gestalten ihres Innern zu versenken. Als der Sommer wieder erschien, und man, um die schöne Jahreszeit auf dem Lande zu genießen, die Stadt zu verlassen begann, veränderte sich

auch Stella's Lebensweise. Der Geheimrath besuchte die Bäder, wohin sie mitzugehn wenig Lust bezeigt hatte, und er schien sehr damit zufrieden, daß sie ihn allein abreisen ließ, und für die Zeit seines Ausbleibens ein geschmackvoll eingerichtetes Landhaus im Thiergarten beziehen wollte, wo sie von ihren zahlreichen Bekannten häufigen Besuch zu erwarten hatte. Die heitre, warme Sommerluft erweichte wieder ihr Herz, und lenkte ihren Sinn von dem kalten Anschaun scheinsamer Bildung auf die liebevollen Gegenstände der Natur, die das Menschliche im Menschen mit der treusten Freundschaft anspricht, und durch ihre milde Anrede den heftigsten Schmerz besänftigt, die ungestüme Freude in dauernde Lieblichkeit verwandelt, und aus der todten Gleichgültigkeit selbst innige Theilnahme zu erheben weiß. Mit Thränen der Wehmuth empfing Stella das wiederkehrende Gefühl, und gab den gereiften Verstand, die durchdringende Einsicht willig den erwachenden Empfindungen hin, die in den glänzenden, frühen Morgenschimmern, und in den lauen, hindämmernden Abendlüften durch ihre Brust streiften, und die Unschuld ihrer Jugend heraufriefen. Zwar hatte sie oft ihr Inneres zu betrachten gesucht, und lächeln müssen über den kindischen Wahn, mit dem sie ein erstes Ereigniß lebhaft ergriffen, und ihre ganze Zukunft auf diese vorübergehende Erscheinung, die wie ein heller Tag zwischen dunkeln Sturmnächten einzeln dagestanden, bezogen hatte: aber es geschah, daß sich unvermerkt jedesmal Thränen in dieses Lächeln drängten, welche alle Schmerzen, die sie über den erlittenen Verlust empfunden, auch dann, wenn er bloße Einbildung gewesen, rechtfertigten, und alle verständige Tröstung

zum Schweigen brachten. „Hab' ich doch solches gedacht, sagte sie, solches gefühlt, und dadurch ist es in mir wirklich gewesen; o wenn die Welt so Großes nicht geben kann, und nie geben will, warum läßt denn die Natur so grausame Verlangen entstehn, die sie nicht befriedigen will, warum schärft sie die Augen für eine höhere Welt, in der sich nichts ergreifen läßt!"

Bei solchen Empfindungen, die sie einsam in sich verschließen mußte, fühlte sie nur desto heftiger das Verlangen nach einem Wesen, dem sie mit rückhaltlosem Vertrauen sich hingeben könnte, und dessen Dasein ihr das traurige Bewußtsein vertilgte, sich inmitten aller Menschen verlassen und allein zu fühlen, ein Verlangen, dem das Geschick, um sie desto wildern Stürmen entgegen zu führen, nicht durch eine milde Freundin, die sie vergebens suchte, wollte Gewährung gönnen. Unter den vielen Leuten, die sich in ihrem Hause eingefunden hatten, konnte es nicht an jungen Männern fehlen, die sich im Vertrauen auf sonstiges gutes Glück um die Gunst der schönen Frau bewarben, deren ehliches Verhältniß jedem Versuche den besten Erfolg zu versprechen schien, allein Stella hatte keinem unter ihnen einige Neigung zugewendet, sondern war standhaft jedem Verhältnisse ausgewichen, das mit verführerischer Lockung ihr entgegenkommen wollte, sie blieb eben so wahrhaft gegen die Andern als gegen ihren Gemahl, den sie zwar mit Achtung behandelte, aber zu lieben auf keine Weise den Schein annahm; mancher leidenschaftliche Auftritt war an ihrer kalten Wahrhaftigkeit unwirksam vorübergegangen. Was ihr aber bevorstand, konnte sie nicht ahnden, und kein Auge voraussehn, der Zufall führte es unvermeidlich herbei.

Einsmals kehrte sie von einem Gange in die Stadt nach dem Thiergarten zurück, und ging ganz allein von dem Schlosse her gegen das Thor. Dieser Weg, vielleicht einer der schönsten in der Welt, hat einen durchaus eigenthümlichen Reiz, und gewährt einen so freudigen Anblick, wie der eines gelungenen Kunstwerkes. Die schönsten Plätze, durch Brücken aneinander gereiht, gehn in die breite, mit vielen Baumreihen geschmückte, in der Mitte zum Lustwandeln geebnete Straße über, die groß und frei zu dem prächtigen Thore führt, außerhalb dessen sogleich der Thiergarten anfängt. Und die verschiedenen Gebäude, in so verschiedener Absicht und Zeit erbaut, sind in einer wundervollen Uebereinstimmung, daß jedes den Eindruck des Ganzen erhöht, als hätte eine kunstreiche Hand es absichtlich so angeordnet. Es ist aber in dem Ganzen eine holde Unentschiedenheit, daß man nicht sagen kann, ob es mehr einem Gesellschaftssaal oder einer Gartenanlage zu vergleichen sei, und mehr die vertrauliche Umschlossenheit des einen, oder die freie Ausdehnung der andern darstelle; offenbar ist ein wetteiferndes Hervorringen grüner Bäume und edler Gebäude, und wenn dieser Gegensatz in der Mitte des Weges milder hervortritt, so ist er dagegen an beiden Enden mit dem größten Wetteifer gesteigert, einerseits das ehrwürdige, Königliche Schloß, welches schräge die ganze Bahn aufnimmt, aber dabei auch der schöngestellte Lustgarten mit den hohen schlanken Pappeln, und auf der andern Seite der weitragende Wald des Thiergartens, aber auch das gewaltige Säulenthor, das über die andern Gebäude hinaus mit dem Schlosse sich in gleicher Höhe zu begrüßen scheint. Die Sonne war schon hinter den Wald

gewichen, und schien nur mit goldenen Strahlen auf die obern Fenster des Schlosses, während der Himmel weithin mit rother Gluth erfüllt war. Stella ging eben an dem Opernhause in stiller Wonne jugendlicher Träume langsam vorüber, als plötzlich ein Geschrei sie aufschreckte, und sie ein Pferd erblickte, das sich losgerissen hatte, und wild nach der Brücke lief, durch die von dort kommenden Leute gescheucht aber seine Richtung veränderte, und grad auf sie losstürzte. In einem Augenblicke wäre es um sie geschehn gewesen: da warf sich kühn ein junger Mann vor sie hin, ergriff mit starker Hand das Pferd, das ihn nur wenige Schritte mit fortriß, im Zügel, und kehrte dann, als viele Leute sogleich das Thier bändigten, im leichten Sprunge zurück, um Stella'n, die vor Schrecken niedersinken wollte, zu unterstützen. Sie erholte sich bald aus der Betäubung, in welche die schnelle Gefahr sie gestürzt hatte, und nahm das Erbieten des jungen Mannes, der bescheiden und auf die feinste Weise sich zu ihrem Begleiter antrug, mit lebhaftem Dank an. Sie gingen eine Weile still neben einander; doch merkte er bald, daß sie noch schwach war, und ihr bei jedem Schritte die Knie wankten, und da sie durchaus weiter gehn und keinen Wagen wollte, so bat er sie, wenigstens seinen Arm anzunehmen, und sich auf ihn zu stützen. Sie äußerte, er müsse wohl fremd sein in Berlin, und er bejahte es. „Ich bin ein Franzose," sagte er, und heiße Chevalier Campan; mit meiner Familie bin ich früh ausgewandert, und habe schon lange vergebens auf die Rückkehr in mein Vaterland gehofft; doch lieb' ich Deutschland, und vorzüglich die deutsche Sprache, die ich nur, wie Sie hören, trotz unsäglicher

Uebung, nie recht aussprechen lerne.“ Stella fragte theilnehmend nach seinen bisherigen Schicksalen, und er erzählte offenherzig, wie es ihm bis zu seiner Ankunft in Berlin an kleinen deutschen Höfen ergangen war, und die mannigfache Noth, mit der er hatte kämpfen müssen, eine Schilderung, die sie nicht ohne Rührung anhören konnte. Inzwischen waren sie bis zu dem Platze gelangt, wo unter den Linden den Tag über Blumen zum Verkauf ausgestellt zu sein pflegen, die jetzt eben weggeräumt wurden. Ein ängstliches Gefühl drängte sich bei diesem Anblick in Stella's Busen, und ihre Blicke schwebten sorgsam auf den scheidenden Blumen; seltsame Verwirrung umfing ihren Sinn, es war als ob eine alte Bekanntschaft aus frühen Träumen sie umschwebte, und rief ihr wehmüthige Thränen in die Augen. Campan, der ihre Bewegung sogleich bemerkte, heftete seine Blicke fest auf die ihrigen, und fragte freundlich, was ihr sei? — Sie aber nahm sich zusammen, lächelte ihn an, und versicherte, sie befinde sich wohl; als er aber wiederholt in sie drang und sich so theilnehmend bezeigte, gestand sie ihm, was sie in dem Augenblicke gerührt habe, doch sei es eine von den unbegreiflichen Wirkungen entfernter Gefühle, die dunkel in der Seele liegen, und sei schon ganz vorüber. — „Wie sonderbar, begann hierauf Campan, daß auch ich eben jetzt eine solche dunkele Wirkung in mir verspürt habe, und in einer solchen Verwirrung des Nachdenkens darüber bin, die es mir noch unbegreiflicher macht; wieso und woher, kann ich Ihnen nicht sagen, aber das ist gewiß, daß mein ganzes Leben seit jenem Augenblick, da ich Sie in Gefahr sah, eine andre Richtung nimmt, und der Zufall, der für Sie nur

schlimme Bedeutung haben kann, für mich ein Glück wird. Schon seit langer Zeit dringen meine Verwandten in mich, ich soll nach Rußland gehn, und dort in Kriegsdiensten mich meinem Range gemäß aufzuschwingen suchen, lange zwar hab' ich ihnen widersprochen, weil das Volk wie das Land mir zuwider ist, aber endlich müde der täglichen Mahnungen und unwillig über mein freudeloses Dasein, entschloß ich mich, wenigstens den Meinigen mit dem Leben, das für mich mit jedem Tage gleichgültiger wurde, eine Freude zu machen, und eben war ich auf dem Wege, diesen meinen Entschluß meinem Oheim anzukündigen, und dadurch für mich unwiderruflich zu machen, als eben das Glück mich ihnen zu helfen berief, und durch die wunderbarste Verkettung der Gefühle, die zu ergründen vergeblich ist, finde ich mich jetzt von meinem Entschlusse wie von meinem Wege abgeleitet, und wie durch eine Eingebung entschieden, nicht nach Rußland zu gehen, und ich werde wieder innerlich leicht und froh! Und warum sollte ich nicht, setzte er gerührt hinzu, an eine Eingebung des Himmels glauben, da sie mir durch einen sichtbaren Engel gebracht wurde!" — Er sprach diese Worte mit so innigem, unschuldigem Tone, und drückte ihr dabei mit so herzlichem Danke die Hand, daß Stella nicht über sich vermochte, diesem Vertrauen auszuweichen, sondern aus vollem Herzen ihre Freude darüber äußerte, daß sie die unabsichtliche Veranlassung zum Widerruf seines unfreudigen Entschlusses sei, und ihm Gelegenheit gegeben habe, die innere Stimme seines eigensten Wesens zu vernehmen. Das Gespräch wurde nun immer freundlicher; Stella erzählte unbefangen, welche Lebensart sie führe, und lud ihn verbindlich

ein, sie in ihrer Sommerwohnung zu besuchen, da sie einmal auf so gute Art sich kennen gelernt hätten. Er nahm es mit Freuden an, und wußte zur Erwiederung ihrer Dankbarkeit das Schicklichste mit solcher Feinheit und Anmuth zu sagen, daß Stella ganz davon eingenommen wurde.

Wie es der empörendste Anblick ist für den reinen Sinn, einen jungen Franzosen auf der Höhe der weltlichen Verderbtheit zu erblicken, zu welcher diese Nation früher sich so glänzend ausgebildet, so ist dagegen, wir können es mit Recht sagen, kein liebenswürdigeres Geschöpf zu finden, als ein junger Franzose von unschuldigem Gemüth und feinen Sitten, wie besonders die frühere Zeit uns manchen mitten im Gewirr der schlechten gezeigt hat; es ist schön, wie Ehre und Adel eines alten Geschlechts wohlthätig schon in frühester Kindheit jede unedle Begierde in dem Begriff des Unziemlichen unterdrücken, das Gefällige und Hülfreiche aus dem menschenfreundlichsten Sinn schnell und feurig in jedem Erscheinen hervorzaubern, und indem sie den edeln Geist der Ritterlichkeit bewahren, der in diesem Volke nie ausgestorben ist, die zarteste Milde der Sitte mit der gewaltigsten Kraft der Tapferkeit zu vereinigen wissen. Dieses edle Blut strömte in Campan's Adern, und wallte jetzt, in der Bezauberung die Stella's Wesen in ihm hervorgebracht hatte, freudiger durch die Adern. Die Gelegenheit war so liebreich gewesen, und hatte Beide einander gleichsam überliefert, ohne zwischen sie die Fremdheit zu stellen, welche sonst die Menschen, selbst solche, die vom Geschick zur Freundschaft erlesen sind, anfangs wie auf entgegengesetzten Ufern eines Flusses, über den

jeder hinüber möchte, getrennt hält. Ihr Verhältniß war gleich so nothwendig erschienen, und so gescheid aufgetreten. Es war eine unendliche Süßigkeit in Beider Herzen, nicht das Gefühl der Liebe, aber das reizvolle, zarte Gefühl, daß hier Liebe möglich, und das Gemüth des Mitwandelnden von wahrhaft menschlichen, geweihten Regungen ergriffen sei.

Aus diesen Empfindungen wurden sie in dem Tannengange, der vom Thore tiefer in das Gehölz führt, von einem Schwarm Herren und Damen erweckt, die Stella'n auf ihrem Landhause hatten besuchen wollen, und da sie gehört hatten, sie werde bald aus der Stadt zurückkommen, ihr entgegen gegangen waren. Diese stutzten einen Augenblick über den jungen Fremden, an dessen Arme Stella so vertraulich daherkam; als sie aber erzählte, was ihr begegnet, und welcher Gefahr sie durch seine heldenmüthige Aufopferung entgangen sei, überströmten ihn Alle mit schmeichelhaften Lobsprüchen und feinen Danksagungen. Ihn aber rührte der Beifall wenig, sondern regte nur tiefer eine Traurigkeit in ihm auf, die er kaum zu verbergen wußte. Stella war ihm inmitten der zahlreichen Gesellschaft gleichsam untergegangen, und ein festes Band, welches ihn bisher an ihrer Seite in der Höhe des reinsten Glücks erhalten, schien sich zu lösen, und ihn in einen weiten Raum von Alltäglichkeit fallen zu lassen. Er fühlte schmerzlich, daß er schon von Anfang her keinen Anspruch und keine Hoffnung gehabt, einen Abendgang, welchen Muth, Freundlichkeit, Lebenswendung, Luft und Sonne so zauberisch im Verein ausgestattet hatten, über seine natürliche Dauer auszudehnen, und er verwünschte wehmüthig die Grau-

samkeit, mit welcher der Verlauf der Dinge solche Blumen, die einen Lebenstag so selten schmücken, herabreißt und zertrümmert. Von solchen Regungen durchdrungen, suchte sich Campan der Gesellschaft zu entziehen, und als nun der ganze Schwarm wieder mit Stella umkehrte, und die vorgerückte Dämmerung in dem schwarzen Tannengezweig sich verdichtete, lenkte er heimlich in einen Seitenweg, und verlor sich trauernd in die dunkeln Gebüsche und sein verletztes Gefühl. „Warum kann man nicht, dachte er, immer leben in solch' ätherischem Wandeln, wo die süßeste Innigkeit uns eins macht mit der ganzen Natur, die mit Grüne, Wärme und farbigem Himmel uns schmeichelnd umfaßt, und die gedrängten Gefühle heitern, frischen Lebens einträchtig in der freien Brust spielen läßt, daß in dieser Lieblichkeit selbst Liebe, Freundschaft, und was es sonst Schönes gibt, nicht mehr als ein Einzelnes erscheint, und ohne bestimmte Unterscheidung doch jedes, in höhern Wohllaut verflößt, mitempfunden wird! Und damit wir ja nicht zweifeln, ob es auch so Göttliches gebe, müssen wir es mit allen Sinnen auf Augenblicke erleben! Ach ich kann das liebliche Weib nicht wiedersehn, ohne mich zu entscheiden, was ich ihr in Zukunft sein soll, und was war ich ihr denn jetzt? Nicht Geliebter, nicht Freund, nicht Bruder, und doch war ich ihr Alles, wie sie mir Alles war!"

Er kehrte nach der Stadt zurück, ohne noch zu wissen, ob er jemals die schöne Frau wiedersehn solle, deren Bekanntschaft, ungleich der gewöhnlichen Weise, da man im Anfang einer Verbindung den Reiz einer eröffneten Zukunft empfindet, mit dem ersten Schauen auch das Beste und Schönste dem Gefühl schon dargereicht hatte.

Stella zuerst vermißte ihn, und blickte eilend umher, ihre Bestürzung ihn nirgend zu finden konnte sie kaum verbergen, und die ganze Gesellschaft nahm Theil daran, man erschöpfte sich in Muthmaßungen über den Beweggrund zu dieser Flucht, und die meisten schrieben sie endlich einer stolzen Bescheidenheit zu, die sich dem verdienten Lob entziehen wolle; aber in Stella's bewegtem Innern stiegen geheime Ahndungen auf, die den Tag beschlossen wie fernes Wetterleuchten am Horizont, das ein Gewitter droht, von dem man nur nicht weiß, ob es die nächste Nacht schon heraufkommen wird. Es vergingen mehrere Tage, ohne daß sie von dem edeln Flüchtling einige Kundschaft einziehen konnte, und alle ihre Bemühungen würden fruchtlos gewesen sein, wenn nicht endlich der Zufall einen Bekannten zu ihr geführt hätte, der durch Nennung seiner Straße und seines Hauses ihrer peinlichen Unruhe ein Ende machte. Lebhaft schrieb sie sogleich eine Einladung an Campan, worin sie ihn mit den freundlichsten Worten bat, ihr nicht länger die Freude zu entziehen, ihm den Dank, welchen sie ihm auf so vielfache Art schuldig sei, selber persönlich und wiederholt zu versichern. Er kam noch denselben Tag, und obgleich anfangs schüchtern, und in Zweifel, ob er seiner vollen Empfindung folgen dürfe, sah er doch bald jedes Gewölk von seiner Seele verscheucht durch die neubelebenden Strahlen der aufgehenden Liebessonne. Stella's Herz schien sich in Unschuld zu erneuen, um ohne Erinnerung des Schmerzes dem neuen Freund anzugehören, der alsbald mit unbefangener Klarheit lebhaft seine Neigung zu ihr aussprach. Von diesem Abend an besuchte er sie beinahe täglich, widmete ihr alle seine Zeit, und

wenn er einen Tag verhindert wurde, zu kommen, was selten geschah, so wurde Beiden dieser ein wüster, ängstlicher Tag. In den Gesellschaften, die sich häufig bei Stella versammelten, war er bald die willkommenste Erscheinung, seine Liebenswürdigkeit war Allen eine Freude, und er wurde überall, wo man Stella zu sehn wünschte, eben so sehr um seiner selbst willen, als um ihretwillen eingeladen.

Man nahm es bald als eingestanden an, daß er ihr Liebhaber sei, und freute sich, die gute Frau, die bisher so spröde gewesen war, in das allgemeine Betragen herabgezogen zu sehn, während zugleich Viele das glückliche Verhältniß, in dessen inneres Wesen doch kein Blick zu dringen vermochte, mit neidischen Augen betrachteten. So ist ja die Welt und ihre Nachrede, — daß sie nur dann etwas begreift, wenn sie es auf gemeine Art erklären kann, da doch jedes menschliche Verhältniß ein unendliches ist, und meist aus solchen innern Bewegungen besteht, die dem blöden Auge der Menge sich auf immer entziehn, und es darf uns nicht wundern, wenn oft das Heiligste durch das elende Gespenst, das man den Ruf nennt, für das Abscheulichste gilt!

Die erfüllten Tage, welche Stella und Campan in dieser Zeit des Glücks genossen, und die wir uns billig enthalten zu beschreiben, wurden leider nur zu früh unterbrochen, als der scheidende Sommer sie nöthigte, den Thiergarten zu verlassen, und mit dem Herbste auch der Geheimrath wieder in Berlin eintraf. Wehmüthig blickte Stella auf den schönen Sommer zurück, und als mancherlei Geräthschaft aus dem angenehmen Sommerhause nach der Stadt geschickt wurde, die Zimmer allmählig

leer wurden, und sie selber ihre kleinen Sachen sorgsam einpackte, dünkte ihr, als ob mit dem nun völlig abgeschlossenen Bilde alles Glück und alle Freude von ihr wichen. Sie war einige Tage vor der Rückkunft des Geheimraths in die Stadt gezogen, und Campan besuchte sie auch hier nach wie vor, aber ohne daß ihr durch seine Anwesenheit gleiches Genügen und Ruhe, wie draußen im Freien, zu Theil geworden wären; und wahrlich nur zu schnell zeigte sich, wie ihr ahndendes Gemüth mit Recht gezweifelt hatte, sich dem vorigen Glücke zu überlassen, denn kaum war der Geheimrath in seinem Hause zurückgekommen, als Campan plötzlich fortblieb, und keine Silbe von sich hören ließ. Stella's Bestürzung und Verwirrung waren unaussprechlich, sie begriff nicht, was in ihm vorgegangen sei, und schwankte in tausend qualvollen Zweifeln. Vergebens sandte die Verlassene häufige Boten aus, und schrieb die zärtlichsten und verzweiflungsvollsten Briefe an ihn, er hörte die erstern mitleidig und traurig an, trug ihnen die besten Grüße auf, aber nie gab er ihnen eine weitere Antwort, und legte auch die Briefe schweigend bei sich nieder. Gleichwohl konnte sie an seiner dauernden Zuneigung und Liebe nicht zweifeln, denn jedem, der ihn sah, war es nur allzu sichtbar, wie viel er litt, und wie schwer er sein Geschick ertrug. Es konnte nur sein sorgsames Ehrgefühl ihm diese peinvolle Entfernung auferlegt haben, das nicht ertragen wollte, einen Andern im Besitze der Güter zu sehn, die er begehrte, und eben so wenig gegen diesen durch Eingriffe in dessen Rechte fehlen, und verdiente Vorwürfe, so durchaus unwahrscheinlich sie waren, auch nur als möglich denken mochte. Zurückgezogen aus allen Gesell-

schaften, die sich nur desto lebhafter um ihn bemühten, verbrachte er seine Tage in stiller Trauer, welche bald das Feuer seiner Augen erlöschen und die blühende Farbe seiner Wangen erbleichen machte.

Nach einiger Zeit wurde er krank, und die Aerzte, die alle ihre Bemühungen vergeblich fanden, erklärten seinen Zustand für bedenklich. Als Stella davon Nachricht erhielt, vermochte sie nicht länger die heftige Sehnsucht zu ertragen; begleitet von einer Vertrauten eilte sie eines Abends zu ihm, und stürzte mit ängstlicher Bewegung vor sein Lager hin. Er aber, obwohl sehr matt, raffte sich auf, und nahm sie außer sich vor Freude in seine Arme, indem er mit den sanftesten Worten sie zu beruhigen suchte. Weinend in der Freude des Wiedersehns sagte sie endlich schmerzlich diese Worte: „Nein! ich habe es nun erfahren, ich kann nicht ohne dich leben, mein Freund, mein Geliebter! Und wie hast du es über dich vermocht, mich zu verlassen, mich, die dich über alles liebt, und von der du nur fordern kannst, was sie thun soll um dir ganz zu gefallen, um dich zu behalten! Brich dieses Schweigen, das einen geheimen Schmerz verräth, und mich so unendlich gequält hat, und sage mir frei, was dich verletzt und betrübt? Ist es mein Gemahl, dessen Anwesenheit dir unerträglich ist? O so erkenne doch, wie nur in jugendlicher Bethörung ich seine Frau werden konnte, komm und sieh, wie sein ganzes Betragen ununterbrochen zeigt, daß er kein Recht auf mich zu haben glaubt, und mir nie bestreiten kann, wahrhafter Anerkennung zu folgen. Und hättest du nur früher gesprochen, mein Geliebter, das verhaßte Band wäre schon aufgelöst, und ich auch vor den Augen der

Welt und dem Scheine nach so frei und unabhängig, wie ich es in Wahrheit für mich schon lange bin. Oder hat mich vielleicht, was ich doch nimmer glauben mag, zugleich dein Herz verlassen? Ist deinen geliebten Augen in mir vielleicht ein Flecken sichtbar geworden, der deinen reinen Sinn gekränkt und von mir abgewendet hat? Auch dann sag' es frei, mein Geliebter, und du sollst was die Kraft der Liebe vermag erfahren, und verschwinden sehn, was dir mißfällt, und was doch nur ein Aeußeres, ein Zufälliges sein kann, denn mein wahres Innere liebst du, das weiß ich, und mußt es lieben, wie es dich liebt!" — Die hervorstürzenden Thränen hinderten sie weiter zu reden, und überströmten seine Hände, die er liebkosend auf ihre Wangen gedrückt hatte. Nach einer Weile, da er sich mühsam gefaßt hatte, antwortete er folgendes, indem er sie fest an sein Herz drückte: „Wenn du, meine Theure, in dir fühlest, daß du nicht ohne mich leben kannst, so siehst du davon, daß ich ohne dich nicht leben kann, den Beweis vor Augen in meiner Krankheit, und hättest ihn, wenn nicht dies dein Wiedersehn und deine Versicherung mir das Leben wiedergäbe, durch meinen Tod bewährt gefunden in kurzem, denn ich durfte ihn nicht entfernt mehr glauben. Jetzt aber, geliebte Stella, da ich dich also wiedersehe, und dich so reden höre, wie mein Herz nicht wagen wollte zu hoffen, lebe ich auf, und will deiner Liebe und deinem Glücke leben. Ja, löse dieses unselige Band, und gehöre vor Gott und Menschen mir, dem es einziges Trachten, einziger Beruf sein wird, in deinen Wünschen meine Freude zu finden, deine Lieblichkeit zu warten und zu pflegen. Ach! nicht hier, nicht jetzt, dachte

ich die herrliche Gattin zu finden, die mein grausames Vaterland mir nicht gewähren wollte!" — Nun machte er sich Vorwürfe, daß er einen Augenblick an Stella gezweifelt, und ihr nicht gleich jede Kraft der Liebe und Wahrheit zugetraut habe, er bat sie auf die rührendste Weise um Verzeihung, und sie mußte alle schmeichelnde Tröstungen anwenden, um ihn zu beruhigen. Spät erst, da die sinkende Nacht es gebot, trennten sich die Liebenden, nachdem sie noch vieles besprochen und verabredet, in der Gewißheit, sich am andern Tage wiederzusehn, und in der beglückenden Hoffnung, nach kurzer Zeit einander ganz anzugehören.

Es bedurfte nur weniger Tage, so verließ Campan das Bette, und bald auch das Haus, in jugendlicher Kraft, und der Geist in voriger Lebhaftigkeit, seine Wangen rötheten sich wieder. Doch besuchte er Stella's Haus nicht, und wollte auch von ihr, aus zarter Besorgniß für ihren Ruf, nicht ferner besucht sein. Er sah sie nur am dritten Ort, und Beide waren um so leichter über diesen noch waltenden Zwang getröstet, als schnell der glückliche Zeitpunkt, der sie auf immer vereinigen sollte, zu nahen schien. Denn Stella, gekräftigt durch das starke Gefühl der glücklichen Liebe, hatte mit besonnener Klugheit und Thätigkeit in kurzem alles eingeleitet, um von dem Geheimrath in der Stille geschieden zu werden, an dessen Einwilligung sie um so weniger zweifeln konnte, da sie ihm über die Hälfte ihres Vermögens abzutreten gesonnen war. Unerwartet aber setzte ihr dieser, als er ihr Vorhaben erfuhr, die größten Hindernisse entgegen, und suchte sie auf alle Weise durch Bitten und Drohungen davon abzulenken; wenigstens

Rückkehr des Geheimraths eine Art Erlösung erblicken mußte, und die traurige Entschließung faßte, ihr verlorenes Leben in der freudelosen Wüste einer gleichgültigen Ehe fortzuschleppen.

In kurzem ward sie des Geheimraths Gemahlin. So haben wir oft die sinnvollsten, gefühlreichsten und verständigsten Mädchen, die ganz Anderes von sich erwarten ließen, und in früheren Tagen Ahndungen wahrhafter Liebe und Heiligkeit offenbarten, mit unbegreiflichem Wahnsinn, der die Gestalt edler Vernünftigkeit führt, sich in den dunkeln Abgrund einer Ehe stürzen sehn, deren Niedrigkeit sie hätte empören müssen, wenn nicht jener Wahnsinn ihre ganze Natur beherrscht, und aus dem Zauberschlafe erst dann losgelassen hätte, wenn die Rückkehr unmöglich geworden war. Und wahrhaftig! Unkunde und Unerfahrenheit allein erzeugen jenen Wahnsinn, der weder der Einsicht noch der Ueberredung Anderer weicht, sondern nur dem aufdringlichen, nie weichenden und das innerste Herz durchbohrenden Beispiel älterer Schwestern, die ihr geworfenes Loos mit unversiegbaren Thränen beweinen, bis Eitelkeit, Leichtsinn oder Alter das zartere Gefühl getödtet, und das Bewußtsein mit selbstgesponnenen Lügen umstrickt haben.

Stella kam nach Berlin, in die herrliche Königsstadt, die durch eine freundliche Zusammenstimmung des Einzelnen zum Ganzen einen eigenthümlichen Reiz besitzt, der sie würdig macht, auch mit denjenigen Hauptstädten, denen sie im Einzelnen an Reichthum, Größe und Pracht nachstehn muß, dennoch im Ganzen zu wetteifern. Das große gebildete Leben in den vornehmen Gesellschaften, das lebhafte Ineinanderwirken aller Stände, der allge-

damit ich diese Zeilen zu Ende schreiben könne! Vernimm, geliebte Stella, du, die ich lieben muß, so lange mir Lebensathem bleibt, vernimm das entsetzliche Geschick, das deinen Freund getroffen hat! Marie Adelaide, meine Verlobte, die ich lange als todt beweint habe, sie lebt! Eine wunderbare Fügung hat sie dem Beil der Guillotine, das ihre Eltern und Brüder dahin raffte, und auch schon ihrem Nacken drohte, entzogen. Sie ruft mich jetzt, ihren Verlobten, und fordert mich von mir wieder, ich hab' ihr alles zu ersetzen, den Vater und das Vaterland, die Geschwister und die Freunde, ich bin das Einzige, was ihr auf dieser Welt übrig ist. Wenn du diese Zeilen liesest, bin ich schon auf dem Wege nach Frankreich. Stella! die Liebe, die ich so heiß zu dir getragen, ist nur eine Fortsetzung jener Liebe, die nur der Tod lösen konnte; aber meine frühere Geliebte lebt! Stella, sie lebt! Wirst du mir verzeihen? Wird nicht dein Fluch mich verfolgen zugleich mit deinem Schmerze? Ich sollte glücklich sein, und ich bin elend: du hast mich vom Tode gerettet, und ich gehe! Mein Herz zerreißt! Dein Andenken kann ich niemals lassen, aus den Armen der liebenden Gattin wird es mich aufschrecken, und mich niederwerfen in den Staub. Thränen und Klagen werden der Inhalt meines Lebens sein, das nicht lange mehr dauern möge! Lange hab' ich unter Qualen der Verzweiflung den unentschiednen Kampf gekämpft — er ist entschieden, ich muß gehn! Rechne sie mir nicht an, die öden Jammertage, ich theile sie mit dir, und werde bald auch jene sie theilen machen, von der alle Morgen und alle Abend dein liebes Bild mich wird trennen wollen. Leb' wohl! leb' wohl! Mein Blut möcht' ich

Personen, und den geschmackvollen Aufwand, mit dem sie bewirthet wurden, zu den angenehmsten und glänzendsten der Hauptstadt. Stella hatte kaum eine Weile unter diesen neuen Gegenständen gelebt, als ihre Aufmerksamkeit schon das Wahre fast überall erforscht, und ihr richtiger Verstand mit scharfsinnigem Urtheil jedes nach seinem Werthe zu schätzen gelernt hatte, und so übte sie in kurzem ein Talent, das früher in eben solcher Vollkommenheit an den kleinsten Gegenständen sich verloren hatte, in dem größten Maßstabe, indem sie unbemerkt das ganze Gebiet der Geselligkeit beherrschte, als wenn sie in der größten Schule der Welt wäre erzogen worden, und mit milder Hand ihrer ganzen Umgebung die wohlgefälligste Gestalt gab. Der Geheimrath, erfreut über ihre unvermuthete Sinneswendung, und nun erst stolz auf den Besitz einer in der Gesellschaft so bewunderten Frau, und selber glücklich im schwelgerischen Genusse aller Lebensfreuden, ließ ihr in jeder Art alle Freiheit, und begnügte sich mit den Rechten, die er auf ihr Vermögen erlangt hatte, ja seine Unbekümmertheit ging so weit, daß er nicht selten ihr selber scherzend zu sagen pflegte, wenn Leute ihres Standes glücklich in der Ehe sein wollten, so müsse der Mann sein Liebchen haben, und die Frau ihren Liebhaber, und er seinerseits schien auch nach diesem Grundsatze schon eingerichtet.

So verging der Winter unter allen möglichen Lustbarkeiten, und es blieb Stella'n keine Zeit, sich aus dem raschen Taumel unter die traurigen Gestalten ihres Innern zu versenken. Als der Sommer wieder erschien, und man, um die schöne Jahreszeit auf dem Lande zu genießen, die Stadt zu verlassen begann, veränderte sich

Erleichterung, unwillig warf der Körper den Schmerz, der auch ihn erdrücken wollte, stets auf das Gemüth zurück, und nahm nur spät und langsam daran Theil, als durchwachte, von Qual erfüllte Nächte, vernachlässigte Nahrung, und Mangel an freier Luft ihn endlich dennoch erliegen machten. Niemand pflegte sie mit freundlicher Sorgfalt, niemand erhob mit trostreicher Hoffnung ihr sinkendes Leben, nur Musik und wenige Bücher, die sie jetzt verstehn lernte, schienen auf Augenblicke sie dem Grame zu entziehn, welchem sie doch unvermerkt sie immer wieder übergaben. Sie verblühte in der Zeit der schönsten Jugend, und als endlich nach einem langen Winter der Frühling kam, und die frischen Blumen brachte, die heitern Tage, und die milden Lüfte, da schien erst recht ihr Winter gekommen zu sein; nie verließ sie das Zimmer, jede Lieblichkeit der Natur ängstigte sie. Erst gegen den Herbst begann sie wieder auszugehn, und schüttete in tausend Thränen ihren nie rastenden Schmerz in den Schoß der absterbenden Natur, die wie ein Meer von Wehmuth ihren Sinn umwogte; jeder Baum, jeder Gang, der ein Zeuge glücklicher Tage gewesen war, wurde es nun der unglücksvollen, und bald hielt weder Wind noch Regen, noch das rauheste Wetter sie ab, auf den verlassenen Wegen, nur von einem alten Bedienten begleitet, umherzustreifen. Wohl mit Recht sagt der Dichter, daß bald allein ist, wer sich der Einsamkeit ergiebt; aber dieser kann doch keiner sich ergeben, der nicht schon einsam war in seinem Herzen. So erblickte auch Stella in ihrem Verlassensein, da das freudelose Haus nach und nach von jederman, selbst von dem Geheimrath, der seine Lustbarkeiten anderwärts aufschlug, gemieden

zum Schweigen brachten. „Hab' ich doch solches gedacht, sagte sie, solches gefühlt, und dadurch ist es in mir wirklich gewesen; o wenn die Welt so Großes nicht geben kann, und nie geben will, warum läßt denn die Natur so grausame Verlangen entstehn, die sie nicht befriedigen will, warum schärft sie die Augen für eine höhere Welt, in der sich nichts ergreifen läßt!"

Bei solchen Empfindungen, die sie einsam in sich verschließen mußte, fühlte sie nur desto heftiger das Verlangen nach einem Wesen, dem sie mit rückhaltlosem Vertrauen sich hingeben könnte, und dessen Dasein ihr das traurige Bewußtsein vertilgte, sich inmitten aller Menschen verlassen und allein zu fühlen, ein Verlangen, dem das Geschick, um sie desto wildern Stürmen entgegen zu führen, nicht durch eine milde Freundin, die sie vergebens suchte, wollte Gewährung gönnen. Unter den vielen Leuten, die sich in ihrem Hause eingefunden hatten, konnte es nicht an jungen Männern fehlen, die sich im Vertrauen auf sonstiges gutes Glück um die Gunst der schönen Frau bewarben, deren ehliches Verhältniß jedem Versuche den besten Erfolg zu versprechen schien, allein Stella hatte keinem unter ihnen einige Neigung zugewendet, sondern war standhaft jedem Verhältnisse ausgewichen, das mit verführerischer Lockung ihr entgegenkommen wollte, sie blieb eben so wahrhaft gegen die Andern als gegen ihren Gemahl, den sie zwar mit Achtung behandelte, aber zu lieben auf keine Weise den Schein annahm; mancher leidenschaftliche Auftritt war an ihrer kalten Wahrhaftigkeit unwirksam vorübergegangen. Was ihr aber bevorstand, konnte sie nicht ahnden, und kein Auge voraussehn, der Zufall führte es unvermeidlich herbei.

Einsmals kehrte sie von einem Gange in die Stadt nach dem Thiergarten zurück, und ging ganz allein von dem Schlosse her gegen das Thor. Dieser Weg, vielleicht einer der schönsten in der Welt, hat einen durchaus eigenthümlichen Reiz, und gewährt einen so freudigen Anblick, wie der eines gelungenen Kunstwerkes. Die schönsten Plätze, durch Brücken aneinander gereiht, gehn in die breite', mit vielen Baumreihen geschmückte, in der Mitte zum Lustwandeln geebnete Straße über, die groß und frei zu dem prächtigen Thore führt, außerhalb dessen sogleich der Thiergarten anfängt. Und die verschiedenen Gebäude, in so verschiedener Absicht und Zeit erbaut, sind in einer wundervollen Uebereinstimmung, daß jedes den Eindruck des Ganzen erhöht, als hätte eine kunstreiche Hand es absichtlich so angeordnet. Es ist aber in dem Ganzen eine holde Unentschiedenheit, daß man nicht sagen kann, ob es mehr einem Gesellschaftssaal oder einer Gartenanlage zu vergleichen sei, und mehr die vertrauliche Umschlossenheit des einen, oder die freie Ausdehnung der andern darstelle; offenbar ist ein wetteiferndes Hervorringen grüner Bäume und edler Gebäude, und wenn dieser Gegensatz in der Mitte des Weges milder hervortritt, so ist er dagegen an beiden Enden mit dem größten Wetteifer gesteigert, einerseits das ehrwürdige, Königliche Schloß, welches schräge die ganze Bahn aufnimmt, aber dabei auch der schöngestellte Lustgarten mit den hohen schlanken Pappeln, und auf der andern Seite der weitragende Wald des Thiergartens, aber auch das gewaltige Säulenthor, das über die andern Gebäude hinaus mit dem Schlosse sich in gleicher Höhe zu begrüßen scheint. Die Sonne war schon hinter den Wald

gewichen, und schien nur mit goldenen Strahlen auf die obern Fenster des Schlosses, während der Himmel weithin mit rother Gluth erfüllt war. Stella ging eben an dem Opernhause in stiller Wonne jugendlicher Träume langsam vorüber, als plötzlich ein Geschrei sie aufschreckte, und sie ein Pferd erblickte, das sich losgerissen hatte, und wild nach der Brücke lief, durch die von dort kommenden Leute gescheucht aber seine Richtung veränderte, und grad auf sie losstürzte. In einem Augenblicke wäre es um sie geschehn gewesen: da warf sich kühn ein junger Mann vor sie hin, ergriff mit starker Hand das Pferd, das ihn nur wenige Schritte mit fortriß, im Zügel, und kehrte dann, als viele Leute sogleich das Thier bändigten, im leichten Sprunge zurück, um Stella'n, die vor Schrecken niedersinken wollte, zu unterstützen. Sie erholte sich bald aus der Betäubung, in welche die schnelle Gefahr sie gestürzt hatte, und nahm das Erbieten des jungen Mannes, der bescheiden und auf die feinste Weise sich zu ihrem Begleiter antrug, mit lebhaftem Dank an. Sie gingen eine Weile still neben einander, doch merkte er bald, daß sie noch schwach war, und ihr bei jedem Schritte die Knie wankten, und da sie durchaus weiter gehn und keinen Wagen wollte, so bat er sie, wenigstens seinen Arm anzunehmen, und sich auf ihn zu stützen. Sie äußerte, er müsse wohl fremd sein in Berlin, und er bejahte es. „Ich bin ein Franzose, sagte er, und heiße Chevalier Campan; mit meiner Familie bin ich früh ausgewandert, und habe schon lange vergebens auf die Rückkehr in mein Vaterland gehofft; doch lieb' ich Deutschland, und vorzüglich die deutsche Sprache, die ich nur, wie Sie hören, trotz unsäglicher

Uebung, nie recht aussprechen lerne.“ Stella fragte theilnehmend nach seinen bisherigen Schicksalen, und er erzählte offenherzig, wie es ihm bis zu seiner Ankunft in Berlin an kleinen deutschen Höfen ergangen war, und die mannigfache Noth, mit der er hatte kämpfen müssen, eine Schilderung, die sie nicht ohne Rührung anhören konnte. Inzwischen waren sie bis zu dem Platze gelangt, wo unter den Linden den Tag über Blumen zum Verkauf ausgestellt zu sein pflegen, die jetzt eben weggeräumt wurden. Ein ängstliches Gefühl drängte sich bei diesem Anblick in Stella's Busen, und ihre Blicke schwebten sorgsam auf den scheidenden Blumen; seltsame Verwirrung umfing ihren Sinn, es war als ob eine alte Bekanntschaft aus frühen Träumen sie umschwebte, und rief ihr wehmüthige Thränen in die Augen. Campan, der ihre Bewegung sogleich bemerkte, heftete seine Blicke fest auf die ihrigen, und fragte freundlich, was ihr sei? — Sie aber nahm sich zusammen, lächelte ihn an, und versicherte, sie befinde sich wohl; als er aber wiederholt in sie drang und sich so theilnehmend bezeigte, gestand sie ihm, was sie in dem Augenblicke gerührt habe, doch sei es eine von den unbegreiflichen Wirkungen entfernter Gefühle, die dunkel in der Seele liegen, und sei schon ganz vorüber. — „Wie sonderbar, begann hierauf Campan, daß auch ich eben jetzt eine solche dunkele Wirkung in mir verspürt habe, und in einer solchen Verwirrung des Nachdenkens darüber bin, die es mir noch unbegreiflicher macht; wieso und woher, kann ich Ihnen nicht sagen, aber das ist gewiß, daß mein ganzes Leben seit jenem Augenblick, da ich Sie in Gefahr sah, eine andre Richtung nimmt, und der Zufall, der für Sie nur

schlimme Bedeutung haben kann, für mich ein Glück wird. Schon seit langer Zeit dringen meine Verwandten in mich, ich soll nach Rußland gehn, und dort in Kriegsdiensten mich meinem Range gemäß aufzuschwingen suchen, lange zwar hab' ich ihnen widersprochen, weil das Volk wie das Land mir zuwider ist, aber endlich müde der täglichen Mahnungen und unwillig über mein freudeloses Dasein, entschloß ich mich, wenigstens den Meinigen mit dem Leben, das für mich mit jedem Tage gleichgültiger wurde, eine Freude zu machen, und eben war ich auf dem Wege, diesen meinen Entschluß meinem Oheim anzukündigen, und dadurch für mich unwiderruflich zu machen, als eben das Glück mich ihnen zu helfen berief, und durch die wunderbarste Verkettung der Gefühle, die zu ergründen vergeblich ist, finde ich mich jetzt von meinem Entschlusse wie von meinem Wege abgeleitet, und wie durch eine Eingebung entschieden, nicht nach Rußland zu gehen, und ich werde wieder innerlich leicht und froh! Und warum sollte ich nicht, setzte er gerührt hinzu, an eine Eingebung des Himmels glauben, da sie mir durch einen sichtbaren Engel gebracht wurde!" — Er sprach diese Worte mit so innigem, unschuldigem Tone, und drückte ihr dabei mit so herzlichem Danke die Hand, daß Stella nicht über sich vermochte, diesem Vertrauen auszuweichen, sondern aus vollem Herzen ihre Freude darüber äußerte, daß sie die unabsichtliche Veranlassung zum Widerruf seines unfreudigen Entschlusses sei, und ihm Gelegenheit gegeben habe, die innere Stimme seines eigensten Wesens zu vernehmen. Das Gespräch wurde nun immer freundlicher; Stella erzählte unbefangen, welche Lebensart sie führe, und lud ihn verbindlich

glauben Sie wirklich durch eine Laune Ihres irrenden Sinnes auf eine volle, lebendige Erwiederung Anspruch zu haben, durch eine weichliche Regung ein volles, quellendes Leben zu gewinnen? Ich habe nichts mit Ihnen gemein, ich fühle mich frei, und bin es dadurch; Sie dürfen mir weder Schmeicheleien, noch Liebkosungen zuwenden, mich nimmermehr zur Vertrauten Ihrer Gefühle erwählen, am allerwenigsten derjenigen, die, weil sie mich betreffen, mir doppelt zuwider sind." — Durch solche Worte, die der Geheimrath mit dummer Verwunderung anhörte, und auf die er nichts zu erwiedern wagte, hatte Stella sogleich auf immer die Zudringlichkeit entfernt, die sie bisher nie in dem Fall gewesen war, auch nur vermuthen zu dürfen.

Der Unglückselige, der sich bedauerte, daß es ihm mit der Häuslichkeit nicht habe glücken wollen, ergab sich alsbald wieder seinem vorigen Leben, das ihm durch die Unterbrechung den Reiz der Neuheit gewonnen hatte, und seine Ausschweifungen fanden leicht die gewohnten Geleise wieder, nur daß er vor den Augen der Welt sie mehr verbergen lernte. Stella aber fand sich in der Fortsetzung ihres gewohnten Lebens mit jedem Tage unglücklicher. Sie hatte genau das wahre Verhältniß ausgesprochen, und es war als wenn im lauten Tönen der Worte das längst erwachte Gefühl erhöht und die Einsicht deutlicher geworden wäre, wie es mit allem geht, was man einmal den Muth gehabt hat sich zu sagen; indem der Schein nun völlig verschwand, und sich jeder Pulsschlag in ihr von dem Manne abwandte, den sie nie lieben und nicht lange achten gekonnt, ergriff die freudenlose Einsamkeit, der sie inmitten aller geselligen

leer wurden, und sie selber ihre kleinen Sachen sorgsam einpackte, dünkte ihr, als ob mit dem nun völlig abgeschlossenen Bilde alles Glück und alle Freude von ihr wichen. Sie war einige Tage vor der Rückkunft des Geheimraths in die Stadt gezogen, und Campan besuchte sie auch hier nach wie vor, aber ohne daß ihr durch seine Anwesenheit gleiches Genügen und Ruhe, wie draußen im Freien, zu Theil geworden wären; und wahrlich nur zu schnell zeigte sich, wie ihr ahndendes Gemüth mit Recht gezweifelt hatte, sich dem vorigen Glücke zu überlassen, denn kaum war der Geheimrath in seinem Hause zurückgekommen, als Campan plötzlich fortblieb, und keine Silbe von sich hören ließ. Stella's Bestürzung und Verwirrung waren unaussprechlich, sie begriff nicht, was in ihm vorgegangen sei, und schwankte in tausend qualvollen Zweifeln. Vergebens sandte die Verlassene häufige Boten aus, und schrieb die zärtlichsten und verzweiflungsvollsten Briefe an ihn, er hörte die erstern mitleidig und traurig an, trug ihnen die besten Grüße auf, aber nie gab er ihnen eine weitere Antwort, und legte auch die Briefe schweigend bei sich nieder. Gleichwohl konnte sie an seiner dauernden Zuneigung und Liebe nicht zweifeln, denn jedem, der ihn sah, war es nur allzu sichtbar, wie viel er litt, und wie schwer er sein Geschick ertrug. Es konnte nur sein sorgsames Ehrgefühl ihm diese peinvolle Entfernung auferlegt haben, das nicht ertragen wollte, einen Andern im Besitze der Güter zu sehn, die er begehrte, und eben so wenig gegen diesen durch Eingriffe in dessen Rechte fehlen, und verdiente Vorwürfe, so durchaus unwahrscheinlich sie waren, auch nur als möglich denken mochte. Zurückgezogen aus allen Gesell-

schaften, die sich nur desto lebhafter um ihn bemühten, verbrachte er seine Tage in stiller Trauer, welche bald das Feuer seiner Augen erlöschen und die blühende Farbe seiner Wangen erbleichen machte.

Nach einiger Zeit wurde er krank, und die Aerzte, die alle ihre Bemühungen vergeblich fanden, erklärten seinen Zustand für bedenklich. Als Stella davon Nachricht erhielt, vermochte sie nicht länger die heftige Sehnsucht zu ertragen; begleitet von einer Vertrauten eilte sie eines Abends zu ihm, und stürzte mit ängstlicher Bewegung vor sein Lager hin. Er aber, obwohl sehr matt, raffte sich auf, und nahm sie außer sich vor Freude in seine Arme, indem er mit den sanftesten Worten sie zu beruhigen suchte. Weinend in der Freude des Wiedersehns sagte sie endlich schmerzlich diese Worte: „Nein! ich habe es nun erfahren, ich kann nicht ohne dich leben, mein Freund, mein Geliebter! Und wie hast du es über dich vermocht, mich zu verlassen, mich, die dich über alles liebt, und von der du nur fordern kannst, was sie thun soll um dir ganz zu gefallen, um dich zu behalten! Brich dieses Schweigen, das einen geheimen Schmerz verräth, und mich so unendlich gequält hat, und sage mir frei, was dich verletzt und betrübt? Ist es mein Gemahl, dessen Anwesenheit dir unerträglich ist? O so erkenne doch, wie nur in jugendlicher Bethörung ich seine Frau werden konnte, komm und sieh, wie sein ganzes Betragen ununterbrochen zeigt, daß er kein Recht auf mich zu haben glaubt, und mir nie bestreiten kann, wahrhafter Anerkennung zu folgen. Und hättest du nur früher gesprochen, mein Geliebter, das verhaßte Band wäre schon aufgelöst, und ich auch vor den Augen der

Welt und dem Scheine nach so frei und unabhängig, wie ich es in Wahrheit für mich schon lange bin. Oder hat mich vielleicht, was ich doch nimmer glauben mag, zugleich dein Herz verlassen? Ist deinen geliebten Augen in mir vielleicht ein Flecken sichtbar geworden, der deinen reinen Sinn gekränkt und von mir abgewendet hat? Auch dann sag' es frei, mein Geliebter, und du sollst was die Kraft der Liebe vermag erfahren, und verschwinden sehn, was dir mißfällt, und was doch nur ein Aeußeres, ein Zufälliges sein kann, denn mein wahres Innere liebst du, das weiß ich, und mußt es lieben, wie es dich liebt!" — Die hervorstürzenden Thränen hinderten sie weiter zu reden, und überströmten seine Hände, die er liebkosend auf ihre Wangen gedrückt hatte. Nach einer Weile, da er sich mühsam gefaßt hatte, antwortete er folgendes, indem er sie fest an sein Herz drückte: „Wenn du, meine Theure, in dir fühlest, daß du nicht ohne mich leben kannst, so siehst du davon, daß ich ohne dich nicht leben kann, den Beweis vor Augen in meiner Krankheit, und hättest ihn, wenn nicht dies dein Wiedersehn und deine Versicherung mir das Leben wiedergäbe, durch meinen Tod bewährt gefunden in kurzem, denn ich durfte ihn nicht entfernt mehr glauben. Jetzt aber, geliebte Stella, da ich dich also wiedersehe, und dich so reden höre, wie mein Herz nicht wagen wollte zu hoffen, lebe ich auf, und will deiner Liebe und deinem Glücke leben. Ja, löse dieses unselige Band, und gehöre vor Gott und Menschen mir, dem es einziges Trachten, einziger Beruf sein wird, in deinen Wünschen meine Freude zu finden, deine Lieblichkeit zu warten und zu pflegen. Ach! nicht hier, nicht jetzt, dachte

ich die herrliche Gattin zu finden, die mein grausames Vaterland mir nicht gewähren wollte!" — Nun machte er sich Vorwürfe, daß er einen Augenblick an Stella gezweifelt, und ihr nicht gleich jede Kraft der Liebe und Wahrheit zugetraut habe, er bat sie auf die rührendste Weise um Verzeihung, und sie mußte alle schmeichelnde Tröstungen anwenden, um ihn zu beruhigen. Spät erst, da die sinkende Nacht es gebot, trennten sich die Liebenden, nachdem sie noch vieles besprochen und verabredet, in der Gewißheit, sich am andern Tage wiederzusehn, und in der beglückenden Hoffnung, nach kurzer Zeit einander ganz anzugehören.

Es bedurfte nur weniger Tage, so verließ Campan das Bette, und bald auch das Haus, in jugendlicher Kraft, und der Geist in voriger Lebhaftigkeit, seine Wangen rötheten sich wieder. Doch besuchte er Stella's Haus nicht, und wollte auch von ihr, aus zarter Besorgniß für ihren Ruf, nicht ferner besucht sein. Er sah sie nur am dritten Ort, und Beide waren um so leichter über diesen noch waltenden Zwang getröstet, als schnell der glückliche Zeitpunkt, der sie auf immer vereinigen sollte, zu nahen schien. Denn Stella, gekräftigt durch das starke Gefühl der glücklichen Liebe, hatte mit besonnener Klugheit und Thätigkeit in kurzem alles eingeleitet, um von dem Geheimrath in der Stille geschieden zu werden, an dessen Einwilligung sie um so weniger zweifeln konnte, da sie ihm über die Hälfte ihres Vermögens abzutreten gesonnen war. Unerwartet aber setzte ihr dieser, als er ihr Vorhaben erfuhr, die größten Hindernisse entgegen, und suchte sie auf alle Weise durch Bitten und Drohungen davon abzulenken; wenigstens

gewichen, und schien nur mit goldenen Strahlen auf die obern Fenster des Schlosses, während der Himmel weithin mit rother Gluth erfüllt war. Stella ging eben an dem Opernhause in stiller Wonne jugendlicher Träume langsam vorüber, als plötzlich ein Geschrei sie aufschreckte, und sie ein Pferd erblickte, das sich losgerissen hatte, und wild nach der Brücke lief, durch die von dort kommenden Leute gescheucht aber seine Richtung veränderte, und grad auf sie losstürzte. In einem Augenblicke wäre es um sie geschehn gewesen: da warf sich kühn ein junger Mann vor sie hin, ergriff mit starker Hand das Pferd, das ihn nur wenige Schritte mit fortriß, im Zügel, und kehrte dann, als viele Leute sogleich das Thier bändigten, im leichten Sprunge zurück, um Stella'n, die vor Schrecken niedersinken wollte, zu unterstützen. Sie erholte sich bald aus der Betäubung, in welche die schnelle Gefahr sie gestürzt hatte, und nahm das Erbieten des jungen Mannes, der bescheiden und auf die feinste Weise sich zu ihrem Begleiter antrug, mit lebhaftem Dank an. Sie gingen eine Weile still neben einander, doch merkte er bald, daß sie noch schwach war, und ihr bei jedem Schritte die Knie wankten, und da sie durchaus weiter gehn und keinen Wagen wollte, so bat er sie, wenigstens seinen Arm anzunehmen, und sich an ihn zu stützen. Sie äußerte, er müsse wohl fremd sein in Berlin, und er bejahte es. „Ich bin ein Franzose," sagte er, und heiße Chevalier Campan; mit meiner Familie bin ich früh ausgewandert, und habe schon lange vergebens auf die Rückkehr in mein Vaterland gehofft, doch lieb' ich Deutschland, und vorzüglich die deutsche Sprache, die ich nur, wie Sie hören, trotz unsäglicher

Uebung, nie recht aussprechen lerne.“ Stella fragte theilnehmend nach seinen bisherigen Schicksalen, und er erzählte offenherzig, wie es ihm bis zu seiner Ankunft in Berlin an kleinen deutschen Höfen ergangen war, und die mannigfache Noth, mit der er hatte kämpfen müssen, eine Schilderung, die sie nicht ohne Rührung anhören konnte. Inzwischen waren sie bis zu dem Platze gelangt, wo unter den Linden den Tag über Blumen zum Verkauf ausgestellt zu sein pflegen, die jetzt eben weggeräumt wurden. Ein ängstliches Gefühl drängte sich bei diesem Anblick in Stella's Busen, und ihre Blicke schwebten sorgsam auf den scheidenden Blumen; seltsame Verwirrung umfing ihren Sinn, es war als ob eine alte Bekanntschaft aus frühen Träumen sie umschwebte, und rief ihr wehmüthige Thränen in die Augen. Campan, der ihre Bewegung sogleich bemerkte, heftete seine Blicke fest auf die ihrigen, und fragte freundlich, was ihr sei? — Sie aber nahm sich zusammen, lächelte ihn an, und versicherte, sie befinde sich wohl; als er aber wiederholt in sie drang und sich so theilnehmend bezeigte, gestand sie ihm, was sie in dem Augenblicke gerührt habe, doch sei es eine von den unbegreiflichen Wirkungen entfernter Gefühle, die dunkel in der Seele liegen, und sei schon ganz vorüber. — „Wie sonderbar, begann hierauf Campan, daß auch ich eben jetzt eine solche dunkele Wirkung in mir verspürt habe, und in einer solchen Verwirrung des Nachdenkens darüber bin, die es mir noch unbegreiflicher macht; wieso und woher, kann ich Ihnen nicht sagen, aber das ist gewiß, daß mein ganzes Leben seit jenem Augenblick, da ich Sie in Gefahr sah, eine andre Richtung nimmt, und der Zufall, der für Sie nur

schlimme Bedeutung haben kann, für mich ein Glück wird. Schon seit langer Zeit dringen meine Verwandten in mich, ich soll nach Rußland gehn, und dort in Kriegsdiensten mich meinem Range gemäß aufzuschwingen suchen, lange zwar hab' ich ihnen widersprochen, weil das Volk wie das Land mir zuwider ist, aber endlich müde der täglichen Mahnungen und unwillig über mein freudeloses Dasein, entschloß ich mich, wenigstens den Meinigen mit dem Leben, das für mich mit jedem Tage gleichgültiger wurde, eine Freude zu machen, und eben war ich auf dem Wege, diesen meinen Entschluß meinem Oheim anzukündigen, und dadurch für mich unwiderruflich zu machen, als eben das Glück mich ihnen zu helfen berief, und durch die wunderbarste Verkettung der Gefühle, die zu ergründen vergeblich ist, finde ich mich jetzt von meinem Entschlusse wie von meinem Wege abgeleitet, und wie durch eine Eingebung entschieden, nicht nach Rußland zu gehen, und ich werde wieder innerlich leicht und froh! Und warum sollte ich nicht, setzte er gerührt hinzu, an eine Eingebung des Himmels glauben, da sie mir durch einen sichtbaren Engel gebracht wurde!" — Er sprach diese Worte mit so innigem, unschuldigem Tone, und drückte ihr dabei mit so herzlichem Danke die Hand, daß Stella nicht über sich vermochte, diesem Vertrauen auszuweichen, sondern aus vollem Herzen ihre Freude darüber äußerte, daß sie die unabsichtliche Veranlassung zum Widerruf seines unfreudigen Entschlusses sei, und ihm Gelegenheit gegeben habe, die innere Stimme seines eigensten Wesens zu vernehmen. Das Gespräch wurde nun immer freundlicher; Stella erzählte unbefangen, welche Lebensart sie führe, und lud ihn verbindlich

ein, sie in ihrer Sommerwohnung zu besuchen, da sie einmal auf so gute Art sich kennen gelernt hätten. Er nahm es mit Freuden an, und wußte zur Erwiederung ihrer Dankbarkeit das Schicklichste mit solcher Feinheit und Anmuth zu sagen, daß Stella ganz davon eingenommen wurde.

Wie es der empörendste Anblick ist für den reinen Sinn, einen jungen Franzosen auf der Höhe der weltlichen Verderbtheit zu erblicken, zu welcher diese Nation früher sich so glänzend ausgebildet, so ist dagegen, wir können es mit Recht sagen, kein liebenswürdigeres Geschöpf zu finden, als ein junger Franzose von unschuldigem Gemüth und feinen Sitten, wie besonders die frühere Zeit uns manchen mitten im Gewirr der schlechten gezeigt hat; es ist schön, wie Ehre und Adel eines alten Geschlechts wohlthätig schon in frühester Kindheit jede unedle Begierde in dem Begriff des Unziemlichen unterdrücken, das Gefällige und Hülfreiche aus dem menschenfreundlichsten Sinn schnell und feurig in jedem Erscheinen hervorzaubern, und indem sie den edeln Geist der Ritterlichkeit bewahren, der in diesem Volke nie ausgestorben ist, die zarteste Milde der Sitte mit der gewaltigsten Kraft der Tapferkeit zu vereinigen wissen. Dieses edle Blut strömte in Campan's Adern, und wallte jetzt, in der Bezauberung die Stella's Wesen in ihm hervorgebracht hatte, freudiger durch die Adern. Die Gelegenheit war so liebreich gewesen, und hatte Beide einander gleichsam überliefert, ohne zwischen sie die Fremdheit zu stellen, welche sonst die Menschen, selbst solche, die vom Geschick zur Freundschaft erlesen sind, anfangs wie auf entgegengesetzten Ufern eines Flusses, über den

jeder hinüber möchte, getrennt hält. Ihr Verhältniß war gleich so nothwendig erschienen, und so gescheid aufgetreten. Es war eine unendliche Süßigkeit in Beider Herzen, nicht das Gefühl der Liebe, aber das reizvolle, zarte Gefühl, daß hier Liebe möglich, und das Gemüth des Mitwandelnden von wahrhaft menschlichen, geweihten Regungen ergriffen sei.

Aus diesen Empfindungen wurden sie in dem Tannengange, der vom Thore tiefer in das Gehölz führt, von einem Schwarm Herren und Damen erweckt, die Stella'n auf ihrem Landhause hatten besuchen wollen, und da sie gehört hatten, sie werde bald aus der Stadt zurückkommen, ihr entgegen gegangen waren. Diese stutzten einen Augenblick über den jungen Fremden, an dessen Arme Stella so vertraulich daherkam; als sie aber erzählte, was ihr begegnet, und welcher Gefahr sie durch seine heldenmüthige Aufopferung entgangen sei, überströmten ihn Alle mit schmeichelhaften Lobsprüchen und feinen Danksagungen. Ihn aber rührte der Beifall wenig, sondern regte nur tiefer eine Traurigkeit in ihm auf, die er kaum zu verbergen wußte. Stella war ihm inmitten der zahlreichen Gesellschaft gleichsam untergegangen, und ein festes Band, welches ihn bisher an ihrer Seite in der Höhe des reinsten Glücks erhalten, schien sich zu lösen, und ihn in einen weiten Raum von Alltäglichkeit fallen zu lassen. Er fühlte schmerzlich, daß er schon von Anfang her keinen Anspruch und keine Hoffnung gehabt, einen Abendgang, welchen Muth, Freundlichkeit, Lebenswendung, Luft und Sonne so zauberisch im Verein ausgestattet hatten, über seine natürliche Dauer auszudehnen, und er verwünschte wehmüthig die Grau-

samkeit, mit welcher der Verlauf der Dinge solche Blumen, die einen Lebenstag so selten schmücken, herabreißt und zertrümmert. Von solchen Regungen durchdrungen, suchte sich Campan der Gesellschaft zu entziehen, und als nun der ganze Schwarm wieder mit Stella umkehrte, und die vorgerückte Dämmerung in dem schwarzen Tannengezweig sich verdichtete, lenkte er heimlich in einen Seitenweg, und verlor sich trauernd in die dunkeln Gebüsche und sein verletztes Gefühl. „Warum kann man nicht, dachte er, immer leben in solch' ätherischem Wandeln, wo die süßeste Innigkeit uns eins macht mit der ganzen Natur, die mit Grüne, Wärme und farbigem Himmel uns schmeichelnd umfaßt, und die gedrängten Gefühle heitern, frischen Lebens einträchtig in der freien Brust spielen läßt, daß in dieser Lieblichkeit selbst Liebe, Freundschaft, und was es sonst Schönes gibt, nicht mehr als ein Einzelnes erscheint, und ohne bestimmte Unterscheidung doch jedes, in höhern Wohllaut verflößt, mitempfunden wird! Und damit wir ja nicht zweifeln, ob es auch so Göttliches gebe, müssen wir es mit allen Sinnen auf Augenblicke erleben! Ach ich kann das liebliche Weib nicht wiedersehn, ohne mich zu entscheiden, was ich ihr in Zukunft sein soll, und was war ich ihr denn jetzt? Nicht Geliebter, nicht Freund, nicht Bruder, und doch war ich ihr Alles, wie sie mir Alles war!"

Er kehrte nach der Stadt zurück, ohne noch zu wissen, ob er jemals die schöne Frau wiedersehn solle, deren Bekanntschaft, ungleich der gewöhnlichen Weise, da man im Anfang einer Verbindung den Reiz einer eröffneten Zukunft empfindet, mit dem ersten Schauen auch das Beste und Schönste dem Gefühl schon dargereicht hatte.

Stella zuerst vermißte ihn, und blickte eilend umher, ihre Bestürzung ihn nirgend zu finden konnte sie kaum verbergen, und die ganze Gesellschaft nahm Theil daran, man erschöpfte sich in Muthmaßungen über den Beweggrund zu dieser Flucht, und die meisten schrieben sie endlich einer stolzen Bescheidenheit zu, die sich dem verdienten Lob entziehen wolle; aber in Stella's bewegtem Innern stiegen geheime Ahndungen auf, die den Tag beschlossen wie fernes Wetterleuchten am Horizont, das ein Gewitter droht, von dem man nur nicht weiß, ob es die nächste Nacht schon heraufkommen wird. Es vergingen mehrere Tage, ohne daß sie von dem edeln Flüchtling einige Kundschaft einziehen konnte, und alle ihre Bemühungen würden fruchtlos gewesen sein, wenn nicht endlich der Zufall einen Bekannten zu ihr geführt hätte, der durch Nennung seiner Straße und seines Hauses ihrer peinlichen Unruhe ein Ende machte. Lebhaft schrieb sie sogleich eine Einladung an Campan, worin sie ihn mit den freundlichsten Worten bat, ihr nicht länger die Freude zu entziehen, ihm den Dank, welchen sie ihm auf so vielfache Art schuldig sei, selber persönlich und wiederholt zu versichern. Er kam noch denselben Tag, und obgleich anfangs schüchtern, und in Zweifel, ob er seiner vollen Empfindung folgen dürfe, sah er doch bald jedes Gewölk von seiner Seele verscheucht durch die neubelebenden Strahlen der aufgehenden Liebessonne. Stella's Herz schien sich in Unschuld zu erneuen, um ohne Erinnerung des Schmerzes dem neuen Freund anzugehören, der alsbald mit unbefangener Klarheit lebhaft seine Neigung zu ihr aussprach. Von diesem Abend an besuchte er sie beinahe täglich, widmete ihr alle seine Zeit, und

wenn er einen Tag verhindert wurde, zu kommen, was selten geschah, so wurde Beiden dieser ein wüster, ängstlicher Tag. In den Gesellschaften, die sich häufig bei Stella versammelten, war er bald die willkommenste Erscheinung, seine Liebenswürdigkeit war Allen eine Freude, und er wurde überall, wo man Stella zu sehn wünschte, eben so sehr um seiner selbst willen, als um ihretwillen eingeladen.

Man nahm es bald als eingestanden an, daß er ihr Liebhaber sei, und freute sich, die gute Frau, die bisher so spröde gewesen war, in das allgemeine Betragen herabgezogen zu sehn, während zugleich Viele das glückliche Verhältniß, in dessen inneres Wesen doch kein Blick zu dringen vermochte, mit neidischen Augen betrachteten. So ist ja die Welt und ihre Nachrede, — daß sie nur dann etwas begreift, wenn sie es auf gemeine Art erklären kann, da doch jedes menschliche Verhältniß ein unendliches ist, und meist aus solchen innern Bewegungen besteht, die dem blöden Auge der Menge sich auf immer entziehn, und es darf uns nicht wundern, wenn oft das Heiligste durch das elende Gespenst, das man den Ruf nennt, für das Abscheulichste gilt!

Die erfüllten Tage, welche Stella und Campan in dieser Zeit des Glücks genossen, und die wir uns billig enthalten zu beschreiben, wurden leider nur zu früh unterbrochen, als der scheidende Sommer sie nöthigte, den Thiergarten zu verlassen, und mit dem Herbste auch der Geheimrath wieder in Berlin eintraf. Wehmüthig blickte Stella auf den schönen Sommer zurück, und als mancherlei Geräthschaft aus dem angenehmen Sommerhause nach der Stadt geschickt wurde, die Zimmer allmählig

leer wurden, und sie selber ihre kleinen Sachen sorgsam einpackte, dünkte ihr, als ob mit dem nun völlig abgeschlossenen Bilde alles Glück und alle Freude von ihr wichen. Sie war einige Tage vor der Rückkunft des Geheimraths in die Stadt gezogen, und Campan besuchte sie auch hier nach wie vor, aber ohne daß ihr durch seine Anwesenheit gleiches Genügen und Ruhe, wie draußen im Freien, zu Theil geworden wären; und wahrlich nur zu schnell zeigte sich, wie ihr ahndendes Gemüth mit Recht gezweifelt hatte, sich dem vorigen Glücke zu überlassen, denn kaum war der Geheimrath in seinem Hause zurückgekommen, als Campan plötzlich fortblieb, und keine Silbe von sich hören ließ. Stella's Bestürzung und Verwirrung waren unaussprechlich, sie begriff nicht, was in ihm vorgegangen sei, und schwankte in tausend qualvollen Zweifeln. Vergebens sandte die Verlassene häufige Boten aus, und schrieb die zärtlichsten und verzweiflungsvollsten Briefe an ihn, er hörte die erstern mitleidig und traurig an, trug ihnen die besten Grüße auf, aber nie gab er ihnen eine weitere Antwort, und legte auch die Briefe schweigend bei sich nieder. Gleichwohl konnte sie an seiner dauernden Zuneigung und Liebe nicht zweifeln, denn jedem, der ihn sah, war es nur allzu sichtbar, wie viel er litt, und wie schwer er sein Geschick ertrug. Es konnte nur sein sorgsames Ehrgefühl ihm diese peinvolle Entfernung auferlegt haben, das nicht ertragen wollte, einen Andern im Besitze der Güter zu sehn, die er begehrte, und eben so wenig gegen diesen durch Eingriffe in dessen Rechte fehlen, und verdiente Vorwürfe, so durchaus unwahrscheinlich sie waren, auch nur als möglich denken mochte. Zurückgezogen aus allen Gesell-

schaften, die sich nur desto lebhafter um ihn bemühten, verbrachte er seine Tage in stiller Trauer, welche bald das Feuer seiner Augen erlöschen und die blühende Farbe seiner Wangen erbleichen machte.

Nach einiger Zeit wurde er krank, und die Aerzte, die alle ihre Bemühungen vergeblich fanden, erklärten seinen Zustand für bedenklich. Als Stella davon Nachricht erhielt, vermochte sie nicht länger die heftige Sehnsucht zu ertragen; begleitet von einer Vertrauten eilte sie eines Abends zu ihm, und stürzte mit ängstlicher Bewegung vor sein Lager hin. Er aber, obwohl sehr matt, raffte sich auf, und nahm sie außer sich vor Freude in seine Arme, indem er mit den sanftesten Worten sie zu beruhigen suchte. Weinend in der Freude des Wiedersehns sagte sie endlich schmerzlich diese Worte: „Nein! ich habe es nun erfahren, ich kann nicht ohne dich leben, mein Freund, mein Geliebter! Und wie hast du es über dich vermocht, mich zu verlassen, mich, die dich über alles liebt, und von der du nur fordern kannst, was sie thun soll um dir ganz zu gefallen, um dich zu behalten! Brich dieses Schweigen, das einen geheimen Schmerz verräth, und mich so unendlich gequält hat, und sage mir frei, was dich verletzt und betrübt? Ist es mein Gemahl, dessen Anwesenheit dir unerträglich ist? O so erkenne doch, wie nur in jugendlicher Bethörung ich seine Frau werden konnte, komm und sieh, wie sein ganzes Betragen ununterbrochen zeigt, daß er kein Recht auf mich zu haben glaubt, und mir nie bestreiten kann, wahrhafter Anerkennung zu folgen. Und hättest du nur früher gesprochen, mein Geliebter, das verhaßte Band wäre schon aufgelöst, und ich auch vor den Augen der

Welt und dem Scheine nach so frei und unabhängig, wie ich es in Wahrheit für mich schon lange bin. Oder hat mich vielleicht, was ich doch nimmer glauben mag, zugleich dein Herz verlassen? Ist deinen geliebten Augen in mir vielleicht ein Flecken sichtbar geworden, der deinen reinen Sinn gekränkt und von mir abgewendet hat? Auch dann sag' es frei, mein Geliebter, und du sollst was die Kraft der Liebe vermag erfahren, und verschwinden sehn, was dir mißfällt, und was doch nur ein Aeußeres, ein Zufälliges sein kann, denn mein wahres Innere liebst du, das weiß ich, und mußt es lieben, wie es dich liebt!" — Die hervorstürzenden Thränen hinderten sie weiter zu reden, und überströmten seine Hände, die er liebkosend auf ihre Wangen gedrückt hatte. Nach einer Weile, da er sich mühsam gefaßt hatte, antwortete er folgendes, indem er sie fest an sein Herz drückte: „Wenn du, meine Theure, in dir fühlest, daß du nicht ohne mich leben kannst, so siehst du davon, daß ich ohne dich nicht leben kann, den Beweis vor Augen in meiner Krankheit, und hättest ihn, wenn nicht dies dein Wiedersehn und deine Versicherung mir das Leben wiedergäbe, durch meinen Tod bewährt gefunden in kurzem, denn ich durfte ihn nicht entfernt mehr glauben. Jetzt aber, geliebte Stella, da ich dich also wiedersehe, und dich so reden höre, wie mein Herz nicht wagen wollte zu hoffen, lebe ich auf, und will deiner Liebe und deinem Glücke leben. Ja, löse dieses unselige Band, und gehöre vor Gott und Menschen mir, dem es einziges Trachten, einziger Beruf sein wird, in deinen Wünschen meine Freude zu finden, deine Lieblichkeit zu warten und zu pflegen. Ach! nicht hier, nicht jetzt, dachte

ich die herrliche Gattin zu finden, die mein grausames Vaterland mir nicht gewähren wollte!" — Nun machte er sich Vorwürfe, daß er einen Augenblick an Stella gezweifelt, und ihr nicht gleich jede Kraft der Liebe und Wahrheit zugetraut habe, er bat sie auf die rührendste Weise um Verzeihung, und sie mußte alle schmeichelnde Tröstungen anwenden, um ihn zu beruhigen. Spät erst, da die sinkende Nacht es gebot, trennten sich die Liebenden, nachdem sie noch vieles besprochen und verabredet, in der Gewißheit, sich am andern Tage wiederzusehn, und in der beglückenden Hoffnung, nach kurzer Zeit einander ganz anzugehören.

Es bedurfte nur weniger Tage, so verließ Campan das Bette, und bald auch das Haus, in jugendlicher Kraft, und der Geist in voriger Lebhaftigkeit, seine Wangen rötheten sich wieder. Doch besuchte er Stella's Haus nicht, und wollte auch von ihr, aus zarter Besorgniß für ihren Ruf, nicht ferner besucht sein. Er sah sie nur am dritten Ort, und Beide waren um so leichter über diesen noch waltenden Zwang getröstet, als schnell der glückliche Zeitpunkt, der sie auf immer vereinigen sollte, zu nahen schien. Denn Stella, gekräftigt durch das starke Gefühl der glücklichen Liebe, hatte mit besonnener Klugheit und Thätigkeit in kurzem alles eingeleitet, um von dem Geheimrath in der Stille geschieden zu werden, an dessen Einwilligung sie um so weniger zweifeln konnte, da sie ihm über die Hälfte ihres Vermögens abzutreten gesonnen war. Unerwartet aber setzte ihr dieser, als er ihr Vorhaben erfuhr, die größten Hindernisse entgegen, und suchte sie auf alle Weise durch Bitten und Drohungen davon abzulenken; wenigstens

hoffte er sie durch seinen Widerstand dahin zu bringen, daß sie ihm das ganze Vermögen zurückließ, wovon er nichts verlieren wollte, vielmehr sah er alles, was ihm entgehn könnte, für einen an ihm verübten Raub an. Niemanden war die niedrige Gesinnung, die seinem Verfahren zum Grunde lag, verborgen, als nur Stella'n selbst, die er mit den künstlichsten Schmeichelreden täuschte, als sei er nur einzig auf ihr Bestes bedacht. Jedoch würden an ihrem festen Entschluß, den Liebe erzeugt und Liebe gefördert hatte, alle seine Bemühungen gescheitert, da die Gesetze zu bestimmt für sie sprachen, der Spruch zur Scheidung ergangen sein, wenn nicht ein ihm günstiges Ereigniß eingetroffen wäre, das die lebhaft Hoffende, und schon mit seligen Blicken in der Zukunft Schauende dergestalt zerschmetterte, daß der gelähmten Seele alle Thätigkeit ersterben, jede Weise des Lebens ihr schrecklich werden mußte, weil ihr das Leben schrecklich war, und jedes Glück einer Aenderung in fürchterlicher Gleichgültigkeit verloren ging.

Zwei Tage hindurch hatte sie ihren Freund nicht gesehn, und erwachte jetzt am dritten Morgen mit der freudigen Gewißheit, ihn Abends in einer Gesellschaft zu finden, zu welcher sie Beide eingeladen waren, ja sie hoffte ihn vielleicht schon Vormittags zu sehen, da bei so schönem Wetter die schöne Welt in den Wintermittagsstunden sich unter den Linden zu ergehen pflegte. Sie war eben aufgestanden, als man ihr einen Brief übergab, in dessen Aufschrift sie sogleich Campan's Hand erkannte; sie erbrach hastig das Siegel mit stockendem Herzen und vorbedeutender Ahndung, und las folgendes:
„Möge mir der gütige Gott seinen Beistand verleihen,

damit ich diese Zeilen zu Ende schreiben könne! Vernimm, geliebte Stella, du, die ich lieben muß, so lange mir Lebensathem bleibt, vernimm das entsetzliche Geschick, das deinen Freund getroffen hat! Marie Adelaide, meine Verlobte, die ich lange als todt beweint habe, sie lebt! Eine wunderbare Fügung hat sie dem Beil der Guillotine, das ihre Eltern und Brüder dahin raffte, und auch schon ihrem Nacken drohte, entzogen. Sie ruft mich jetzt, ihren Verlobten, und fordert mich von mir wieder, ich hab' ihr alles zu ersetzen, den Vater und das Vaterland, die Geschwister und die Freunde, ich bin das Einzige, was ihr auf dieser Welt übrig ist. Wenn du diese Zeilen liesest, bin ich schon auf dem Wege nach Frankreich. Stella! die Liebe, die ich so heiß zu dir getragen, ist nur eine Fortsetzung jener Liebe, die nur der Tod lösen konnte; aber meine frühere Geliebte lebt! Stella, sie lebt! Wirst du mir verzeihen? Wird nicht dein Fluch mich verfolgen zugleich mit deinem Schmerze? Ich sollte glücklich sein, und ich bin elend: du hast mich vom Tode gerettet, und ich gehe! Mein Herz zerreißt! Dein Andenken kann ich niemals lassen, aus den Armen der liebenden Gattin wird es mich aufschrecken, und mich niederwerfen in den Staub. Thränen und Klagen werden der Inhalt meines Lebens sein, das nicht lange mehr dauern möge! Lange hab' ich unter Qualen der Verzweiflung den unentschiednen Kampf gekämpft — er ist entschieden, ich muß gehn! Rechne sie mir nicht an, die öden Jammertage, ich theile sie mit dir, und werde bald auch jene sie theilen machen, von der alle Morgen und alle Abend dein liebes Bild mich wird trennen wollen. Leb' wohl! leb' wohl! Mein Blut möcht' ich

gern verströmen, um nur Einen Augenblick der Freude in dein Leben gießen zu können! Ich durfte dich nicht sehen, um Abschied von dir zu nehmen, dein Anblick wäre mir mehr als zehnfaches Sterben gewesen. O ich Wahnsinniger flehe noch zu dir, daß du nicht vergessen mögest, wie sehr ich dich geliebt! Ja, wisse, ich bin dir ewig ergeben, kann nimmer von dir lassen, werde ewig klagen müssen, daß im Herzen von Deutschland die Blume meines Lebens so herrlich blüht, und meinem Leben ach! verblühen muß. Leb' wohl, Stella! Zum letztenmal umarm' ich dich! In jenem Gericht fordere mich, sag' ich sei dein, und ich werde dich nicht verläugnen. Jetzt verlasse ich dich, und stürze taumelnd in den Abgrund meines dunkeln Geschicks.

Campan."

Was die Verzweiflung sei, man glaubt wohl allgemein es zu wissen, aber nur wer sie erfahren hat weiß es, und vergißt es nie; denn wie vielen Wechsel auch Zeit und Geschick dem Leben herbeiführen, und wie viel Göttliches auch Weisheit und Andacht darbieten mögen: das Herz, das einmal von jenen Schrecken ergriffen worden, wird in diesem Leben nie wieder ganz geheilt; Ein Punkt wenigstens bleibt darin erstorben, und in unfruchtbarer Oede ein ewiges Andenken der erlittenen Qual, ein Andenken, das zwar umschlossen werden kann von reichen Lebensgefilden, aber nie selber mehr zum gedeihlichen Boden durch sie wird, sondern ewig nur Todesfrüchte trägt er dem Leben. Wir wollen nicht versuchen, das Leiden der unglücklichen Frau zu beschreiben; sie selber schwieg verschlossen still, nur Thränen verriethen ihren Jammer, und keine wohlthätige Krankheit schaffte ihr

Erleichterung, unwillig warf der Körper den Schmerz, der auch ihn erdrücken wollte, stets auf das Gemüth zurück, und nahm nur spät und langsam daran Theil, als durchwachte, von Qual erfüllte Nächte, vernachlässigte Nahrung, und Mangel an freier Luft ihn endlich dennoch erliegen machten. Niemand pflegte sie mit freundlicher Sorgfalt, niemand erhob mit trostreicher Hoffnung ihr sinkendes Leben, nur Musik und wenige Bücher, die sie jetzt verstehn lernte, schienen auf Augenblicke sie dem Grame zu entziehn, welchem sie doch unvermerkt sie immer wieder übergaben. Sie verblühte in der Zeit der schönsten Jugend, und als endlich nach einem langen Winter der Frühling kam, und die frischen Blumen brachte, die heitern Tage, und die milden Lüfte, da schien erst recht ihr Winter gekommen zu sein; nie verließ sie das Zimmer, jede Lieblichkeit der Natur ängstigte sie. Erst gegen den Herbst begann sie wieder auszugehn, und schüttete in tausend Thränen ihren nie rastenden Schmerz in den Schoß der absterbenden Natur, die wie ein Meer von Wehmuth ihren Sinn umwogte; jeder Baum, jeder Gang, der ein Zeuge glücklicher Tage gewesen war, wurde es nun der unglücksvollen, und bald hielt weder Wind noch Regen, noch das rauheste Wetter sie ab, auf den verlassenen Wegen, nur von einem alten Bedienten begleitet, umherzustreifen. Wohl mit Recht sagt der Dichter, daß bald allein ist, wer sich der Einsamkeit ergiebt; aber dieser kann doch keiner sich ergeben, der nicht schon einsam war in seinem Herzen. So erblickte auch Stella in ihrem Verlassensein, da das freudelose Haus nach und nach von jederman, selbst von dem Geheimrath, der seine Lustbarkeiten anderwärts aufschlug, gemieden

wurde, nur die wahre Beschaffenheit ihres früher geführten Lebens, wie es von je innerlich gewesen, auch in seiner äußern Gestalt, die durch den falschen Schein lügenhafter Anhänglichkeit verdeckt gewesen war, treulich abgebildet. Sie erkannte, wie alle jene Menschen ihr nichts gewesen waren, und wie gleichgültig sie nebeneinander hingelebt hatten. Diese Zeit der Trübsal, von der die Jugendblüthe des Körpers unwiederbringlich zerstört war, brachte auch der harmlosen Jugend ihres Gemüths, und der freudigen Weise, wie es die Welt fühlte, ein schmerzliches Ende, denn ihr Geist, der lange geschlummert hatte, erwachte nach und nach, und entfaltete die neuen Schwingen des Leids in scharfsinnigen Untersuchungen, und die tiefe Einsicht in das Leben, das Verständniß der Natur, das Gefühl des ewigen Zusammenhanges, die Bedeutung des dem Scheine nach Verkehrten wurden herrlich von dem großen, der Menschheit so zugehörenden und gleichsam eingebornen Schmerze in dem aufgestürmten Gemüthe zu Tage gefördert. Die Thränen, die aus einem zerrissenen Herzen strömen, fließen befruchtend in das reiche Lebensgefild, und nur nicht ganz verläugnen können die durch sie gereiften Früchte, daß Thränen ihre Nahrung waren.

So näherte sich Stella durch ihr Leid selbst wieder den äußern Gegenständen, die schon alle in ihren Gram hineingetaucht standen, und so gewöhnte sie sich nach und nach durch ihren Geist an die Menschen, die ihr Herz ihr entfremdet hatte, und deren ja doch so viele, wie sie nun theilnehmend erkannte, unter dem Gewande der Freude ein leidenschweres Herz durch das trübe Leben tragen. Aber auch auf eine andere Art gestaltete sich

nun ihre Umgebung, die nicht mehr nach der blinden Willkür des Zufalls aus dem bloßen Wechsel des Kommens und Gehens bestand, sondern nach der Leitung eines höheren Sinnes aus inneren Beziehungen sich in einen kleinern Kreis bildete, der dem Vertrauen näher war, und bescheiden und mäßig die Güter der Freundschaft verwaltete, nicht mahnte um das Ausbleibende, aber das Dargebotene als eine Gebühr empfing. Die Beruhigung und die Sicherstellung, welche solche Verhältnisse gewähren, empfand Stella besonders in der Freundschaft einer ältlichen Dame, die sich ihrer mit mütterlicher Sorgfalt annahm, und auf Antrieb ihres Mannes, eines verständigen, erfahrnen Rechtsgelehrten, der mit Stella's Vater befreundet gewesen war, in einer besondern Zusammenkunft sie auf die ungeheuren Verschwendungen des Geheimraths aufmerksam machte, und sie darüber zur Rede stellte, daß sie leichtsinniger Weise diesem allein die ganze Verwaltung ihres Vermögens anheimgestellt habe. Zwar wußte niemand, ob der Aufwand in Verhältniß zu ihrem Vermögen wirklich zu groß sei, weil der Zustand des letztern unbekannt war, und man schlug ihn, wie zu geschehn pflegt, eher zu hoch als zu niedrig an; aber es war doch aufmerksamen Augen nicht entgangen, daß der Geheimrath mehrmals auf Augenblicke sich in Geldverlegenheit befunden habe, die zwar immer glücklich vorübergegangen, aber seit einiger Zeit in kürzern Zwischenräumen wiedergekehrt war; ja er hatte sogar kleinere Summen bei guten Freunden aufgenommen, und jedesmal nach der Wiedererstattung ungewöhnlichen Aufwand gemacht, daß die Absicht unverkennbar war, wie er dadurch die aufkom-

mende Meinung von der Verschlimmerung seiner Vermögensumstände unterdrücken wolle.

Stella war über diese neue und unerwartete Sache nicht wenig bestürzt, jedoch mehr wegen der verdrießlichen Maßregeln, die nun nothwendig wurden, als wegen der von ihren Freunden befürchteten Verarmung, von der sie keinen rechten Begriff hatte, und nur erst spät, durch wiederholte, dringende Rathschläge konnte sie bewogen werden, diese unangenehmen Angelegenheiten gegen den Geheimrath zur Sprache zu bringen, und von einem vertrauten Geschäftsfreund untersuchen zu lassen. Nichts glich dem wüthenden Zorn, in welchen der Geheimrath zuerst ausbrach, als Stella mit ihm davon zu reden anfing, und nichts seiner Kleinmüthigkeit, als er, um größerem Aergerniß vorzubeugen, endlich in die vorgeschlagne Untersuchung einwilligen mußte. Es fand sich alles in der größten Unordnung, und es kostete viele Mühe und Arbeit, um endlich zu der klaren Einsicht zu gelangen, daß beinahe die Hälfte ihres Vermögens fehle, und der Weg, auf dem es verloren gegangen, nicht einmal immer deutlich nachzuweisen sei. Besonders war man um Aufschluß begierig, wohin ein Kapital von zehntausend Thalern gekommen, das gleich in dem ersten Monat ihrer Verheirathung ausfiel, und in der vorgefundenen, sorgfältigen Vormundschaftsrechnung des Oheims genau bezeichnet war, bis man endlich von dem letztern eine an Stella's Hochzeittage ausgestellte Quittung über diese Summe fand, welches zu sonderbaren Vermuthungen Anlaß gab, und Stella'n endlich überzeugte, daß sie für diese Summe sei verkauft worden. In diesem Schmerze vernichtet, vernahm sie den übrigen Verlust mit

dem größten Gleichmuth, und mußte nur weinen die große Theilnahme zu sehn, die ihr darüber bezeigt wurde, da sie über den ungeheuren Verlust, den ihr Herz erlitten, kaum irgend ein flüchtiges Bedauern erfahren hatte. In der Betrachtung, daß sie kinderlos, und nur für sich selbst zu sorgen verpflichtet sei, litt sie durchaus nicht, daß man gewaltsame Maßregeln, die ihr vorgeschlagen wurden, gegen den Geheimrath in Ausführung brächte, und nur mit großer Mühe gelang es dem Manne ihrer Freundin, dessen Thätigkeit unermüdet war, ihr ein kleines Kapital unantastbar sicher zu stellen, während alles übrige dem Geheimrath, der freilich mit Thränen versprochen hatte sich zu bessern, preisgegeben blieb.

Wirklich verfloß eine geraume Zeit unter den ernstlichsten Bemühungen sich einzuschränken, und er gefiel sich endlich darin bis zu solcher Uebertreibung, daß Stella selbst darauf dringen mußte, dem Hause nicht allen äußern Glanz zu nehmen, und nicht allen Annehmlichkeiten des Lebens zu entsagen. Aber es entwickelte sich für sie aus dieser geordneten Lebensart bald ein neues Uebel, weit schlimmer, als alles, was dadurch hatte sollen vermieden werden. Nach Art der schwachen und elenden Menschen, die man nur schlechtweg gute zu nennen pflegt, hatte der Geheimrath aufrichtige, kleinmüthige Reue über das Vergangene empfunden, und indem er sich mehr und mehr der Häuslichkeit ergab, fühlte er eine steigende Rührung in sich, die ihm nach und nach das Herz so ganz erfüllte, daß er nichts mehr zu entbehren, sondern alle versagten Freuden reichlich ersetzt glaubte in dem stillen Kreise der behaglichen Wohnstube, wo er nun die meisten Abende mit Lesen, Rauchen und Schlafen zu-

brachte. Seine Rührung fand neue Nahrung in aufwachender Zärtlichkeit gegen seine Gemahlin, die so lange vernachlässigt zu haben ihm jetzt der bitterste Vorwurf dünkte, den er durch weichliches Anschließen abwenden zu müssen glaubte. Er fing an, sich eifriger um sie zu bemühen, nannte sie mit vertraulichen Namen, und indem er laut die Häuslichkeit und eheliche Eintracht pries, wollte er seinerseits nichts fehlen lassen, um für ein Muster von Ehemann gelten zu können. Sie fing an ihm zu gefallen, und es befremdete ihn selbst, ihre Reize bis jetzt so wenig bemerkt zu haben. Stella konnte sich kaum von ihrem Erstaunen über diese unerwartete Wendung erhohlen, und indem sie einen tiefen Blick in sein Gemüth warf, wurde sie mit solchem Abscheu erfüllt, daß sie ihren entschiedenen Widerwillen gegen ihn aussprechen mußte, erst mit kaltem Ernst und dann mit glühendem Zorn die unwillkommene Bewerbung zurückwies, und jetzt mit förmlicher Scheidung drohte, die sie des Vermögens wegen nicht hatte fordern wollen. „Wie, sagte sie lebhaft, ist es nicht genug, daß ich in der Zaghaftigkeit der Jugend ein Spiel fremder Gewalt war, und zum Mittel gebraucht wurde, daß Sie die unwürdigen Absichten auf die Glücksgüter erreichen könnten, die mir dadurch Unglücksgüter geworden sind? Sie fanden es nicht für nöthig, mich zu täuschen, und haben mir nie eine Spur von Zuneigung gezeigt, und wahrlich bei allen Uebeln, in die ich mich täglich mehr durch diese Heirath verflochten sah, war diese Wahrheit in Ihrem Betragen mein einziger Trost, ohne welchen ich es nicht ausgehalten hätte. Jetzt wollen Sie zu unwürdiger Schwäche noch die verbrecherische Lüge gesellen? Oder

glauben Sie wirklich durch eine Laune Ihres irrenden Sinnes auf eine volle, lebendige Erwiederung Anspruch zu haben, durch eine weichliche Regung ein volles, quellendes Leben zu gewinnen? Ich habe nichts mit Ihnen gemein, ich fühle mich frei, und bin es dadurch; Sie dürfen mir weder Schmeicheleien, noch Liebkosungen zuwenden, mich nimmermehr zur Vertrauten Ihrer Gefühle erwählen, am allerwenigsten derjenigen, die, weil sie mich betreffen, mir doppelt zuwider sind." — Durch solche Worte, die der Geheimrath mit dummer Verwunderung anhörte, und auf die er nichts zu erwiedern wagte, hatte Stella sogleich auf immer die Zudringlichkeit entfernt, die sie bisher nie in dem Fall gewesen war, auch nur vermuthen zu dürfen.

Der Unglückselige, der sich bedauerte, daß es ihm mit der Häuslichkeit nicht habe glücken wollen, ergab sich alsbald wieder seinem vorigen Leben, das ihm durch die Unterbrechung den Reiz der Neuheit gewonnen hatte, und seine Ausschweifungen fanden leicht die gewohnten Geleise wieder, nur daß er vor den Augen der Welt sie mehr verbergen lernte. Stella aber fand sich in der Fortsetzung ihres gewohnten Lebens mit jedem Tage unglücklicher. Sie hatte genau das wahre Verhältniß ausgesprochen, und es war als wenn im lauten Tönen der Worte das längst erwachte Gefühl erhöht und die Einsicht deutlicher geworden wäre, wie es mit allem geht, was man einmal den Muth gehabt hat sich zu sagen; indem der Schein nun völlig verschwand, und sich jeder Pulsschlag in ihr von dem Manne abwandte, den sie nie lieben und nicht lange achten gekonnt, ergriff die freudenlose Einsamkeit, der sie inmitten aller geselligen

Umgebung sich überlassen sah, um desto heftiger ihr Herz, als dieses in jeder zunehmenden Bildung des Geistes, weit entfernt Ersatz zu finden, nur neue, dringendere Ansprüche fand auf ein Glück, das die Welt fast immer versagt. Und wenn schon die Jugend des Gemüths von Ahndungen öfters beunruhigt wird, durch die der schlummernde Sinn dem Erwachen nahe steht, und kaum noch die Knospe, die in lauer Luft und schönem Sonnenschein auf und nieder bebt, zusammenhält: wie viel weniger kann die aufgebrochene, von Thau schon getränkte, von Strahlen schon erglühte Blume die Augen ihres erwachten Sinnes schließen, und ihre Düfte hemmen, so lange noch golden der Tag an ihr vorüberzieht! Stella stand offen jedem kommenden Ereigniß, und ein Glück ist es, nicht ein Verdienst, wenn in diesem Zustande der Leerheit eine Frau nicht ins Verderben sinkt, denn ihr steht nichts zu Gebote von allem dem, was einen Mann in kräftigem Dasein erhält, der Staat berührt sie nur von ferne, Kunst und Wissenschaft wollen lieber gepflegt als erzeugt werden von Frauen, und selbst die Andacht bedarf für sie einer nähernden Mittelsperson. Stella vermißte schmerzlich, daß sie die zärtliche Sorge für ein aufblühendes Geschlecht nicht an eigenen Kindern üben konnte, und suchte vergebens in andern Dingen die Ruhe und Freudigkeit des Daseins, die nur durch innige Liebe, es sei als Mutter, Gattin oder Schwester, eine Frau erreichen mag.

In dieser Zeit lernte sie einen Mann kennen, der ihrem Leben eine neue Wendung geben sollte, eine zuletzt allerdings glückliche, die aber durch neue, aus dem Herzen schwer heraufgezwungene Leiden erkauft wurde, und

wenig hinüberrettete von der fröhlichen Jugendkraft, mit welcher dieses lebendige Gemüth so reichlich war ausgestattet gewesen. Ein Herr von Winterfeld, der von einem entlegnen Regiment nach Berlin war versetzt worden, und sich durch viele lobenswerthe Eigenschaften im Kriege hervorgethan und in der Gesellschaft ausgezeichnet hatte, fing an sich leidenschaftlich um Stella's Gunst zu bewerben. Er war ein schöner Mann, voll Feuer und Kraft, und verrieth in seinen Reden eine ungewöhnliche Bildung des Geistes, die nur mit einer gewissen Härte, deren er in seinem Benehmen nie ganz Herr werden konnte, einen sonderbaren Gegensatz machte. Von früher Kindheit an zu den Waffen erzogen, und durch Reichthum und Stand hinlänglich, wie sein Vater glaubte, ausgerüstet zu den höchsten Ehrenstellen, hatte er von jeher der wohlthätigen Hülfe festen und geordneten Unterrichts entbehren müssen, und nur aus eigner Kraft diejenigen Kenntnisse, die der Zufall in seine Nähe brachte, mit glühendem Herzen an sich gerissen, so daß wohl alles, was er gefaßt hatte, aus dem Leben und in ihm lebendig war, aber fester Grund und klarer Ueberblick ihm desto mehr fehlen mußten, je genialer sich die auf dem eignen Wege gewonnenen Anschauungen mit den gewöhnlicheren Formen des Lebens bisweilen im Widerstreit befanden, den er nicht zu lösen wußte. Bei vielen durch gelehrte Uebertragung längst jedem aufgeschlossenen Dingen, suchte er daher oft die allbekannte Bahn des Zusammenhangs vergebens, während bei andern er unerwartet und leicht das Dunkel brach, welches sie für Alle noch umhüllte. Ueberall war sein Hang auf das Kräftige und Scharfe gerichtet, und die Milde und Stille

freundlicher Betrachtung, welche die allgemeine Bildung einem großen Gemüth ertheilt, waren von ihm so sehr entfernt geblieben, daß er oft durch wahre Rohheit diejenigen in Erstaunen setzte, welche kurz vorher seinen Scharfsinn bewundert hatten. Die rastlose Thätigkeit, in welcher ein solcher Mann sich immer zeigt, und mit welcher er jedes Wort, jedes Gefühl vor den Augen Anderer begeistert entstehn läßt, muß mehr als jedes künstlerische Talent, das doch meistentheils nur das im Stillen Erzeugte mitzubringen vermag, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft fesseln; um wie viel zauberischer war der Eindruck auf Stella, zu der sich brausend der volle Strom dieser liebenswürdigen Lebhaftigkeit hindrängte, und für deren Augen von der schäumenden Flut die Felsstücke überdeckt waren, die er gefahrvoll mit sich fortriß! Wo sie erschien, und Winterfeld antraf, brannten ihr seine Augen entgegen, und die wie aus dunkeln Höhlen erwachten Lebensgeister sprühten in erfindungsreichen Verwandlungen von seinen Lippen, von seinen Bewegungen aus. Sie fand in ihm erst einen angenehmen Gesellschafter, und dann einen geistreichen Freund, der sie mächtig aus der unruhigen Trauer aufriß, in der sich ihr Leben hinzog, seit der erste Schmerz über die schreckliche Trennung von dem edeln Jüngling in Betäubung versunken war. Neben den verwelkten Blüthen treibt das frische Blut, das nie in den Adern rastet, doch immer wieder dem Herzen neue Knospen, die sich, gemischt und zum Theil gehemmt von den abgestorbenen, sehnen aufzubrechen, daß das Herz wie im Kampfe zwischen Frühling und Herbst unentschieden steht. Als der neue Freund Stella'n zur Seite stand, fielen die

welken Blumen in Staub nieder, und von derselben Glut wurden die jungen, harrenden erschlossen. Aber das Bittere führt jede spätere Liebe mit sich, daß sie beginnt mit Schmerzensringen, welches das verödete Herz reinigen, und die Trümmern, die aus der Herrlichkeit früherer Tage noch übrig sind, ausstoßen muß. Alles Leid, jeder Verlust, den sie erlitten, wachte noch einmal in ihrer Seele auf, dann zogen die Wolken des Grams zum ewigen Abschied hinweg.

Mit der süßesten Innigkeit wurde der neue Freund empfangen, mit jenem Reichthum der Gedanken, mit jener Kenntniß und Fülle des Lebens das Verhältniß genährt, die der Wechsel des Geschicks in dem Glück der Liebe und in dem Unglück derselben, im Geräusch der Welt und in der Einsamkeit, ihr vielseitig gegeben hatte. Nicht jene selige Freudigkeit, nicht jene Hoffnungswogen, die ehemals das liebende Herz in sanftem Schlummer aus dem Gewirr der Welt an himmlische Gestade geführt hatten, schlugen in ihrer Brust: aber das Bewußtsein strenger, harter Nothwendigkeit in den Dingen des Lebens, und geschickte Erfahrenheit in der Behandlung der Verhältnisse, der Verstand statt der Phantasie, wurden die Quelle, aus der jeder ihrer Tage seine Lebensfluth schöpfte. Doch konnte sie selber ihr Gefühl bei der neuen Verbindung nicht Liebe nennen, es war ein beruhigendes, ernstes Wohlgefallen, und nur die leidenschaftliche Gewalt, mit der Winterfeld alles ergriff, gab ihrer vertrauten Nähe alle Rechte und die äußere Gestalt der Liebe, und einseitige Neigung maßte sich an, was nur aus dem Begegnen beiderseitiger entstehn soll. Zwar mußte ihr bald die Unrechtmäßigkeit und Falsch-

heit in ihrem Verhältnisse auffallen und drückend werden, wie sie denn auch frühzeitig versuchte, die wahre Geltung ihres Zusammenseins zurückzuführen, und die Gränzen zu erhalten, über welche hinaus ihre Zuneigung nur Unruhe empfand: allein jeder Versuch reizte durch das Hinderniß, welches er Winterfeld's Liebeswuth vorsichtig entgegensetzte, nur um so heftiger die Leidenschaftlichkeit, mit welcher dieser die Geliebte zu bestürmen nicht aufhörte. Vergebens war alle Klugheit, die sie anwandte, vergebens die Sanftmuth, mit der sie seine Heftigkeit, die Strenge, mit der sie seine heißen Bitten aufnahm: er wußte ihre Klugheit zu umgehen, die Sanftmuth richtete nichts aus, und die Strenge stürzte ihn in den wildesten Zustand zerreißender Schmerzen, indem er alsdann an ihrer Liebe zweifelte, und alle Ausbrüche der fürchterlichsten Wuth auf ihn selbst zurückkehrten. So fest waren in ihrer Verbindung die falschen Fäden mit den ächten verwebt, daß jene nur mit Zerstörung dieser konnten zerschnitten werden.

Stella vermochte nicht immer zu verläugnen, was in ihr vorging, und tausend Mißtöne klangen unwillkürlich in die freudigsten Stunden. Sie war endlich durch das lebhafte Gefühl ihres unglücklichen Daseins zu schwach geworden, um diesen Kampf länger fortsetzen zu können, die sündliche Ueberzeugung, daß es ihr mit nichts mehr glücken werde in der Welt, und sie aus einer Zerrüttung in die andere fallen müsse, da einmal ihr Eintritt in das Leben so begonnen habe, lähmte ihr mit jeder Hoffnung auch alle Kraft, die doch ihr Geist von ihr nicht aufhörte zu fordern, und es schien ihr thöricht, Anstrengungen zu machen, die im besten Fall mit dem Erfolg

in keinem Verhältnisse standen. Winterfeld erlangte über sie die unumschränkteste Herrschaft, ohne sich derselben zu freuen, und ohne sie zu etwas anderm als zum blossen Herrschen zu benutzen. Unverträglich und hart blieb er auch, als sie schon ganz in die äusserste Abhängigkeit sich begeben hatte, und die heissen Thränen, die sie ihrem trostlosen Geschick mit stillem Leiden weinte, brachten ihn durch die Einsicht, dass sie durch seine Liebe nicht glücklich sei, zur heftigsten Wuth, zu einer Wuth, die sich in die grausamste Qual der Unglücklichen verkehrte, alle Zartheit und Innigkeit zertrümmerte, und ihn selber zur Verzweiflung brachte.

Auf diese Weise verlebte sie lange Zeit die elendesten Tage, mit gebeugtem Gemüth und erstarrtem Herzen, das in täglich erneuerten blutigen Wunden hinstarb, und nur wieder auflebte, um zitternd in die neuen Stiche hineinzuschlagen. Mit leisen Thränen gehorchte sie in allem ihrem Gebieter, der grade in den kleinsten Dingen des Lebens, wo die fremde Einmischung am unwilligsten gefühlt wird, seine peinigende Herrschaft ausübte, und sich bei dem geringsten Widerspruch einem Zorn überliess, in welchem er weder ein Mass noch irgend eine Rücksicht auf die Gegenwart Anderer kannte. In dieser Trostlosigkeit war Stella's einzige Stütze jene Freundin, die jetzt mehr als je mit der zärtlichsten Theilnahme ihr zur Seite stand, und da die Freundschaft nicht nöthig hatte, der Leidenden über ihr Geschick, welches sie ja klar genug einsah, die Augen zu öffnen, sondern nur zu geringe Kraft fand in der schon Erschöpften, so bemühte sie sich doch treulich, den tiefen Kummer mit sanfter Schonung tragen zu helfen, und für Augenblicke zu lindern Un-

zähligemal hatte Stella den Versuch von ferne gewagt, sich der unleidlichen Herrschaft zu entziehen, aber nur tiefer war die Hülflose jedesmal in das alte Elend zurückgesunken, und die größere Pein, die sie nach jedem fehlgeschlagenen Versuch empfand, machte bald, daß sie fast mehr vor dem Versuche zur Freiheit zitterte, als vor der Gewalt ihres Tyrannen. So ja leider ist es beschaffen zwar mit jeder Schwachheit, aber noch vorzüglich mit der weiblichen, daß das kleinere Uebel wirksamer ist auf das angegriffene Gemüth, als das größere, und zum Erdulden die Kraft verbraucht wird, die zum Handeln in die Seele gelegt ist, ein Mißbrauch, den nur die verkehrteste Ansicht fälschlich zur Tugend erheben kann. Auch die theilnehmendste Thätigkeit ihrer Freundin vermochte nichts über den niedergeschlagenen Muth, und konnte nichts, als im Stillen weinen über den unabsehbaren Leidensweg, auf dem sie die Arme unaufhaltsam fortschreiten sah, während zu beiden Seiten die herrlichen, ersehnten Gefilde der Freiheit in Blumenglanz sie anlachten. „Ich weiß es, erwiederte Stella den eindringlichen Vorstellungen, indem sie weinend die Freundin bei der Hand nahm, ich weiß es, wie elend ich bin, und keine Worte können den Schauder wiedergeben, mit dem ich in die unbegreifliche Zukunft sehe, so erstarrt schon von dem gegenwärtigen Jammer meiner Lage, daß ich fast mit kalter Neugier jeden folgenden Tag erwarte, um zu sehn, was er noch für Schrecklichkeiten hinzufügen will, weil ich es nicht ärger denken kann, und doch hat bisher fast jeder Abend graunvoll mich gelehrt, es könne schlimmer mit mir werden. Das alles weiß ich, und kann es nicht ändern, mein Wille

sinkt ohnmächtig zurück, und jede Sehne scheint mir durchschnitten zu sein!“

Nach langem Sinnen gab endlich die Freundin ein Mittel an, das wenn auch nicht ganz, doch sicher auf einige Zeit die langersehnte Freiheit verschaffen mußte, und heimlich hegte sie das Vertrauen, daß wenn nur einmal ein Punkt außerhalb der Sklaverei gegeben sei, von diesem aus leicht und unfehlbar die Grundfesten dieser gänzlich zu zerstören wären. Sie schlug eine Reise vor, auf der Stella sie begleiten sollte, eine Reise nach Dresden, die nicht allein durch die Entfernung von allem Störenden, welche für sich allein schon wohlthätig gewesen wäre, sondern auch durch die glückliche Wahl des Ortes, der durch Gegenden, Kunstschätze, Lebensweise und Zusammentreffen der Fremden der reizendste Aufenthalt ist, den sichersten Erfolg für Stella's und ihrer Freundin Wünsche versprach. Schon war alles abgeredet, und die Einrichtung heimlich so getroffen, daß sie jeden Tag in den Wagen steigen konnten, und doch verzögerte sich ihre Abreise von einem Tage zum andern, weil Stella noch keinen Augenblick gefunden hatte, der ihr günstig geschienen hätte, Winterfeld von ihrem Vorhaben zu unterrichten, und sie besorgte im voraus, daß er nimmermehr einwilligen würde in ein Unternehmen, das ihn der Bequemlichkeit ihres Umgangs, der ihm zur unentbehrlichsten Gewöhnung geworden, auf längere Zeit berauben sollte; ja es stand am Ende zu befürchten, er würde sie begleiten wollen, ein Antrag, dem sie auf keine Weise sich fähig fühlte etwas entgegenzusetzen. Endlich jedoch gedrungen durch die Ungeduld ihrer Freundin, und überwunden von den siegenden Gründen derselben, wagte sie

Schon flossen ihre Thränen nicht mehr ingeheim, und überwältigt endlich von dem Gefühl, das Mitleiden zu verdienen, das sie in Vieler Augen sah, wollte sie sich aufraffen, um nach Hause zu eilen, als Winterfeld, seiner nicht mehr mächtig, indem er wirklich schien den Verstand verloren zu haben, sie mit stürmischer Gewalt zurückriß, und ihr zu bleiben befahl. Mit einem Laut des Schmerzes sank sie auf den Stuhl hin, und verhüllte das bleiche Gesicht. Gleich darauf aber fühlte sie sich sanft am Arm ergriffen, und da sie die Augen aufschlug, erblickte sie ein junges Frauenzimmer an ihrer Seite, die ihr liebreich zuredete, und um die Erlaubniß bat, sie nach Hause bringen zu dürfen, welches Stella innig gerührt annahm, und gestützt auf ihre Schützerin nach der Thür wankte. Im Vorbeigehn erblickte sie seitwärts Winterfeld, der wüthige Blicke auf sie schoß, und in der heftigsten Bewegung leichenblaß einem jungen Mann in schwarzer Kleidung folgte, und von diesem so ungestüm am Arm fortgerissen wurde, daß er eher gezwungen als freiwillig zu folgen schien. Stella zitterte, und die junge Dame, die ihre Angst bemerkte, flüsterte ihr leise zu: „Es ist mein Bruder! seit einer Viertelstunde wüthet er in mich hinein über das unerhörte Betragen Ihres Begleiters, gegen dessen Rache sie jetzt gewiß sicher sein werden."

Stella kam erschöpft nach Hause, und schickte sogleich nach ihrer Freundin, die mit großem Schrecken herbeieilte, und sie auf alle Weise zu trösten suchte, welches aber kaum einigermaßen gelungen war, als die fremde Dame nun an sich selber zu denken Zeit gewann, und die ängstliche Sorge nicht verhehlte, welche sie für ihren

Bruder empfand, der vielleicht schon in diesem Augenblick seine edle Kühnheit mit tödtlichen Wunden büßte. Jetzt erfuhr Stella, was ihre Freundin schon gewußt, daß die junge Dame mit ihrem Bruder, einem Offizier in sächsischen Diensten, von einem Ausflug in das nördliche Deutschland auf der Rückreise seit einigen Tagen in Berlin verweile; aber mit schaudervollem Entsetzen vernahm sie den Namen Arnold! Doch ehe sie noch recht darüber zur Besinnung kommen konnte, kam schon von diesem ein eiliger Bote an die Schwester, der einige Zeilen übergab, worin folgendes stand: „Eile sogleich zu mir, die Minuten sind kostbar, und jede versäumte vermehrt die Gefahr. Ich bin unverletzt und wohl. Sage der schönen Dame, ich hoffte sie nicht zum letztenmale gesehn zu haben. Jetzt müssen wir eiligst nach Dresden!"

Auf dringendes Zureden faßte Stella den Beschluß, gleich am folgenden Morgen die längstvorbereitete Reise anzutreten, weil nur gewaltsames Herausreißen aus dem Alten und Ueberfüllung mit neuen Gegenständen die übeln Eindrücke so mannigfaltiger Ueberraschungen tilgen konnten. Unter vielem Weinen und Klagen, vielfach verwirrt durch die gedrängten Ereignisse, trennten sich endlich die neuen Freundinnen, mit der Hoffnung jedoch und dem Versprechen, sich bald in Dresden wiederzusehn. Noch wollte Stella vieles sagen; aber sie war schon allein mit ihrer sorgsamen Freundin, und geängstigt von schmerzvollen Empfindungen, die aus den frühern Zeiten ihr der Name Arnold wiedererweckt hatte, fiel sie dieser mit Thränen um den Hals, und theilte ihr in rückhaltlosem Vertrauen die Geschichte jener ersten Liebe mit, deren zwischen ihnen bisher nur flüchtig als eines kindi-

schen Traumes war gedacht worden. Die Freundin, welche sah, wie Stella sich aus Freude und aus Schmerz, aus glänzender Hoffnung und aus angstvoller Furcht nicht zu fassen wußte, sondern in gewaltiger Bewegung aus diesem zerrütteten Leben in den Frühling jener Liebe hinüberrang, wußte kein besseres Mittel, um die Arme zu beruhigen, und Licht in alle Verhältnisse zu bringen, als daß sie dringend und fest auf der morgenden Abreise bestand, die Stella aus trüber Schwäche des Gemüths aufs neue hatte verschieben wollen. In der That mußte der Aufenthalt an einem Orte, wo jener öffentliche Auftritt sie der Schmähsucht und den Fingerzeigen der ganzen Stadt bloßgestellt hatte, für die Unglückliche vernichtender noch sein, als selbst der innere Schmerz, den sie erlitt. Sie reisten am andern Tage, in Begleitung eines edeln jungen Mahlers, der nach einem bei den Seinigen in Rathenau abgelegten Besuche zu der Stadt seiner Studien zurückeilte und bis jetzt von Stella's Freundin durch vieles Bitten war zurückgehalten worden. Er glühte mit innigem Verlangen für die Kunst, seine Brust war von dem tiefsten, wahrhaftigsten Gefühl belebt, sein Gemüth von der treuesten Menschenfreundlichkeit durchdrungen, und wie sein Geist durch vielartige Kenntnisse, so erfreute sein Sinn durch den unschuldigsten, heitersten Witz, der solchen lieb- und schmerzfrohen Menschen als schönste Göttergabe eingeboren ist; kurz, er war der wohlthätigste Trostmensch, den Stella unter Tausenden hätte finden können, und an dessen mildem Wesen ihr nagender Schmerz gleich am ersten Tage sich besänftigen mußte. Sie hatten bald die öden traurigen Gegenden, die von der Natur zu wenig begabt sind, als daß sie einer kunst-

vollen Hand zum Anbau würdig schienen, zurückgelegt, und schon hatte die veränderte Lage, das Beruhigende ihrer Gesellschaft, und selbst die aufdringliche Sorge des Reiselebens, den unruhigen Drang der Gefühle in Stella's Herzen entschlummern lassen; aber neue Freudenkeime wurden bald darin belebt, und eine reichhaltige Erwartung der Zukunft erweckt, als sie nun weiter in das fruchtbare, wohlhabende Sachsen hineinfuhren, und die schönere Natur, die höfliche Umgänglichkeit und gemüthliche Art des Volks die erfrischten Sinne anredeten, denen aus der vorigen Gleichgültigkeit sich immer mehr Leben und Fülle enthob.

In Dresden angelangt, war ihre erste Sorge, sich nach Arnold und dessen Schwester zu erkundigen, dessen Name sie aber kaum ausgesprochen hatten, als der Mahler mit frohem Erstaunen erklärte, er kenne ihn sehr gut, und besuche ihn sehr oft, wie denn in der ganzen Stadt kein Umgang ihm lieber sei, auch habe er ein Gemählde für denselben beinahe vollendet, dessen Gegenstand jener selbst gewählt habe. Er gab noch mancherlei Nachricht über seinen verehrten Freund, und alles, was er von dessen Lebensart und Sinnesweise erzählte, schien tröstlich und beruhigend für die beiden Freundinnen. Dann eilte er ihn aufzusuchen, fand aber weder ihn noch die Schwester, ein alter Bedienter konnte ihm nur die Auskunft geben, sie würden täglich erwartet, wie ein eben aus Leipzig eingelaufenes Briefchen von dem Fräulein ihn benachrichtige. Während der Tage, die Arnold noch ausblieb, fand sich für unsere Freundinnen von selbst die angenehmste Beschäftigung. Die schönen Gegenden erschienen doppelt reizend durch das heiterste Wetter, wel-

schen Traumes war gedacht worden. Die Freundin, welche sah, wie Stella sich aus Freude und aus Schmerz, aus glänzender Hoffnung und aus angstvoller Furcht nicht zu fassen wußte, sondern in gewaltiger Bewegung aus diesem zerrütteten Leben in den Frühling jener Liebe hinüberrang, wußte kein besseres Mittel, um die Arme zu beruhigen, und Licht in alle Verhältnisse zu bringen, als daß sie dringend und fest auf der morgenden Abreise bestand, die Stella aus trüber Schwäche des Gemüths aufs neue hatte verschieben wollen. In der That mußte der Aufenthalt an einem Orte, wo jener öffentliche Auftritt sie der Schmähsucht und den Fingerzeigen der ganzen Stadt bloßgestellt hatte, für die Unglückliche vernichtender noch sein, als selbst der innere Schmerz, den sie erlitt. Sie reisten am andern Tage, in Begleitung eines edeln jungen Mahlers, der nach einem bei den Seinigen in Rathenau abgelegten Besuche zu der Stadt seiner Studien zurückeilte und bis jetzt von Stella's Freundin durch vieles Bitten war zurückgehalten worden. Er glühte mit innigem Verlangen für die Kunst, seine Brust war von dem tiefsten, wahrhaftigsten Gefühl belebt, sein Gemüth von der treuesten Menschenfreundlichkeit durchdrungen, und wie sein Geist durch vielartige Kenntnisse, so erfreute sein Sinn durch den unschuldigsten, heitersten Witz, der solchen lieb- und schmerzfrohen Menschen als schönste Göttergabe eingeboren ist; kurz, er war der wohlthätigste Trostmensch, den Stella unter Tausenden hätte finden können, und an dessen mildem Wesen ihr nagender Schmerz gleich am ersten Tage sich besänftigen mußte. Sie hatten bald die öden traurigen Gegenden, die von der Natur zu wenig begabt sind, als daß sie einer kunst-

vollen Hand zum Anbau würdig schienen, zurückgelegt, und schon hatte die veränderte Lage, das Beruhigende ihrer Gesellschaft, und selbst die aufdringliche Sorge des Reiselebens, den unruhigen Drang der Gefühle in Stella's Herzen entschlummern lassen; aber neue Freudenkeime wurden bald darin belebt, und eine reichhaltige Erwartung der Zukunft erweckt, als sie nun weiter in das fruchtbare, wohlhabende Sachsen hineinfuhren, und die schönere Natur, die höfliche Umgänglichkeit und gemüthliche Art des Volks die erfrischten Sinne anredeten, denen aus der vorigen Gleichgültigkeit sich immer mehr Leben und Fülle enthob.

In Dresden angelangt, war ihre erste Sorge, sich nach Arnold und dessen Schwester zu erkundigen, dessen Name sie aber kaum ausgesprochen hatten, als der Mahler mit frohem Erstaunen erklärte, er kenne ihn sehr gut, und besuche ihn sehr oft, wie denn in der ganzen Stadt kein Umgang ihm lieber sei, auch habe er ein Gemählde für denselben beinahe vollendet, dessen Gegenstand jener selbst gewählt habe. Er gab noch mancherlei Nachricht über seinen verehrten Freund, und alles, was er von dessen Lebensart und Sinnesweise erzählte, schien tröstlich und beruhigend für die beiden Freundinnen. Dann eilte er ihn aufzusuchen, fand aber weder ihn noch die Schwester, ein alter Bedienter konnte ihm nur die Auskunft geben, sie würden täglich erwartet, wie ein eben aus Leipzig eingelaufenes Briefchen von dem Fräulein ihn benachrichtige. Während der Tage, die Arnold noch ausblieb, fand sich für unsere Freundinnen von selbst die angenehmste Beschäftigung. Die schönen Gegenden erschienen doppelt reizend durch das heiterste Wetter, wel-

jedesmal dasselbe haben. Nur leise Schläge des Zweifels hallten in dem bewegten Herzen, aber sie weckten bald das schlummernde Bewußtsein wieder auf, und vergebens wollte er sich ferner dem schmeichlerischen Wahne hingeben, als sei nur Eine Nacht zwischen jenem Tage und diesem hingegangen, und als sei das Glück, das heute noch erlangt werden konnte, dem gleich, das gestern ausgebreitet gewesen: die strenge Einsicht litt diese Täuschung nicht, und die Wahrheit der Gegenwart zerstörte die Anmaßung der Vergangenheit. Nicht mehr das knospende Jugendbild, nicht mehr das unverletzte, frische Kinderherz konnte er erblicken; ein schönes Weib, ausgeschmückt mit allen Gaben der Bildung, und mit einem von dem feindlichsten Geschick verwüsteten Herzen stand vor seinen Augen, fremde Liebe hatte zerstörend, nicht die seinige wohlthätig, dieses schöne Gemüth durchzogen, und überall auf ewig waren die Schauer dieses Unheils, wie er wohl wußte, darin verborgen. Ja der Ort selber schien ihn zu mahnen, daß es anders sei als damals, wo die glühende Natur feiernde Zeugin ihrer Liebe war.

In tiefe Wehmuth versenkte ihn diese Betrachtung, und wie ein düsterer Nebel zogen langsam aus der Vergangenheit die von ihm öde verlebten zehn Jahre auch über seine kommenden Jahre hin. Und wie er nun gedachte, daß aufs neue Stella von ihm getrennt werden könnte, daß ganz unter Fremden dieses ihm so werthe, ja zum Ersatz und zur Ergänzung gleichsam angehörende Leben vergehn sollte, überfiel ihn eine Angst, die ihn unbeschreiblich trieb, die geretteten Trümmer von ihrer Beider Leben noch zusammen zu fügen, und der Entschluß ging in seiner Seele auf, noch einmal Stella'n seine

Hand anzutragen, da er die ihrige als frei ansehn mußte. Es vergingen mehrere Tage des geselligen Frohseins und der lieblichen Zuneigung, in denen diese sich einst so nahen Herzen gegenseitiges Vertrauen gewannen. Daß Stella ihn liebe, daß sie glücklich an seiner Seite, wie er an der ihrigen leben würde, durfte Arnold bald mit Gewißheit annehmen, und er lebte nur in der Hoffnung sie zu besitzen. Mit neuer Anmuth empfing Beide jeder neue Tag, der reicher und reicher in das erhöhete Leben sich heraufschwang, und den goldenen Sonnenschein in die weiten Gefilde warf. Schönere Blüthe des Geistes eröffnete sich, und näher schloß sich die Eintracht der Gemüther. Stella gewann gleich Arnold in dem gegenseitigen Austausche der Gedanken und Empfindungen, die jedem auf seinem besondern Pfade zu Theil geworden waren, und die sich wie für einander vorbereitet zusammenfügten. Nur dumpf schauderte der Gedanke hindurch, daß nicht mit einander und in gleichem Geschick diese Fäden sich gesponnen, die sich jetzt so lieblich zusammenwoben.

Auf Arnold's Herz hatte seit jenem Tage in Halle kein Mädchen wieder einen Eindruck gemacht, und obwohl die männliche Kraft ihn bald thätig in das Leben zurückgeführt hatte, war ihm doch eine dunklere Ernsthaftigkeit, als er sonst gehabt, seit der Zeit geblieben, da er äußerlich verloren glaubte, was er im Innern ewig treu als Heiligthum bewahrte. Den Krieg hatte er mit Auszeichnung mitgemacht; als er kaum zurückgekehrt war, raffte der Tod seine Tante dahin, und er ward Herr ansehnlicher Besitzungen, die ihm die geliebte Schwester verwalten half. Dem häuslichen Glück hatte er ent-

jedesmal dasselbe haben. Nur leise Schläge des Zweifels hallten in dem bewegten Herzen, aber sie weckten bald das schlummernde Bewußtsein wieder auf, und vergebens wollte er sich ferner dem schmeichlerischen Wahne hingeben, als sei nur Eine Nacht zwischen jenem Tage und diesem hingegangen, und als sei das Glück, das heute noch erlangt werden konnte, dem gleich, das gestern ausgebreitet gewesen: die strenge Einsicht litt diese Täuschung nicht, und die Wahrheit der Gegenwart zerstörte die Anmaßung der Vergangenheit. Nicht mehr das knospende Jugendbild, nicht mehr das unverletzte, frische Kinderherz konnte er erblicken; ein schönes Weib, ausgeschmückt mit allen Gaben der Bildung, und mit einem von dem feindlichsten Geschick verwüsteten Herzen stand vor seinen Augen, fremde Liebe hatte zerstörend, nicht die seinige wohlthätig, dieses schöne Gemüth durchzogen, und überall auf ewig waren die Schauer dieses Unheils, wie er wohl wußte, darin verborgen. Ja der Ort selber schien ihn zu mahnen, daß es anders sei als damals, wo die glühende Natur feiernde Zeugin ihrer Liebe war.

In tiefe Wehmuth versenkte ihn diese Betrachtung, und wie ein düsterer Nebel zogen langsam aus der Vergangenheit die von ihm öde verlebten zehn Jahre auch über seine kommenden Jahre hin. Und wie er nun gedachte, daß aufs neue Stella von ihm getrennt werden könnte, daß ganz unter Fremden dieses ihm so werthe, ja zum Ersatz und zur Ergänzung gleichsam angehörende Leben vergehn sollte, überfiel ihn eine Angst, die ihn unbeschreiblich trieb, die geretteten Trümmer von ihrer Beider Leben noch zusammen zu fügen, und der Entschluß ging in seiner Seele auf, noch einmal Stella'n seine

Hand anzutragen, da er die ihrige als frei ansehn mußte. Es vergingen mehrere Tage des geselligen Frohseins und der lieblichen Zuneigung, in denen diese sich einst so nahen Herzen gegenseitiges Vertrauen gewannen. Daß Stella ihn liebe, daß sie glücklich an seiner Seite, wie er an der ihrigen leben würde, durfte Arnold bald mit Gewißheit annehmen, und er lebte nur in der Hoffnung sie zu besitzen. Mit neuer Anmuth empfing Beide jeder neue Tag, der reicher und reicher in das erhöhete Leben sich heraufschwang, und den goldenen Sonnenschein in die weiten Gefilde warf. Schönere Blüthe des Geistes eröffnete sich, und näher schloß sich die Eintracht der Gemüther. Stella gewann gleich Arnold in dem gegenseitigen Austausche der Gedanken und Empfindungen, die jedem auf seinem besondern Pfade zu Theil geworden waren, und die sich wie für einander vorbereitet zusammenfügten. Nur dumpf schauderte der Gedanke hindurch, daß nicht mit einander und in gleichem Geschick diese Fäden sich gesponnen, die sich jetzt so lieblich zusammenwoben.

Auf Arnold's Herz hatte seit jenem Tage in Halle kein Mädchen wieder einen Eindruck gemacht, und obwohl die männliche Kraft ihn bald thätig in das Leben zurückgeführt hatte, war ihm doch eine dunklere Ernsthaftigkeit, als er sonst gehabt, seit der Zeit geblieben, da er äußerlich verloren glaubte, was er im Innern ewig treu als Heiligthum bewahrte. Den Krieg hatte er mit Auszeichnung mitgemacht; als er kaum zurückgekehrt war, raffte der Tod seine Tante dahin, und er ward Herr ansehnlicher Besitzungen, die ihm die geliebte Schwester verwalten half. Dem häuslichen Glück hatte er ent-

sagt, er dachte nie zu heirathen, und konnte sich deßwegen in der Ausübung der Landwirthschaft, die er mit Eifer und Tüchtigkeit betrieb, nie ganz beruhigt fühlen. Sein Geist war wohl nicht in gleichem Maße fortgeschritten als sein Karakter, aber er liebte und ehrte die Kunst in treuem Herzen, und seine Unterhaltung war angenehm und lebhaft. Er war deutsch in allem, was er sprach und that, und der mußte sehr schlecht sein, dem nicht bei ihm wohl ward. So war der Mann, dessen Besitz ein günstiges Schicksal gleich anfangs Stella'n zugedacht hatte. Warum er ihr damals nicht zu Theil geworden, das mußte sich jetzt schrecklich aufklären.

Die zwischenliegende Zeit hatte in Stella den Unwillen verwischt, den sie damals empfunden, als sie ohne alle Nachricht von ihm der übeln Gewalt des Oheims überlassen geblieben war, und jetzt hatten sich Beide dem wiedererweckten Gefühl unschuldig überlassen, ohne daran zu denken, daß in Beider Meinung jenes Verhältniß unaufgelöst verschwunden war. Die heitre Ruhe ihres Beisammenseins, die Nähe, in der sie zu einander lebten, und endlich die freundliche Mischung, die dieser die Gesellschaft der wohlwollenden Schwester und der Freundin und des edlen Mahlers gaben, erregte nach und nach, mehr zwischen den letztern als zwischen Stella und Arnold selbst, eine forschende Aufmerksamkeit auf die Art, wie damals alles auseinander gegangen sei, und es ergab sich bald, daß Arnold bei dem Oheim dringend um Stella angehalten, auch an diese wiederholt geschrieben habe, von ihr aber ohne Antwort geblieben sei, und von dem Oheim nur die erhalten habe, daß sie bereits sehr glücklich verlobt und keineswegs geneigt sei, jenes frühere Verhältniß

zu brechen. Arnold gab diese Antworten des schändlichen Oheims dem Mahler, der sie Stella's Freundin mittheilte, und so entdeckte sich bald das ganze Komplott, das niedrige Habsucht gegen das Lebensglück dieser Menschen geschmiedet hatte. Als sie dieses zuerst erfuhren, und die Gewißheit des grausamsten Betrugs vor Augen sahen in den schriftlichen Beweisen, glaubten Beide vor Verzweiflung zu vergehen. Betäubt blickten sie auf das unaussprechliche Glück, das für sie möglich gewesen war, und an dem die furchtbare Nemesis sie so nahe vorbeigeführt hatte. Welche niederbeugende Demüthigung, welche Verzweiflung an der Welt und Menschheit! Sie trugen die tiefste Betrübniß in dem Gemüth und auf dem Gesicht, und wagten nicht gegen einander von diesem Ungeheuren, das sie getroffen, zu sprechen. Aller Schmerz, alles Elend, das Stella erlebt, und das jetzt von frecher Willkür auf ihr Leben herabgerufen schien, drängte sich ihr neulebendig in das Herz, und ihre Empfindung war tausendfach die eines Unglücklichen, dem man ein köstliches Glied des Körpers unter langen Qualen abgelöset hat, ohne daß es, wie sich nachher findet, nothwendig gewesen war.

Am ersten erhob sich Arnold wieder muthig aus dieser Betäubung, er sah sich unauflöslich mit Stella verbunden, jeder Augenblick, den er noch von ihr getrennt lebte, schien ihm eine Versündigung an der Güte Gottes. Er wußte, daß Stella sich auf jeden Fall von ihrem unwürdigen Gemahl trennen wollte. An einem schönen Morgen, da sie seine Schwester zu besuchen kam, ging er ihr entgegen, führte sie in die Gartenlaube, und fing, indem er ein kostbares Kästchen öffnete, so zu reden

an: „Sieh diese Blumen hier, Stella, die ich einst als Geschenk aus deiner Hand empfing! O welch unvergeßlicher Augenblick! Ich sehe dich noch, wie du in das Zimmer tratst, ein Frühling selbst, und einen in den Händen tragend, und wie du verwirrt mit unschuldiger Beschämung einen Theil der Blumen in meine Hand drücktest, und ich fühle noch das innige Entzücken, mit dem ich das unerwartete Geschenk als ein höheres Sinnbild dessen erkennen mußte, was dein Erscheinen in mir erregte. Dies Andenken ist mir geblieben, das einzige von dir, und so viele Jahre, seit ich dich verlor, das einzige Zeichen, an welches mein namenloser Schmerz, meine stets neue Wehmuth sich vertrauend anknüpfte. Blicke nicht weg, Stella, von diesen Blumen, die auch jetzt noch, da du mir selbst zur Seite stehst, mir lieb und theuer sind, blicke nicht weg, und traure nicht, sie verwelkt zu sehn und in Staub zerfallen; ihr Welksein lügt, denn ich habe nicht aufgehört dich zu lieben, und kein Frühling ist im Wechsel der Jahre heraufgekommen, der mit neuen Blüthen mir diese verdrängt hätte. Aber wohlan, bist du gesinnt wie ich, so beweinen wir nicht länger die frühe Jugend, die uns so traurig verblüht ist, noch glücklich uns jetzt, da noch kräftiges Leben vor uns liegt, wieder gefunden zu haben, gleichen wir aus und verbessern in die Vergangenheit zurück das schwere Verhängniß, dem unsre so innig zu einander strebenden Lebensbahnen für eine Zeit erlagen. Stella, sei du mein liebes Weib, und empfange mit meiner Hand ein Herz, das nie aufgehört hat und nie aufhören kann, für dich zu schlagen!" — So sprach Arnold. Was konnte Stella dem geliebten, edeln Mann antworten? Sie fiel weinend

an seine Brust, und alles Glück der Erde schien sich um sie zu versammeln. Das aus grausamen Stürmen gerettete Herz jauchzte auf, und es entströmte die Fluth des Leides in häufigen Thränen, daß in die beruhigte Seele der neue Tag hell und freudig schimmern möchte. Arnold's Schwester trat herein, und sogleich erkennend was vorgegangen, umarmte sie glückwünschend die geliebten Beiden. Ihr folgte der Mahler, der ein Gemählde trug, das er grade jetzt vollendet hatte; zögernd nahte er sich, auf seiner Stirn lag ein schmerzliches Sinnen, während Ueberraschung seinen Blick belebte, und so schien sein Gesicht die Stimmung seines Gemähldes auszusprechen, das die Rückkehr des Ulysses zur Penelope darstellte, ein Bild, das er wiederum lebendig vor seinen Augen zu erblicken glaubte in Arnold und Stella, die gleich jenen, nach viel erduldeten Verhängnissen, spät wieder vereint worden. Der Ausdruck des Bildes war wohl mehr der Schmerz, über die lange Trennung, als die Freude des Wiedersehens. Ihm hatten, als er es mahlte, die Verse Homer's beständig vor der Seele geschwebt, wo gesagt wird: „Die Götter schickten Trübsal, die abgünstig uns versagten, beisammen bleibend der Jugend uns zu freun und zur Schwelle des Alters zu gelangen.“

Stella spricht:

Daß ich an das Gestade bin entronnen
  Aus bittrer Leiden wilden Meereswellen,
  Kann nicht mein kummernächt'ges Herz erhellen,
  Fern abwärts glühn des Lebens goldne Sonnen.

Was ist mir in dem Frühlingsland gewonnen,
  Wenn vor'ger Schmerzen Fluthen mich umstellen,
  Und diese Wehmuth trüb' an's Herz mir schwellen,
  Daß nicht in Glück mein Leben hat begonnen?

Ich senke in mich selbst die Augen nieder,
  Und finde nicht die duft'gen Blüthestunden,
  Die mit des Frühlings Au'n das Herz umkleiden.

Nicht wollet nun den äußern Lenz mir neiden!
  Aus spätem Glück ist früh das Glück entschwunden,
  Noch spät regt früher Schmerz die milden Glieder!

Die Drangsale unstäten Gefühls.

Novelle.

Wir theilen hier die Geschichte eines Jünglings mit, der zu der schönsten Ausbildung sittlicher Kräfte schien bestimmt zu sein, aber, von ungünstigen Umständen in das Leben zu früh verwickelt, gleich in seinen ersten Begegnissen aus Mangel an innerer Haltung zu Grunde ging. Wenn unsre Darstellung Theilnahme erregt, so braucht diese durch den etwa zu erregenden Zweifel an der wirklichen Wahrheit der Geschichte sich nicht stören zu lassen, indem fast alle Züge derselben vor unsern Augen gelebt haben, und nur, um ein unschickliches Erkennen zu verhüten, hin und wieder verkleidet wurden.

Auf der Universität zu Halle studirte der Sohn eines adlichen Hauses aus dem nördlichen Deutschland, Namens Ferdinand, und alle vortrefflichen Anlagen des Geistes und des Herzens vereinigten sich in ihm, um ihn die Freude seiner Eltern, den Stolz und die Erwartung Aller, die ihm angehörten, werden zu lassen. In einem Alter von neunzehn Jahren hatte er schon einen guten Theil seines akademischen Studiums zurückgelegt,

und war durch fortdauernden Fleiß eben so ausgezeichnet, wie durch lebhaften Geist, der sich zur größten Zufriedenheit der Seinigen nie auf leichtfertige Dinge gewandt hatte, sondern allen mannigfaltigen Verführungen des jugendlichen Lebens glücklich entgangen war. Seine Gestalt war wohlgebildet, voll Anstand und Leichtigkeit, sein Gesicht außerordentlich schön; blondes Haar und blaue Augen, eine weiße mit feiner Röthe unterzogene Haut zeigten den nordischen Deutschen in ihm an; sein Betragen war überaus einnehmend, und von der fröhlichsten Jugend durchdrungen. Eben zurückgekehrt von einer Ferienreise, wollte er sich anschicken mit verdoppeltem Eifer die vorliegenden Arbeiten zu beginnen, und das frische Gemüth in die Tiefen der Wissenschaft zu versenken, als die Kriegesflamme unvermuthet über Halle hereinbrach, der Herzog von Würtemberg dort einzog, und schon nach wenigen Tagen von dem französischen Heer überfallen und geschlagen wurde. Man focht in den Straßen, und alle Greuel fanden Statt, die ein mit Sturm eroberter Ort erfahren kann. Die Eile, mit der das Gewitter zog, schien indeß eine baldige Erholung zu verheißen, Ruhe und Ordnung stellte sich her, der Kaiser selbst war angekommen, und mehrere Professoren dachten im Ernste schon ihre Vorlesungen anzufangen, als auf einmal der Befehl des Kaisers bekannt wurde, daß alle Studenten binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt verlassen sollten.

In der allgemeinen Verwirrung faßte Ferdinand den Entschluß, die Zeit der Verbannung, von der damals niemand glaubte, daß sie lange dauern würde, bei einem Oheim in Franken zuzubringen, der ihn schon oft lieb-

reich eingeladen hatte; dazu kam noch die Annehmlichkeit, daß er die Reise nicht allein machen durfte, sondern einen Freund, der aus Nürnberg zu Hause war, und Erhard hieß, zum Begleiter hatte. Ihre Einrichtung war bald getroffen, und sie traten bei hellem Wetter die Wanderung an. Unterwegs begegnete ihnen nichts Merkwürdiges; Ferdinand schien wenig ergriffen von den stürmischen Ereignissen, und schweifte mit seinen Gedanken weit darüber hinweg, der Sinn war ihm für alles Gegenwärtige aufgeschlossen, und wo dieses nicht zureichte, fanden sich tausend Phantasien ein, die jedes Gewölk aus seiner Seele scheuchten. Erhard hingegen war ernst und still, seine Besonnenheit mäßigte den Schmerz und die Freude; in seinen Gedanken war die größte Klarheit, und mit scharfem Blicke durchschaute er alle Verhältnisse, nur im Handeln hatte er weder Anmuth noch Geschicklichkeit. Die Freundschaft hatte hier, wie sie gern thut, die widerstrebendsten Stoffe besiegt, doch nicht so völlig war es ihr gelungen, daß nicht bisweilen sich Streit oder Kälte zwischen Beiden erhoben hätte.

An einem schönen Nachmittage, da die Sonne sich schon zum Abend neigte, gelangten sie in ein freundliches Dorf, das von den Franzosen verschont geblieben war. Sie beschlossen dort zu bleiben, und lagerten sich vor der Thür des Wirthshauses unter einigen großen Eichen; Erhard saß ernst und schweigend, die schwarzen Augen auf die wogenden Felder gekehrt, während Ferdinand, im hohen Grase ausgestreckt und den Kopf auf den einen Arm gestützt, mit den muntern Augen den Zug der leichten Wolken verfolgte, und endlich so zu reden anfing: „Gewiß ist es ein großes Unglück, das

uns hier auf diese Wege als Flüchtlinge treibt, und ich empfinde den größten Schmerz, wenn ich bedenke, welch reiches Leben auf dieser Universität versammelt war, das nun zerstoben ist; aber ich kann doch nicht verhehlen, daß mein eignes Glück mich des allgemeinen Unglücks fast vergessen macht, indem es überall mir zauberische Bilder zeigt, am wenigsten aber an Tagen, die so heiter und fröhlich wie dieser sind, kann ich mich der düstern Trauer hingeben, jeder frische Athemzug kühlt und beruhigt meine Brust. Du siehst mich verwundert an? Höre, mein geliebter Freund, was ich dir längst schon vertrauen wollte, welche Sonne meinem Leben scheint! Vor einem Jahr, wie du weißt, besuchte ich meine Eltern, und machte mit ihnen viele Besuche in der umliegenden Gegend, unter andern auch bei einer befreundeten Familie, die ein Landgut nah an der See bewohnte; wo wir längere Zeit verweilten. Dort sah ich ein himmlisches Mädchen, und fühlte sogleich die tiefste Leidenschaft in mir aufglühen, sie erkannte meine Liebe, und ich war so glücklich sie erwiedert zu sehen. Ich war viel mit Rosalien allein, wir gingen oft am Abende, wenn die Andern sich zum Spieltische setzten, und sie uns nicht zusammen glaubten, zu einem Hügel, der am Meere lag. Auf diesen Gängen, wo zwar ihre jugendliche Schönheit in Dämmerung verhüllt war, entfaltete sich vor meinen Augen desto herrlicher ihr Gemüth, das alle meine Gedanken fesselte, und mich in Einem Ueberblick die herrlichsten Mannigfaltigkeiten genießen ließ. Ich müßte dir hundert Gespräche wiederholen, tausend Auftritte erzählen, um dir das tiefe Gefühl, das englische Herz, die lichten Gedanken und die einzige Treue in ihrem ganzen Wesen

schildern zu können. Sie war mein, wir vermählten uns im Angesicht des nächtlichen Himmels, und alle Sterne waren Zeugen unsres heiligen Bündnisses. Wir trennten uns im festen Vertrauen auf uns, in heiterer Hoffnung auf günstige Glückssterne. Wie unbedeutend gehn nun an diesem Zauber, der mein Leben erfüllt, alle wechselnden Erscheinungen der Zeit vorüber! sie kommen mir vor wie aus einem längst verflossenen Jahrhundert, das mich in den Geschichtbüchern anspricht." — Erhard hatte sich, während Ferdinand dieses sprach, neben ihm im Grase niedergelassen, sah ihm mit freudiger Theilnahme in die Augen, drückte ihm die Hand, und fragte mit sanfter Stimme: „Wie kannst du dich aber denn entschließen, mit mir nach Franken zu gehn, da dich jeder Schritt von Rosalien weiter entfernt? Sonst begreife ich wohl, daß du in diesem Zustande von Liebe und Sehnsucht nicht den Schmerz empfinden kannst, den ich unaufhörlich fühle!" — „Schon lange, versetzte Ferdinand, trug mir Rosalie auf, die schönen Gegenden des Mains zu besuchen, wo sie geboren ward, und die ersten Eindrücke des heitern Kinderlebens empfing. Ich wollte nicht zurückkehren, ohne ihr erzählen zu können, wie ihr Vaterland mich entzückt hat, ich will das Haus, das ihr erstes Lächeln sah, betrachten, und den Garten durchstreifen, wo an Blumen und Laub sich ihr Auge weidete. Viele ihrer Bekannten, ihrer Gespielinnen hoffe ich anzutreffen, und will sie nach allen huldreichen Zügen ihrer Jugend ausfragen. Ich beneide den Andern den Theil von Rosaliens Leben, den ich nicht mitgelebt, vielleicht lebe ich ihn jetzt glücklicher in der Erinnerung nach, und mich entzückt der über uns ausgebreitete Himmel

doppelt in dem süßen Bewußtsein, daß sie als Kind ihn hier angeblickt. O geliebter Freund! du bist ernst und kalt, aber deine ruhige Brust entweiht nicht das innige Vertrauen meiner heißen Liebe, und grade weil du besonnen und klar bist, schütte ich mein Herz gegen dich um so leichter aus! Sei du schon jetzt ein Priester unserem Bunde, dein Gemüth trage das Abbild dieser Liebe, und sei Zeuge und Pfand wechselseitiger Treue, ein Rächer der verletzten!

Erhard hatte Ferdinands Hand mehrmals gedrückt, und ihn liebevoll mit den dunkeln Augen angesehn, doch schwieg er, und schien von tiefem Sinnen erfüllt, als er plötzlich des Freundes Hand losließ, ihn umarmte und herzlich an seine Brust drückte. „Ja, sagte er, ich will gern um eure Liebe wissen, ich will wie ein ernster Freund euren Taumel bewachen. Zwar unauflöslich sollen nicht die Bande sein, die vielleicht zu früh geknüpft sind, und das ganze Leben zerrütten würden, wenn ihr eigensinnig sie behaupten wolltet; aber in unserer Zeit reißen Unbedacht und Gelegenheit nur zu leicht die edelsten Bande entzwei, und dagegen kann ein Freund warnen! Deine Leidenschaftlichkeit, Ferdinand, thut mir, wie liebevoll ich sie auch pflege, dennoch weh, ich habe es oft gesehn, daß der Augenblick in dir das tiefere Wollen plötzlich überwältigte, und wie leicht kannst du dich und Andere ins Unglück stürzen! So viele Zeiten, so viele Ereignisse in ihnen wird deine Liebe noch durchwandern müssen, so viele Hindernisse werden ihr entgegenstehn; dich den Jüngling ergreift leicht ein anderes Lebensbild, aber das Mädchen bleibt still daheim, und hat und findet kein anderes; daß sie nicht leichtsinnig von dir gegen deinen bessern

Willen geopfert werde, das will ich als dein treuer Freund überall dir vor Augen halten, wo es nöthig ist.“ — In Ferdinands Auge war eine Thräne, die aber sogleich verschwand, er lächelte beruhigt über des Freundes Besorgniß, dachte lebhaft Rosalien, und hielt für unmöglich, daß er jemals weniger lebhaft an sie denken könnte, ein ganzes Jahr hindurch hatte ja die Trennung seine Innigkeit nur vermehrt. „Wie wird sich Rosalie freuen, rief er aus, wenn sie nun erfährt, daß ich jetzt von allem mit dir reden kann! Oft hab' ich in Briefen ihr meine Freunde geschildert, aber sie zeichnete immer nur dich aus, und wollte von den Andern nichts wissen; nur dir darf ich auch unser Geheimniß sagen, das um so sorgfältiger bewahrt werden muß, da ein reicher Graf sich bei der Familie um sie bewirbt, und jede Entdeckung zur Folge haben würde, daß man heftiger in sie dränge. Habe ich aber nur erst die Universitätsjahre zurückgelegt, dann werde ich öffentlich auftreten, und niemand soll sie mir entreißen; ich will auch meinen Oheim prüfen, ob ich mich alsdann, wenn meine Eltern mir entgegen sind, vielleicht seiner Unterstützung erfreuen darf.“

Erhard schüttelte bedenklich den Kopf, er zweifelte noch, ob er reden solle oder nicht, auch seine Brust bewahrte eine Leidenschaft, aber dunkel und hart verarbeitete er ihre tiefen Regungen; ganz anders empfand er, als Ferdinand, und er konnte dessen rosenrothes Gewölk nicht mit seinem schwarzen Himmel vergleichen. Ferdinand kam ihm wie ein Kind vor, aber wie ein gefährliches Kind, dessen Spiele den Ernst Anderer fortreißen; er las die letzten Briefe Rosaliens, die jener bei sich trug, und wurde gerührt von dem unschuldigen, treuen Herzen, das

darin sprach, ihm that leid, ein Vertrauter zu sein in einem Verhältnisse, das er weder stützen noch brechen konnte, und von dem er gleichwohl einsah, daß es nicht gut enden könne. Doch Ferdinands lebhafte Fröhlichkeit riß ihn bald wieder aus diesen trüben Betrachtungen, und indem er die Anmuth und unwiderstehliche Liebenswürdigkeit desselben vor Augen hatte, konnte er doch nicht aller Hoffnung entsagen, seinen Freund das erwünschte Ziel glücklich erreichen zu sehn. Sie setzten ihre Reise munter fort, das heiterste Wetter begünstigte sie, und so erreichten sie in wenigen Tagreisen die Stadt, der zunächst das Landgut lag, auf welchem Ferdinands Oheim lebte, und die zugleich Rosaliens Geburtsort war. Sie hatten endlich den letzten Hügel erstiegen, und ganz nahe zu ihren Füßen lag nun der lebenvolle Ort mit seinen Thürmen und Dächern und dem ganzen Flußthal umher im glühenden Sonnenschein, daß Ferdinand von dem Anblick entzückt in seiner dichterischen Freude folgende Worte aufzeichnete:

O Stadt, wo schön die Prachtgebäude prangen
In heitrer Straßen Anmuth und der Plätze,
Du hier von blüh'nder Gärten grünem Netze,
Dort von dem Blau des hellen Stroms umfangen;

Wie viel auch Pilger je zu dir gelangen,
Wie reich du auch darbietest tausend Schätze,
Wie freier Sinn, Natur und Kunst ergötze:
Nie hast du wen huldvoll wie mich empfangen!

Wie leise Geister reden deine Mauern,
Die Lüfte Liebesahnung wehn entgegen,
In sel'ge Rührung bin ich ganz verloren.

Was kündest du mit diesen tiefen Schauern?
Jedwedes will dies Ein' an's Herz mir legen:
Sieh! deine Herrin ward allhier geboren!

Es that ihnen Beiden sehr leid, sich nicht aufhalten zu dürfen, aber sie beschlossen nächstens hierher zurückzukehren, und längere Zeit zu verweilen, indem Erhard eben so sehr von dem alterthümlichen Reize der Stadt angezogen wurde, als Ferdinand von dem neuern, den sie für ihn durch Rosalien hatte. Sie nahmen hier Pferde, um desto schneller ihre Reise zu vollenden, und es war eben Mittag, als sie auf dem Edelhofe eintrafen. Der Oheim, mit dem Erhard schon bekannt war, der seinen Neffen aber zum erstenmal sah, empfing Beide mit der herzlichsten Freundlichkeit, und konnte sich an Ferdinand nicht satt sehn, in dessen Zügen er immer mehr Aehnlichkeiten mit seiner Schwester, Ferdinands Mutter, fand. Er war in Kriegsdiensten alt geworden, und hatte ganz die soldatische Treuherzigkeit, die diesem Stande eine so schöne Auszeichnung ist, während in den meisten andern Ständen diese Tugend immer mehr oder weniger untergraben wird. Er liebte die Studenten, und hörte gern von ihren lustigen Stückchen und wunderlichen Einrichtungen erzählen, und diese Beiden hatten nun gar die kriegerischen Auftritte mit angesehn! Nachdem sie eine Weile geruht hatten, holte sie der Oheim selbst ab, und führte sie in den Speisesaal, wo die übrige Gesellschaft schon versammelt war. Außer zweien Töchtern des Hauses waren noch mehrere fremde Herrn und Damen gegenwärtig, unter denen Erhard einige Bekannte fand, und auch Ferdinand bald einheimisch war. Die Aufmerksam-

keit Aller richtete sich auf ihn, dessen edles Benehmen, schöne Bildung und angenehmes Gespräch vorzüglich die Damen bezauberte, und auch den Männern Beifall zu entlocken wußte. Nur eine kleine, lebhafte Dame, die eifrig und ernst mit Erhard sprach, schien sich weniger um Ferdinand zu kümmern, und ob es nun Laune, Absicht oder Zufall war, genug es wurde diesem bemerklich, und er glaubte auffallende Kälte in ihr zu sehn, die von der gutmüthigen Wärme, womit die Andern ihm entgegen kamen, übel abstach. Dieses reizte ihn, ohne daß er es grade wollte, zu einiger Schärfe gegen sie, indem er fast alles, was sie sagte, zu bestreiten suchte, und jedem fernern Gespräche mit ihr auszuweichen bemüht war. Indessen entdeckte er bald zu seinem Verdruß, daß er eigentlich zu den Andern nur für sie rede, und ungeachtet seines Widerwillens eigentlich mit ihr im Gespräch verflochten sei, so daß er sich nun gradezu an sie wandte, und manche Feindlichkeit gegen sie spielen ließ, was aber in dem Maße abnahm, als er sie beim Reden ansehn mußte. Zumeist verdroß ihn, daß Erhard ihr so oft beistimmte, und ihr überhaupt die größte Hochachtung bezeigte, die jedoch eine Art von innerer Vertraulichkeit durchschimmern ließ. Die kleine Dame, die wir Mathilde nennen wollen, führte das Gespräch rasch und lebendig fort, ohne jemanden in seiner Art zurück zu lassen, ihre Lieblichkeit überströmte alles, und wo etwan die Worte etwas zu scharf von ihren Lippen flogen, waren sie von dem lichtvollsten, gutmüthigsten Blicke, der leichtbewegt und vielsagend aus den braunen Augen schoß, sogleich gemildert. Wenn sie schwieg, schien alles an ihr auszuruhen, aber mit der Rede wurde alles an ihr

belebt und lieblich, bis auf die schönen Locken, die ihr auf Stirn und Wangen erzitterten.

Vielfach schon hatte das Gespräch sich um Liebe herumgewandt, und Ferdinand in jugendlicher Aufwallung sich verleiten lassen schwärmerischer, als nöthig war, von diesem Gegenstande zu sprechen, den man fast mehr noch strebt zu erkennen, als zu besitzen, und der dem Verstande beinahe reizender ist, als dem Gefühl. Er sagte vieles Treffende, und wußte durch manche Aeußerungen das Vertrauen der jungen Mädchen und sogar den Beifall Mathildens zu gewinnen, worüber aufgebracht er plötzlich in einen andern Ton überging, und den verliebten Fraurn viele und harte Beschuldigungen machte. Kühn wagte Mathilde sich jetzt hervor, und führte die Sache der Frauen; ihre Worte flogen auf wie Leuchtkugeln, denen die abgenöthigten Meinungen der armen Mädchen, und was Ferdinand erwiederte, wie schwache Flimmerchen erloschen. „Nein, rief sie aus, indem sie den festen Blick auf ihren Gegner heftete, eine Frau wird niemals übertroffen an Liebe, sie blühe noch in unbewußter Natur, oder ausgebildet in der Kunst, beides, Natur und Kunst der Liebe ist der Frauen ungetheiltes Eigenthum, und ein Mann nur der bessere oder schlechtere Stoff, dem Gestaltung soll gegeben werden, je ernsthafter, je inniger die Liebe, desto untergeordneter ist der Mann.“ — „Wir sind freilich, sagte Erhard lächelnd, die eigentlichen Liebhaber, Dilettanten in jedem Sinn, aber ebendeßwegen den Virtuosinnen, denen wir an Kunst nachstehn, am Liebhaben ungemein voraus.“ — „So ist es eben, fiel Mathilde ein, das Starke darin gehört den Frauen, die als Verliebte recht eigentlich gesund sind,

während in dem Manne jede Liebe Krankheit ist, und daher so leicht zu mitleidiger Pflege reizt." — Zorn und Verlegenheit glühten bei diesen Worten in Ferdinands Gesicht, und er konnte seine Waffen nicht gebrauchen, ohne zu zeigen, daß er verwundet worden. Sie erkannte seine Verwirrung, und schonte ihn, indem sie das Gespräch anders leitete, wodurch die Bitterkeit in ihm aber nur vermehrt wurde; feindselig blickte er zu ihr hinüber, und ward doch unmerklich angezogen von der liebenswürdigen Beweglichkeit, die ihrer anmuthreichen Gestalt eben so wie ihrem schnellen Geiste eigen war. Sie scherzte eben mit den Mädchen, die Locken spielten auf der reinen Stirn, und das flüchtige Zittern der Augenwimper milderte den scharfen Blick zu sanftem Schmeicheln, Ferdinands Miene war aus der bösen Strenge nach und nach in gütiges Lächeln verändert, und so betrachtete er lange das wunderbare Wesen.

Seine Seele war in süße Traumbilder versunken, die alles vermischen, das Feindliche befreunden, das Widersprechende einigen, und alle Störung der Wirklichkeit aufheben, als das Geräusch der rückenden Stühle ihn aufweckte, denn man stand von Tisch auf, die seidenen Kleider rauschten an ihm vorüber, der Oheim war schon voraus, und Erhard drängte sich neben ihm weg, noch im Abgehn mit Mathilden in leisem Gespräch begriffen, dessen Gegenstand Ferdinand zu sein glaubte, und deßhalb erzürnt weniger herzlich dem Freunde die Hand drückte, die dieser ihm im Vorübergehn darbot. Man ging in den Garten, dessen hohe Bäume schon mit allen Farben des Herbstes prangten, und mit lichterem Laub die Sonnenstrahlen weniger abhielten. Es war ein schöner,

warmer Tag, Allen gefiel es im Freien, und die muntre Lust zu laufen und zu springen stellte sich ein. Ferdinand und die Mädchen schlugen Ball, und er brachte durch die starken Bewegungen sein Blut nur noch mehr in Wallung. Erhard's vertrauensvolles Reden mit Mathilde verdroß ihn ungemein, er glaubte, sein Freund müsse ihm gegen sie beistehen, statt dessen ließ dieser ihn jetzt mit seinen Gefühlen und schloß sich treulos an jene an, ja es kam ihm vor, als betrachte der Freund ihn mit einer Art von Ueberblick, und sein Stolz fühlte sich dadurch so empfindlich beleidigt, daß alle Zärtlichkeit sich zurückzog aus seinem Herzen.

Nachdem das Spiel geendet war, trat er noch ganz heiß und mit gerötheten Wangen zu Mathilden hin, die indessen stillsinnend auf einer Rasenbank an einer kleinen Stickerei, wie zum Scherze, gearbeitet hatte. Er fing an, die verwundert Aufblickende hitzig zur Rede zu stellen über ihre Freigeisterei, wie er es nannte, und suchte sie zu verwirren und zu ängstigen, durch allerlei Fragen und Zweifel, die sie mit Lachen beantwortete. So dauerte der Streit eine Weile fort, und Ferdinand, der sich erschöpft fand, und wohl fühlte, er würde durch fortgesetzte Feindlichkeit am Ende nur lächerlich werden, ergab sich den Umständen, und Mathildens fröhlicher Laune. Er war ihr lieb geworden durch diesen Angriff, und statt wie er gewollt hatte, Bitterkeit hervorzulocken, regte er ihre Theilnahme auf, die sich als überschwängliche Mildigkeit in jedem ihrer Worte aussprach, und er mußte sich willig der Innigkeit unterwerfen, die ihm aus diesem Wesen, das er blos talentvoll geglaubt hatte, so überraschend entgegenwallte. Sie sprachen herzlich, und er

mußte sie gerührt um Verzeihung bitten, daß er ihr in gänzlichem Verkennen so aufgebracht entgegengetreten war. „Wie unrecht ist es doch, rief er aus, alle Menschen nach Einem Maßstabe zu messen! wie gefährlich, die innerste Sitte eines Gemüths nach den äußern Stellen zu beurtheilen, durch die man, und selten genug, einen Theil, nur einen Theil des dunkeln Baues erblicken kann!" — „So ist es recht, versetzte Mathilde, Sie haben sich in mir geirrt, daß Sie dies einsehn, freut mich herzlich!" — „O wenn Sie wüßten, sagte Ferdinand leise, wie tollem Wahne ich mich gegen Sie noch vor wenig Augenblicken überließ, Sie würden mich nicht so gleich und ungestraft übergehn lassen in das gute Zusammensein, das ich mit Ihnen von nun an hoffen darf." — „Mit Streit, versetzte Mathilde, fangen oft diejenigen an, die bestimmt sind, nicht nur friedlich, sondern gleichsam als Bundesgenossen mit einander zu leben, und es ist als wenn die Naturen das, was unauflösbar in ihnen ist, gleich anfangs aus sich herauswerfen wollten, damit für die Folge nichts Störendes übrig bleibe. Von Ihnen durfte ich es wohl erwarten, ich habe Sie gleich nach den Briefen an Ihren Oheim, der sie mir gütig mittheilte, so erwartet." — „Sie haben meine Briefe gelesen? sagte Ferdinand verlegen, das macht mich scheu, in dem Augenblick des Zutrauens selber!" — „Warum denn das? erwiederte Mathilde mit sanftem Ton, wenn Sie gegen mich offen und wahr sein wollen, wie ich es immer bin, kann Ihnen jenes nur lieb sein."

Ferdinand brachte das Gespräch jetzt auf Erhard, auf den er jetzt mit wohlmeinendem Lächeln herabsah,

und dessen Förmlichkeit und Einseitigkeit in der Betrachtung der sittlichen Verhältnisse er mitleidig tadelte. „Er wird nimmer begreifen, sagte er, wie Sie und ich jetzt gegen einander stehn, nach so kurzem Kennen, nach so bösem Widerstreben: es ist ihm gewiß unerklärlich, was zwischen uns ist, da er es weder Liebe nennen kann noch Freundschaft: wie kläglich, das Schöne und Gute, überall der Gewinn freier Geister, nur in einer bestimmten, unwandelbaren Form erkennen zu wollen!“ — „Sie irren aber doch wohl, versetzte sie sehr ernsthaft, wenn Sie glauben, in Ihrem Freunde wären diese Formen so ängstlich aufgestellt, ich finde ihn billig, und glaube, er wird selber an Ihnen tadeln, daß Sie eigensinnig den Durchbruch Ihrer freieren Natur vorhin hemmen wollten; er überläßt sich gern und unbefangen jedem lebendigen Verkehr, und ist um den Namen eines Verhältnisses nicht verlegen, da er wohl weiß, daß jedes ein anderes ist, und das, was man sich unter Freundschaft oder Liebe gewöhnlich denkt, selten paßt.“ — Dieses dem Freunde gegebene Lob verdroß Ferdinanden in diesem Augenblicke ungemein, er fühlte sich sogar beleidigt, und hätte schwerlich seine Verstimmung ganz verbergen können, wenn es nicht Zeit gewesen wäre, nach dem Schlosse zurückzukehren, und die Andern sich zu ihnen gesellt hätten.

Sie fanden den Oheim mit Erhard schon am Schachbrett vertieft, die Meisten setzten sich zum Kartenspiel nieder, und Ferdinand, der ausgeschlagen hatte mitzuspielen, ging, da die Mädchen sich zerstreuten, ganz allein im Zimmer auf und nieder. Es wogte in seiner Brust eine Fluth von unruhigen Gedanken, er fühlte neues Wohl, neue Begeisterung in sich, und freute sich der

Möglichkeit, an das viele Herrliche, das seinem Leben gehörte, noch viel, ja alles Herrliche anzuknüpfen. Rosalien, die ihm bisher einzig allein schon der überströmende Born alles Erdenglücks gewesen war, versetzte er in blühende Gärten, an glänzende Feste, und begehrte ihre Schönheit, ihre und seine Liebe zurückstrahlen zu sehn aus tausend Spiegeln. Mathildens liebender Geist sollte ihm ein solcher Spiegel werden, und er freute sich unsäglich darauf, ihr, der alles Verstehenden, von Rosalien zu erzählen. In diesem Sinne schrieb er heimlich mit Bleistift auf einem Ecktische folgende Zeilen nieder, die er Mathilden geben wollte.

Vorlängst in glanzumfloßnen Sommertagen,
Die glüh'nd um Wald und Wasser sich geschlungen,
Ward mir Irrwähnenden ein Blitz geschwungen,
Tiefbrennend in den Busen eingeschlagen.

Nicht andres Sinnen kann ich innen tragen,
In blüh'nder Frauenliebe Liebkosungen
Ist jeder Wünsche sel'ger Fried' errungen,
Sind aufgelöst mir alle Räthselfragen.

Nun dich, o schöne Frau, von tausend Blüthen
Der schönsten Bildung überschüttet schauend,
Die frommer Liebe Duft andächtig hegen,

Muß ich wohl jene Lieb' in Treue hüten,
Doch mit ihr einig dir innig vertrauend
Immerdar folgen auf der Sehnsucht Wegen.

Es war ihm nicht möglich, sie allein zu sprechen, den ganzen Abend blieb sie zu nah von den Andern umgeben, und er mußte sich selber in die fröhliche leichte Unterhaltung mischen, die von ihr ausging. Sie übte

eine unbemerkte Herrschaft über alle gesellige Thätigkeit aus, und wurde jedem dadurch eine Wohlthäterin; Ferdinand, der ungemein liebenswürdig an diesem Abend war, übte nur aus, was ihm ihr Zauber gebot, er erfuhr den glücklichen Einfluß von ihr, geistvoller und witziger in ihrer Nähe zu werden, welches eine Art von zauberhafter Zuneigung hervorbringt, selbst zu solchen Personen, die man sonst nicht leiden kann. Zwischen ihm und Mathilden war die größte Wechselwirkung sichtbar, und die Allgemeinheit des Gesprächs hinderte nicht das lebhafteste Geistesspiel, unaufhörliche Beziehungen, und tausend Einverständnisse, die den Andern entschlüpften, und sie hatten sich unter diesem Zwang einander in wenigen Stunden mehr genähert, als sonst in vielen Tagen unter vier Augen möglich ist. Erhard indeß sprach ziemlich leise mit einem alten Prediger, der neben ihm saß, und nahm wenig Theil an der übrigen Unterhaltung, ja hatte geflissentlich den Zuruf seines Freundes, der ihn hineinzuziehen suchte, mehrmals überhört, bis dieser ihn seiner verdrießlichen Laune überlassen mußte. Doch hatte er auch einigemal sehr angelegentlich mit Mathilde gesprochen, und diese nachdenklich gemacht; Ferdinand glaubte, es sei von ihm die Rede gewesen, und war darüber bei der Kälte, die er in jenem gegen sich bemerkte, ziemlich ungehalten. Beim Aufstehn von der Abendtafel gab er das beschriebene Blatt unbemerkt in Mathildens Hand, und sie verwahrte es, nachdem sie einen flüchtigen Blick darauf geworfen, an ihrem Busen. „Ich habe Ihnen sehr vieles zu vertrauen, sagte er innig, als er sie aus dem Saale führte.“ — „Ich weiß schon“, flüsterte sie. Ferdinand erschrak, es war ihm sonderbar, daß Erhard

so vorwitzig über ihn schwatze, und seinem Vertrauen vorgreife; aufgebracht sah er sich nach ihm um, konnte ihn aber nirgends erblicken, und erfuhr mit Erstaunen, daß er mit dem alten Prediger davongefahren, um einige Tage in dessen Hause, wo seine Schwester erzogen wurde, zuzubringen. Warum er ihm dies nicht gesagt, und ihn, wie ihm dünkte, so kalt und feindlich verlassen habe, war ihm unerklärlich, und die Wunderlichkeit dieses Verhältnisses ärgerte ihn zu sehr, um nicht den Vorsatz zu fassen, sich lieber ganz seinem Einflusse zu entziehen, als wie ein Kind dazustehn, und mit allem vorlieb zu nehmen.

Diese Bitterkeit trug ungemein dazu bei, ihn an Mathilden zu fesseln, und jenen, dessen Ungerechtigkeit er so sehr fühlte, aus ihrem Sinne zu verdrängen, wo er so empfindlich von ihm war gekränkt worden. In der That ist nichts für ein schwaches Gemüth, wie Ferdinands war, gefährlicher, als ein solcher Zustand innerlichen Gereiztseins, wo Liebe und Haß sich nicht ausgleichen wollen, und der kleinste Funke schädlicher Empfindung, blos weil niemand ihn auslöscht, in die wüthenden Flammen endlich ausbricht, daß es fast eine klägliche Lächerlichkeit wird, wie so Kleinliches und Armseliges zu solcher Gewalt aufsteigen konnte. Wir können Erhard freilich nicht ganz entschuldigen, aber es war natürlich, daß eine Seele, wie die seinige, diesen ganzen Tag über in Ferdinand nichts erblicken konnte, was seine Liebe angesprochen hätte, vieles aber, was ihm Widerwillen und eine Art Eifersucht einflößte, die nicht sowohl den Raub als die frevelhafte Antastung des geliebten Gegenstandes fürchtet. Doch meinte er es im In-

nern gut und redlich mit ihm, und dachte nicht ihm auf irgend eine Art weh zu thun.

Es vergingen mehrere Tage, während welcher das gastliche Haus des Oheims von mehreren Bekannten heimgesucht, und die Gesellschaft immer belebter wurde; so viele versammelte Jugend ließ den Kummer über die schnell auf einander folgenden Unfälle der deutschen Waffen nicht ganz aufkommen, und hier, von dem eigentlichen Kriegsgetümmel entfernt, schien man von dem in der späten Jahreszeit noch so freundlichen Himmel eigends angemahnt, so lange, als es vergönnt sei, der Freude recht zu genießen. Ferdinand gefiel allgemein, und es war schwer zu entscheiden, ob ihn die Männer mehr liebten oder die Frauen: denn wenn auch von diesen einige sehr zuvorkommend ihm gleichsam den Weg zu ihrer Gunst gezeigt hatten, so war dagegen der Oheim so hingerissen von der frischen Jugend seines Neffen, daß er ihm alles würde gewährt haben, was dieser nur von ihm hätte wünschen können. Die Nähe Mathildens und die Entfernung Erhard's gab ihm eine sorglose Sicherheit und ein ruhiges Wohlbehagen, das seine ganze Seele erfüllte, und dabei täuschte er sich noch mit der Sehnsucht nach dem Freunde, dessen Abwesenheit ihn so erleichterte! Er lebte fast nur in Mathildens Gegenwart; auf sie war alle seine Aufmerksamkeit gerichtet, auf sie bezog sich alles, was er that und sagte, und auf sie allein unter den anwesenden Damen war er eifersüchtig mit jenem Neide, der allen Andern jede Freundlichkeit mißgönnt, die von der Einen herkommt. Allein er konnte sich gleichwohl nicht immer verbergen, daß in der Tiefe seines Gemüths ein dunkler Schmerz liege, der

ihm alle Gedanken an Rosalien unruhig zerstreute, und jeden an Erhard verbitterte. Er träumte einmal, diese Beiden stünden beisammen, und er habe eine große Angst gehabt, daß sie ihm Vorwürfe machen wollten; da wären sie verwundert näher gekommen, und hätten gefragt, ob sie ihm denn welche zu machen hätten, sie wollten ihn nur lieben! Dann sah er Mathilden im Traum, die ihn aus aller Niedergeschlagenheit erweckte, und mit liebevollem Verstehn Trost in sein Gemüth scheinen ließ; aber auf diesen Strahlen senkte sich Erhard hernieder, daß er sich unwillig abwandte, und darüber erwachte.

Dieser Gedanke, doch immer nur den zweiten Platz in ihrer Freundschaft einzunehmen, und sich in geringerer Vertraulichkeit zu sehn, war ihm ganz unerträglich. Er vermied des Freundes zu erwähnen, und konnte kaum seinen Mißmuth verbergen, wenn Mathilde von ihm sprach, welches jedesmal mit Bedeutung geschah, gleichsam um ihre eigene Rede über irgend einen Gegenstand durch Anführung eines Wortes von ihm zu unterstützen. Er sah wohl, daß jener, ohne es gesucht zu haben, von selbst in ein tieferes, äußerlich freilich wenig scheinsames, Verhältniß getreten war, während er selbst sich mit einem äußerlich zwar freundlichern aber eigentlich doch losen Verhältnisse geselliger Zuneigung begnügen müsse. Diese Betrachtung stachelte ihn unaufhörlich, sich Mathilden mehr und mehr zu nähern, und seinen Umgang mit ihr persönlicher zu machen; er dürstete nach einem Geheimniß mit ihr, drückte ihr heimlich die Hand, ließ nie auf Spazirgängen ihren Arm nachlässig in dem seinigen ruhen, sondern schloß ihn fest an seine Seite; er sah sie oft und lange an, als wolle er sie zum Sehn auffordern,

und eines Abends, da sie durch ein Gebüsch zurückkehrten von einem Spazirgang, gab er ihr, nur aus diesem Verlangen nach einer Heimlichkeit mit ihr, einen heftigen Kuß, über den sie nicht wenig erschrocken war. In seinem trunkenen Uebermuthe trotzte er dann mehrmals in der Gegenwart Aller, doch ihr allein verständlich, auf das Vorgefallene. Gewiß, ein einziger Punkt, auf diese Art gewonnen, giebt eine unabsehbare Reihe von Eroberungen zu hoffen, denn er ist nie wieder zu gewinnen, und für jeden spätern Unfall eine sichere Zuflucht.

Von Rosalien zu sprechen, fand er jetzt keine Neigung, so sehr auch früher sein Sinn von dem Gedanken grade dieser Mittheilung geschmeichelt war, und so dringend er auch in dem obenstehenden Gedicht dieses Vertrauen angekündigt hatte; er scheute sich, das Gemählde, das Erhard von seiner Liebe wohl mochte entworfen haben, auszuführen, und ein anderes, falsches darzustellen war er noch zu gewissenhaft. Mitten in diesem zerrütteten Zustand erhielt er einen Brief, der ihm von Halle war nachgeschickt worden. Er erkannte mit Bestürzung Rosaliens Handschrift, und das schwarze Siegel ließ ihn wenig Tröstliches erwarten. Aber wie stürzte er in sich zusammen, als er den traurigen Bericht las, wie seine Schwester in den Armen seiner Geliebten verschieden sei; eine Schilderung, die so rührende Umstände enthielt, daß er in lautes Weinen ausbrechen mußte; und die innige Hoffnung und Demuth, womit der Brief von ihrer Liebe sprach, löste ihm ganz das Herz in Wehmuth auf; der Schmerz jenes Verlustes durchflocht sich wunderbar mit der Freude dieses Besitzes, und von sol-

chem unklaren Gefühl gedrängt, eilte er, sobald er sich einigermaßen gefaßt glaubte, in heftiger Bewegung zu Mathilden, die er auf ihrem Zimmer beim Frühstück fand, und durch sein verstörtes Hereintreten erschrocken vom Sofa aufstehn machte. Er warf sich weinend in ihre Arme, und konnte anfangs kaum reden; die Sinne vergingen ihm, und was ihn so heftig betrübe, wußte er nicht eigentlich recht: die Todesnachricht, so weh sie ihm that, hatte doch im Grunde nur die wilde Verwirrung früherer ungeordneter Empfindungen aufgestürmt, und verdeckte seinen Augen in etwas die Irrgänge, denen er sich überließ. Mathilde, die sich zurückziehn, und der Heftigkeit des unerwarteten Auftritts ausweichen wollte, glaubte ihn im Ernste krank, und redete ihm freundlich zu; er aber rief leidenschaftlich aus: „O vergeben Sie, Theure, dem ungestümen Freund! Mein Herz ist gepreßt von namenlosen Gefühlen, mein Kopf und Sinn entsetzlich angegriffen!“ — „Was ist Ihnen, Lieber?“ fragte sie schmeichelnd, indem sie ihm die Stirne mit ihren kleinen Händen drückte. — Er erzählte mit wenigen Worten den Inhalt des Briefes. „Und dennoch, setzte er schmerzlich hinzu, ist es mehr noch als dieses, was mich schmerzt, mir war schon vorher ein unerkanntes Weh in der Brust, ein unergründlicher Zustand voll Angst und Wildheit, eine unsägliche Traurigkeit, daß ich gar nicht weiß, wie mir ist. Lassen Sie mich, Mathilde; lassen Sie mir Ihre Hand! ich werde ruhiger an Ihrer Seite; aus Ihren lieben Augen strömt Süßigkeit in mein Herz; ach! mir fehlen alle Worte, ich kann nichts sagen, und Sie ergründen nicht, was in mir ist!“ —

Er küßte ihre Stirn und Augen mit Innigkeit, seine Brust athmete schwer, er drückte sie fest an die ihrige, und sie konnte es nicht wehren. Sie blickte ihn mit ernsthaftem Mitleid an, und bat ihn ruhiger zu werden, sie fühle sein Leid, er habe an ihr eine treue, verständige Freundin, ihr dürfe er alles vertrauen. — „Ich kann nicht, sprach er endlich mit tiefem Nachsinnen, aus der Dämmerung, die in mir ist, lichte Worte nehmen; aber ich fühle einen schwarzen Abgrund in mir, von dessen Rande alle Schönheit und Lieblichkeit der Welt und Poesie fürchterlich in die grause Tiefe hinabstürzt! Und, wenn ich so thöricht reden darf, so ist mir, als wenn durch ein inneres Erdbeben aus dieser Tiefe plötzlich ein Garten aufstiege, und die Seele Frühling empfände, sobald ich — sagte er leise und zaghaft, Sie und Rosalien als Eins denke, denn ich liebe sie Beide treu und innig, wie man nur Eine lieben soll!" — Wehe Ihnen! rief Mathilde aus, mein Freund, wie konnten Sie sich so verwahrlosen, um in solche Irrsale zu versinken! Jede veränderte Gegenwart muß Ihnen neue drohen? Sie geben einer augenblicklichen Schwäche nach; raffen Sie sich auf, und erkennen Sie, daß so keine göttliche Kraft sich äußert. Vieles, was mächtiger ist, als der Moment, und einen weiten Raum einnimmt im Leben und einnehmen soll, wie jedes menschliche Verhältniß, wird durch den Moment bedroht, eben weil er alle seine Kraft beisammen hat, und es ist die Sache der Vernunft und des Gesetzes, wo das Gefühl zu schwach ist, alsdann alle in jene Lebensweite ausgedehnte Kraft des Bessern auf jeden Punkt zu versammeln,

und dem Moment entgegenzustellen, wenn nicht in jedem das Leben der schrecklichsten Zerrüttung, dem peinigendsten Nachgefühl, ja dem Tödten des Schönsten soll ausgesetzt sein.

Ferdinand war bei diesen Worten, die zuletzt ganz streng geworden waren, zurückgesunken, seine Hand hatte sich der Freundin entzogen, seine Augen sich schmerzlich zu Boden gesenkt, seine Wangen waren bleich geworden, und abgewandt sagte er mit schauderhafter Kälte: „Ich weiß, daß es so ist, aber ich habe keine Hoffnung, daß es anders werden wird; mir ist seit einiger Zeit so unheimlich im Leben, als hätte ich schon eine Weile in der Erde gelegen!“ — Mathilde, erschreckt von diesen Worten, gab ihm innig die Hand, wandte sich aber gleich wieder ab, als er dadurch aus der tiefsten Herabgesunkenheit in die heftigste Gluth erhoben wurde. Sie trat an das Fenster; Ferdinand sah ihr schweigend nach; dann wollte er, indem er seufzend Rosalien nannte, seine Thränen zu verbergen, das Zimmer verlassen. — „Nicht so! sagte Mathilde sanft, bleiben Sie noch bei mir; ich habe gern, daß Sie bei mir sind, und es muß mir noch gelingen, Sie so bei mir zu sehn, wie ich Sie wünsche; nichts Herbes soll von mir in Ihrer Seele sein; kommen Sie, wir gehn in den Garten, das Wetter ist so schön!“ — Sie warf einen Schal um, pflückte einige Orangenblätter in der Hand zu tragen, und war eben im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als unerwartet der Oheim hereintrat, und zwei Damen, Mutter und Tochter, die eben zum Besuche angekommen waren, zu Mathilden führte, die nun zurückbleiben mußte, und

Ferdinand mit einem freundlichen Blick voll theilnehmender Unruhe entließ.

Er war kaum zehn Schritt von der Thür entfernt, als ihn ein Mann ansprach, den er schon gestern in der Gesellschaft gesehn, aber wenig beachtet hatte; er war ein Italiäner, und wurde Francesco genannt; er trug Jagdkleidung, schien etwa dreißig Jahr alt, und hatte in seinem Aeußern neben vielem Anstand einen geheimnißvollen Ernst. Ferdinand war überrascht, da mit einmal diese Gestalt vor ihm stand, und verwunderte sich, so bedeutende Züge und Blicke nicht eher aufgefunden zu haben. Der Italiäner ließ ihm nicht lange Zeit, er fragte ihn ganz kurz, wo er her komme, und da jener mit der Antwort zauderte, höchst verlegen und noch ganz in seinem Innern verwundet, fuhr Francesco mit unterdrücktem Unwillen fort: „Sie kommen von Mathilden! Ich weiß, daß Sie um ihre Liebe buhlen, aber ich leid' es nicht! Entweder Sie entsagen ihr sogleich für immer, oder folgen Sie mir!" — Ferdinand, dessen Feuer aus seiner von ermattendem Schmerz gereizten Seele um so heftiger entloderte, machte eine Bewegung; der Andere aber legte kalt und kräftig ihm die Hand zurück, und forderte Antwort. — „Unverschämter, rief Ferdinand aus, mit welchem Rechte machen Sie Voraussetzungen, die mich und die Dame beleidigen und Sie nichts angehn?" — „Mich nichts angehn? fuhr dieser wildlachend auf; entsagen Sie, oder lernen Sie mein Recht kennen!" — „Sie sind unsinnig, entgegnete Ferdinand milder, Sie wissen nicht, mit wem Sie's zu thun haben; gesetzt, mir wäre die Dame ganz gleichgültig, oder sie

mir nicht gewogen, meine Ehre fordert, auch dann Sie zur Rechenschaft zu ziehen, daß Sie sich solcher Fragen gegen mich angemaßt haben.“ — „So sind wir ja einverstanden, sagte der Jäger ungeduldig, kommen Sie!“ — Ferdinand, der sich nicht fürchtete, aber in seiner jetzigen Stimmung nicht gefaßt war, um sich um eine Liebe zu schlagen, die er sich selbst nicht recht bekennen mochte, in jedem Fall aber verdammen mußte und verschmäht sah, besorgt wegen des Aufsehns, und zerrissen von den quälendsten Gefühlen, wollte den Gang noch aufschieben, und nahm alle Besonnenheit zusammen, deren er fähig war; jener aber erklärte zornig, er müsse ihn für einen Nichtswürdigen halten, wenn er noch einen Augenblick zögere. Da eilte der erbitterte Jüngling, seinen Degen zu holen, eine schöne Waffe, die ihm der Oheim erst gestern durch Mathilde hatte überreichen lassen. „Komm, du theurer Stahl, sagte er, du bist durch ihre Hände gegangen, du sollst deine Weihe jetzt bewähren.“

Sie gingen Beide rasch durch den Garten, an dessen Ende sie einen freien Grasplatz fanden, der gegen das Schloß zu durch ein dichtes Gebüsch gedeckt war. Ein Wundarzt, den der Jäger im voraus dorthin beschieden hatte, näherte sich traurig, und bat sie rührend, von ihrem grausamen Vorhaben abzustehn; zugleich stellte er Ferdinanden vor, sein Gegner habe um gleicher Ursache willen schon drei Menschen zum Theil sehr schwer verwundet; der Jäger blickte zornig auf ihn hin; Ferdinand aber, erbittert durch die Warnung, verlangte um so heftiger den Kampf. Sie fochten. Der Jäger war schnell und heftig, Ferdinand kalt und ruhig, sie schienen die

Rollen getauscht zu haben, der letztere mußte alle seine Geschicklichkeit, alle Fassung zusammennehmen, um dem Gegner zu widerstehn, der voll Aerger sich von dem Jüngling das Gleichgewicht gehalten sah. Er blutete schon an mehrern Wunden, schien aber entschlossen, den Kampf bis auf's äußerste fortzusetzen, bis ihn ein Stich durch den Arm außer Stand setzte, den Degen zu führen. Er schien bestürzt über diese Wendung, und sagte zu Ferdinand: „Triumphiren Sie nicht zu früh; wir sehn uns wieder, junger Mann!" — Dabei verschmähte er alle Theilnahme, ließ sich von dem Wundarzt kaum verbinden, und dann wegführen, ohne ein Wort zu reden.

Ferdinand ging heftig bewegt nach dem Schlosse zurück, und da er hörte, der Besuch sei noch bei Mathilden, traurig auf sein Zimmer. Ermüdet stützte er den Kopf auf seinen Arm, und sah düster zum Fenster hinaus; die plötzliche Kraftanstrengung inmitten dem wilden Gewirr schwächender Gefühle hatte ihn vernichtet, in tobendem Wechsel rauschten zerstörte Bilder durch seinen Sinn, und er saß noch in dumpfem Träumen, als der Wundarzt zu ihm hereintrat, der ihm Nachricht von des Jägers Befinden zu bringen kam, der, wie er meinte, an seiner nicht allzu gefährlichen Wunde doch lange würde leiden müssen. Er erzählte, daß Francesco sich vor geraumer Zeit sterblich in Mathilden verliebt, und ihr seine Hand angetragen habe, die aber von ihr sei ausgeschlagen worden; dadurch wäre seine Neigung, die sie anfangs mit einigem Wohlgefallen anzusehn geschienen, in so gräßliche Leidenschaft verwandelt worden, daß sie

ihn mit Abscheu fliehen müssen, er aber beinahe in Wahnsinn versunken sei, bis er gehört, daß sie die Bewerbung eines jungen Mannes sich gefallen lasse, der von Gestalt sehr schön, aber von geringem Geiste war; da habe er geschworen, es solle nur einer, der würdiger sei, als er, sich ihr auf diese Weise nähern, und er wolle wie ein prüfendes Feuer sie umgeben; nur wer die Gluth seines Arms bestehe, werde zu ihr dringen, und er habe mehrmals Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß er seinen Eid streng zu halten gesonnen sei. Jenen schönen Mann habe er getödtet, andere aber verwundet, und als nichtswürdige Menschen dargestellt, denn sie hätten sich zur Entsagung bequemt. — Ferdinand, höchst erstaunt und ergriffen von der sonderbaren Gemüthsart, aus der ein so abenteuerlicher Entschluß, dem er eine gewisse Größe und Erhabenheit nicht absprechen konnte, hervorgegangen war, glaubte eine höhere Bedeutung darin zu erkennen, daß grade bei ihm zuerst diese günstige Wendung eingetreten war; ihm schien, als wolle das Schicksal selbst durch einen unverlangten Ausspruch ihm ein Recht verleihen auf Mathilden, und sein Leben auf das ihrige beziehen, aber ihm war doch etwas Unreines dabei, und er konnte in sich nicht ruhig werden. — „Aber mit welchen Augen, ich bitte Sie! fragte er, kann Mathilde diesen grimmigen Rächer ansehn, und diese Eingriffe in die Freiheit ihres Lebens, das auf diese Art, so lange ihn das Glück der Waffen begünstigte, fast ganz von ihm beherrscht werden mußte?“ — „Sie scheint sich darein ergeben zu haben, versetzte der Andere, und doch auch die große Gesinnung zu verehren, die jenen zu dem

rasenden Entschluß bewegen konnte; seine Liebe offenbart sich doch dadurch gewiß, und was bleibt einer verschmähten übrig? Ihr starker Geist, und ihr untadlicher Wandel giebt ihr übrigens die Kraft und das Recht, sich über die blutigen Folgen keine Vorwürfe zu machen. Man spreche in der Gegend, sagte er, nie vor ihr von diesen wohlbekannten Dingen, weil sie bei jeder Erwähnung heftig ergriffen werde, und überhaupt erkläre sich manches Freie und Eigene in ihrem Betragen aus den seltsamen und ganz unerhörten Auftritten, die sie mit diesem Italiäner erlebt habe.

Als der Wundarzt weggegangen war, überließ sich Ferdinand den wehmüthigsten Betrachtungen. „Wie sonderbar! sagte er zu sich selbst, ich komme hieher mit der Aussicht eines stillen, einfachen, schönen Lebens, so übermüthig in Glück schwelgend, daß ich die herbsten Unfälle meines Vaterlandes kaum empfinde, und in den wenigen Tagen hat sich alles in mir so verwirrt, daß ich glauben möchte, ich sei während des Schlafs in eine andere Welt hinüber getragen. Wer ist diese Mathilde, von der ich vor wenigen Tagen noch nichts wußte, und die jetzt in allen meinen Gedanken lebt? Stille, glückliche Universität! Geliebte Studien, wie fröhlich und unbefangen lebte ich in eurem Schutze, von hohem weitaussehenden Fenster auf den bewegten Markt des Lebens blickend, und auf das weite unendliche Grün der erfrischenden Natur! Wie süß und lieblich alles, was mein Gemüth traf, welch heitre, einfache Kraft gab mir die Liebe zu Rosalien! Ach, jene Zeit scheint so weit entfernt; jetzt dringen herbe Gefühle gewaltsam auf mich

ihn mit Abscheu fliehen müssen, er aber beinahe in Wahnsinn versunken sei, bis er gehört, daß sie die Bewerbung eines jungen Mannes sich gefallen lasse, der von Gestalt sehr schön, aber von geringem Geiste war; da habe er geschworen, es solle nur einer, der würdiger sei, als er, sich ihr auf diese Weise nähern, und er wolle wie ein prüfendes Feuer sie umgeben; nur wer die Gluth seines Arms bestehe, werde zu ihr dringen, und er habe mehrmals Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß er seinen Eid streng zu halten gesonnen sei. Jenen schönen Mann habe er getödtet, andere aber verwundet, und als nichtswürdige Menschen dargestellt, denn sie hätten sich zur Entsagung bequemt. — Ferdinand, höchst erstaunt und ergriffen von der sonderbaren Gemüthsart, aus der ein so abenteuerlicher Entschluß, dem er eine gewisse Größe und Erhabenheit nicht absprechen konnte, hervorgegangen war, glaubte eine höhere Bedeutung darin zu erkennen, daß grade bei ihm zuerst diese günstige Wendung eingetreten war; ihm schien, als wolle das Schicksal selbst durch einen unverlangten Ausspruch ihm ein Recht verleihen auf Mathilden, und sein Leben auf das ihrige beziehen, aber ihm war doch etwas Unreines dabei, und er konnte in sich nicht ruhig werden. — „Aber mit welchen Augen, ich bitte Sie! fragte er, kann Mathilde diesen grimmigen Rächer ansehn, und diese Eingriffe in die Freiheit ihres Lebens, das auf diese Art, so lange ihn das Glück der Waffen begünstigte, fast ganz von ihm beherrscht werden mußte?“ — „Sie scheint sich darein ergeben zu haben, versetzte der Andere, und doch auch die große Gesinnung zu verehren, die jenen zu dem

rasenden Entschluß bewegen konnte; seine Liebe offenbart sich doch dadurch gewiß, und was bleibt einer verschmähten übrig? Ihr starker Geist, und ihr untadlicher Wandel giebt ihr übrigens die Kraft und das Recht, sich über die blutigen Folgen keine Vorwürfe zu machen. Man spreche in der Gegend, sagte er, nie vor ihr von diesen wohlbekannten Dingen, weil sie bei jeder Erwähnung heftig ergriffen werde, und überhaupt erkläre sich manches Freie und Eigene in ihrem Betragen aus den seltsamen und ganz unerhörten Auftritten, die sie mit diesem Italiäner erlebt habe.

Als der Wundarzt weggegangen war, überließ sich Ferdinand den wehmüthigsten Betrachtungen. „Wie sonderbar! sagte er zu sich selbst, ich komme hieher mit der Aussicht eines stillen, einfachen, schönen Lebens, so übermüthig in Glück schwelgend, daß ich die herbsten Unfälle meines Vaterlandes kaum empfinde, und in den wenigen Tagen hat sich alles in mir so verwirrt, daß ich glauben möchte, ich sei während des Schlafs in eine andere Welt hinüber getragen. Wer ist diese Mathilde, von der ich vor wenigen Tagen noch nichts wußte, und die jetzt in allen meinen Gedanken lebt? Stille, glückliche Universität! Geliebte Studien, wie fröhlich und unbefangen lebte ich in eurem Schutze, von hohem weitaussehenden Fenster auf den bewegten Markt des Lebens blickend, und auf das weite unendliche Grün der erfrischenden Natur! Wie süß und lieblich alles, was mein Gemüth traf, welch heitre, einfache Kraft gab mir die Liebe zu Rosalien! Ach, jene Zeit scheint so weit entfernt; jetzt dringen herbe Gefühle gewaltsam auf mich

ein, alles ist mannigfaltig, verworren, eines dem andern entgegen, und meine Einbildung selbst von dem schwirrenden Flug der seltsamsten Bilder betäubt!" — Die Wehmuth, die das Anschauen der Vergangenheit im Gemüth erzeugt, ist zugleich eine Besänftigerin alles Zorns; jedes Ereigniß gibt sich dem Blicke auf die menschlichste Art zu erkennen, und gegen die große Trübsal des menschlichen Geschicks im allgemeinen, verschwindet aller Uebermuth, alle Härte, alle Keckheit Einzelner, und was sonst den Unglücklichen kränkt und beleidigt, wie ein trüber Funken auf der großen Wasserfluth. So erging es jetzt Ferdinand mit seinem Freunde Erhard, der mit seinen Geheimnissen eigenmächtig geschaltet, ihn unverzeihlich vernachlässigt, und nicht einmal zum Abschiede der Rede werth gehalten hatte; er vergab ihm alles, wie sehr er auch im Sinne gehabt, ihn dafür büßen zu lassen; mit der innigsten Liebe und Sehnsucht dachte er an ihn, und fühlte ein frohes Entzücken, einen solchen Freund zu haben, von dem er die tröstende Ahndung faßte, daß dessen Liebe, dessen Kraft und Geist seiner Brust die Ruhe wiedergeben würde. Er nahm sich vor, an ihn zu schreiben, ihm alles zu sagen, ihn schleunig herbeizurufen, und an seinem ruhigen Bewußtsein die Entschlüsse zu prüfen, die ihm den Sinn durchkreuzten; es war, als ob seine Innigkeit ihm unzählige Gedanken zuströmte. Er schloß sich ein, und setzte sich zum Schreiben. Das Papier lag vor ihm, er hielt die nasse Feder in der Hand, er freute sich der Begeisterung, die er empfand, und wollte jeden Augenblick anfangen zu schreiben. Wie erschrack er, als er bemerkte, daß er es nicht könne! Er

fand keinen Anfang, und indem er sann, nahmen die Dinge eine so veränderte Gestalt an, daß er zuletzt deutlich einsah, er habe nichts zu schreiben, weil sich nichts in ihm gesetzt hatte, sondern unaufhaltsam alles ineinander wogte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als mit wenigen Worten Erhard zu sagen, wie sehr er seiner Gegenwart bedürfe, aber dagegen regte sich bald sein Stolz, und es schien ihm unschicklich zugleich und unwürdig, das stummgewordene Verhältniß auf diese Art wieder zum Reden zu bringen. Er stand auf, und lehnte sich tiefbetrübt auf einen Stuhl; die Angst wurde immer größer, er war in Verzweiflung, sein Inneres so ganz von aller Darstellung abgeschnitten zu sehn; ein Zustand, der ihn gänzlich zerrüttete.

Ein Klopfen an seiner Thür störte ihn auf, unwillig öffnete er; Mathilde, die wegen Unpäßlichkeit den ganzen Tag das Zimmer nicht verlassen hatte, ließ ihn bitten, sogleich zu ihr zu kommen. Er erstaunte jetzt, daß er noch nicht daran gedacht, bei dieser den Trost und das Licht zu suchen, dessen er so sehr bedürftig war, bei ihr, der alle Kraft des Herzens und des Geistes zu Gebote stand. Er eilte zu ihr hin; aus einer durch die herabgelassenen Vorhänge umhüllten Dämmerung trat sie ihm weißgekleidet entgegen; ihm war, als sehe er einen Engel daherschweben, er fiel ihr heftig um den Hals, und küßte sie feurig. Sie fragte ihn mit bewegter Stimme nach dem Vorfall mit dem Italiäner. „Was haben Sie gethan, Lieber! rief sie aus; ich weiß alles, alles! Ein Billet, das der Wahnsinnige diktirt hat, gibt mir von allem Nachricht; er hält es für seine Schuldigkeit, sagt

er, mir diesen Ausgang der Sache, der zum erstenmal so ist, zu melden! Der trotzige, feindliche Mensch! Es ist, als wäre mein ganzes Geschick umgewälzt, und ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken oder zürnen soll!" — Sie senkte den Kopf auf seine Schulter, und er führte sie umschlungen zu dem Sopha, wo er sich neben sie setzte, und sie nicht aus seinen Armen losließ. Mit Thränen in den Augen küßte er die geliebte Freundin, und vergaß alle Vergangenheit und Zukunft in ihrer holdseligen Nähe, jeder Herzschlag trug sein ganzes Sein, und keine Fiber war in ihm, keine, die einen Gedanken an anderes, als die selige Gegenwart, hätte ertragen können. Leise wehrte sie ihm, und suchte sich den Liebkosungen zu entziehn; aber vergebens, er umfaßte sie nur heftiger mit jugendlicher Stärke, und während er halb Gewalt übte, leuchtete wie ein glühendes Abendroth alle seine Lieblichkeit hervor, von Liebe beschienen; und wollte den Widerstand wegglühen; Nachtigallen schienen ihm die süßesten Worte eingehaucht zu haben; ein Augenblick unentschiedenen Stillestehns schien in sich selbst zurückzukehren, und kreisend über ihren Häuptern zu schweben. „Nein! sagte endlich Mathilde sanft und fest, nein! Beruhigen Sie sich, Lieber! Wir haben viel zu reden. O wie schmerzt es mich, Sie so zu sehn!" Sie war aus seinen Armen frei, und stand auf, er folgte ihr zum Fenster, Beide schwiegen. Ein Bedienter brachte Licht, und kündigte Besuch an. Mathilde legte sich höchst angegriffen auf das Sopha nieder, Ferdinand setzte sich auf einen Stuhl neben sie, und sah sie ohne zu sprechen tiefbewegt mit strahlenden Augen an.

Inzwischen kamen die Töchter des Hauses und einige andere Damen, die den Abend bei Mathilden zubringen wollten, um ihr Gesellschaft zu leisten. Die Gespräche fielen schleppend und langweilig aus, die Verstimmung war fühlbar, und so sehr sich auch Ferdinand Mühe gab, munter zu sein, sah man doch bald, daß es ihm nicht recht darum zu thun war. Die äußerste Unruhe trieb ihn hin und her, er setzte sich, stand wieder auf, und wußte nicht, ob er bleiben oder weggehn sollte. Er war immer im Begriff, etwas zu sagen, es war, als zuckten ihm die Lippen von zurückgehaltenen Worten. Mathilde, um diesem peinlichen Wesen ein Ende zu machen, schlug vor, etwas zu lesen, wozu Alle gern einstimmten, eine der Damen holte das Schlegel'sche spanische Theater herbei, und ihre Wahl, die auf die Schärpe und die Blume fiel, hatte den Beifall von Allen. Ferdinand mußte lesen, und obwohl anfangs einiger Widerwille bei ihm war, kam er doch bald so hinein, daß er alles durch den Silberklang seiner Stimme, den richtigen Ausdruck und die Deutlichkeit bezauberte, mit der er die im Deutschen noch nicht ganz einheimischen Verse vortrug, deren künstliche Bildung nicht immer ganz neben dem gewöhnlichen Fortgange der Rede herauskommen und wirken will. Er überließ sich immer mehr seiner eignen Stimmung, und konnte den Ton der süßesten Innigkeit, der unruhigen Besorgniß, und des stillen Schmerzes nicht verfehlen; jeden Laut fühlte er in der innersten Seele wiederklingen, seine Nerven zitterten, er war auf dem Wege alles zu verrathen, wenn er oft von dem Buche weg mit dem Ausdruck der höchsten Leidenschaft auf Mathilden blickte,

und die Verse auswendig sagte, ganz entzückt, in den Worten des Dichters sein Inneres laut auszusprechen. Vergebens aber hatte er gehofft, sie noch allein zu sprechen, er mußte sich mit den Andern entfernen, und fand nur mit Mühe die Gelegenheit, ihr noch am späten Abend folgende Zeilen zustellen zu lassen:

Ich muß, Geliebte, dir mein Leiden klagen!
  Kein Wort, kein Zeichen war vergönnt der Liebe;
  Daß ich die Lauscherblicke noch vertriebe,
  Mußt' ich vergebens Scherz im Schmerze wagen.

Nichts mochte weg die schlimmen Feinde schlagen,
  Durch Zufall Feinde mir bei Freundestriebe,
  Und mir kein Regen, kein Bewegen bliebe,
  Das dir mein Denken heimlich konnte sagen.

Da wurde Calderon willkommner Bote!
  Sie glauben All', ich habe vorgelesen
  Sein göttlich Werk, die Schärpe und die Blume!

Doch war dies nur das äußerliche, todte,
  Das inn're, wahre Leben diesem Lesen
  War Liebeshauch, nur dir zum Eigenthume!

Er brachte einen großen Theil der Nacht schlaflos hin; Rosalie dämmerte vor ihm auf, aber versank bald in dunkle Tiefe. Die Nähe, die zwischen ihm und Mathilde geworden war, riß alles an sich, was die glühende Einbildung von reizenden Bildern schuf, und taumelnd stürzten ihm alle Vorstellungen in Ein Verlangen; die schöne Frau stand unausgesetzt vor seinen Augen, und alles, was sie nur berührte, schien ihr angeeignet; auf

diese Weise war ihm die ganze Welt durch sie verschönert und erhöht, überall sah er von ihrem Blicke leuchtende Gluth entzündet. Unaufhörlich betrachtete er ihren Geist, ihre Lieblichkeit, ihre Anmuth, ihre Milde, und bezog dies auf sich, auf sein Leben und sein Glück. Lange hatte er gezaudert, sich klar einzugestehn, wie sein Herz gewendet sei, jetzt ergab er sich ganz diesem Bewußtsein, und überließ sich ohne Reue seinem Liebesgefühl. Am frühen Morgen, als ihn der helle Sonnenschein, der durch die Fenster hereinbrach, weckte, fand er sich schwer in die wachen Gedanken, die ihm seine Träume zerstörten. Schön leuchtete die Luft im goldnen Licht, dessen ewiger Quell von weißen Wolken dichtgedrängt in weitem Kreise umfaßt war. Die Augen auf den herbstlichen Garten gerichtet, stand Ferdinand lange am geöffneten Fenster. Mancherlei innere Mahnungen redeten gegen seine Neigung, und selbst in der Erfüllung seiner trunkensten Hoffnungen konnte er sein Leben nicht ohne unheimliche Besorgniß denken. Der Tag mit seinen hellen Lichtern schien das Widerspiel der Nacht werden zu wollen, er machte erbleichen, was ihm während dieser mit so zauberischem Lichte geglänzt hatte. Die Natur lockte ihn ins Freie, er durchstrich den Garten, ging über Wiesen hin, und gelangte endlich zu einem großen Ackerfeld, das am buschigen Rande des Waldes hinlief. Er mochte einige hundert Schritte darauf fortgeschritten sein, als er eine einsame Baustelle fand, die mit hohen Bäumen und vielen Sträuchern umgeben war. Er hatte sich kaum hingesetzt auf einiges behauene Holz, was da lag, als ein kleiner alter Mann sich langsam aus dem Gebüsche nä-

herte, und ihn ehrerbietig grüßte. Ferdinand dankte ihm freundlich, und ließ sich mit ihm, da sein ehrwürdiges Aussehn ihm gefiel, in ein Gespräch ein, worin der Alte ihm Auskunft gab über den Zweck des Baues, den Eigenthümer, und die Zeit, wann dieser darin wohnen wolle. Der Alte war der Bauwächter, und ließ sich die ganze Art seines kärglichen Lebens Stück vor Stück abfragen. — „Er wacht also den ganzen Tag über hier?" fragte Ferdinand endlich, und jener bejahte es. — „Und die Nacht, wer wacht dann? fragte er weiter. — Ich! war die Antwort. — „Aber mein Gott! sagte Ferdinand mit theilnehmendem Eifer, wann schläft er denn? — „Wann ich todt bin! sagte der Mann mit schauderhafter Kälte, und, setzte er milder hinzu, bisweilen so des Mittags." Ferdinand stand erschüttert. Dies Wort hatte seine innerste Seele getroffen, ein Donnerschlag war es der schwülen Last seiner Gedanken, die kein Spruch von der Kanzel, keine weisheitsvolle Rede so hätte plötzlich wenden gekonnt, als es das unabsichtlich hingeworfene Wort des grauen Alten that. Den leichtsinnigen Bildern war er wie mit einem Zauberschlage entrückt, und der ernsten Betrachtung des Ewigen hingegeben, die Strenge des Gesetzes, und die Gewalt der Natur schlugen an seine Brust, und sie konnte, wie sonst der augenblicklichen Wirkung jedes andern Reizes, auch jetzt dem plötzlichen Eindruck des Bildes der Tugend nicht widerstehn, er fühlte sein Herz ermuthigt, seinen Sinn gereinigt, und meinte redlich den Vorsatz auszuführen, der verderblichen Verwirrung durch die Flucht zu entgehn, die reizende Frau zu meiden. Glücklich pries er seinen Freund, der in

ſicherem folgerechtem, und darum nicht minder reichem Leben alles Leid und Freude mit ſich ſelbſt einig aus der Hand des Geſchicks empfangen, und durch jeden neuen Gegenſtand des Lebens nur kräftiger und reiner werde. Kaum traute er ſich zu, ſolchen Daſeins fähig zu werden, er wußte nur zu gut, in wie fieberhaftem Wechſel ſein Gemüth hinzitterte. Doch ſollte der Verſuch geſchehn; er gab dem Alten was er an Geld bei ſich hatte, und eilte nach dem Schloſſe zurück, wo er ohne jemanden ein Wort zu ſagen, ein Pferd für ſich ſatteln ließ, und bloß mit Zurücklaſſung einiger Zeilen an den Oheim — es koſtete ihn die ſchwerſte Ueberwindung nichts für Mathilden hineinzuſetzen — von dem Schloſſe wegritt, um Erhard aufzuſuchen, zu dem ſeine ganze Seele verlangte.

Doch konnte er nicht von den frühern Bildern ganz ſcheiden, die ſeine Sinne durchflogen, und die Entfernung von Mathilden ſchien deſto ſicherer zu erlauben, daß er ihr Andenken mit allen Farben belebe. „Dort geht ſie jetzt, dachte er, dort tönt ihre wundervolle Stimme, dort wirkt ihre unausſprechliche Gegenwart! Und ich hier einſam auf dem Wege zu dem vielleicht hartherzigen Freunde, der vielleicht nichts verſtehn will von allem was ich leide, der mein Weinen verachtet, meinen nagenden Schmerz mit kalten Worten zurechtſprechen will.“ — Laut weinend ſtürzte er von dem Hügel herab, von dem er zum letztenmal nach dem Schloſſe umſehn konnte, und ritt in den Wald hinein, der vor ihm lag. Fürchterlich erwachte jetzt in ihm der Gedanke, daß Mathilde ihn vielleicht liebe, er wagte nicht auszudenken, was ihm

dadurch für eine Seligkeit aufgeschlossen wäre. „Grausam sind wir, rief er, grausam, alles Schöne, alles Liebliche zu zerstören, jede Neigung in uns verschmachten zu lassen, jede Innigkeit hart und schmähend zu zertrümmern! Und was kann es Schöneres, Reineres geben in der Welt, als daß zwei Herzen sich wohlthuend erquicken in gegenseitiger holder Neigung? Wo ist Sünde in diesem Glück, das die schönste Gabe des Himmels ist? O man ist wahnsinnig, das Leben anders zu betrachten, als in der Gegenwart, Ein Tag ist das ganze Leben, Ein Schein in das Herz, und wir sollten der inneren Eingebung der Liebe folgen, glücklich sein auf jeden Tag, und dem albernen Rechnen entsagen, durch das wir alle unsre Tage in eine Summe bringen und jedem kärglich seine Freude zutheilen nach weiten Verhältnissen! Welche frühere Regung hat denn das Recht einzugreifen in spätere Beglückung? Ist nicht eine wie die andre? quillt nicht jede aus unsrer Natur? Daß sie da ist, ist ihre Rechtfertigung. O wüßte ich nur, daß Mathilde mich liebt, kein thörichtes Gewissen sollte mein Glück hindern! aber sie liebt mich nicht, das ist nur allzuklar, sie liebt wohl überhaupt nicht, und vergebens schmiegt mein Gefühl sich an die Felsenmauer an, die ihr Geist um ihr Herz gezogen hat; darum muß ich fort, darum bin ich unglücklich!" — Seine Phantasie trug ihn in die wildesten Verhältnisse, die sich gleich selbst wieder zerstörten, die ganze Welt zog ihn an, und stieß ihn ab, auf alles fühlte er in sich unerfüllbare Ansprüche, und sah verwundert seinem Leben eine sonderbare Gabe mitgegeben, die Schritt vor Schritt sein Dasein hindernd begleitete.

Schon kam es ihm thöricht vor, daß er Erhard aufsuchen wolle, um Trost und Belebung durch ihn zu finden, da er die Hoffnung aufgab, nur sagen zu können, was ihn quäle, und sein Uebel, an einer Stelle geheilt, alsbald wieder an einer andern ausbrechen müsse.

Inzwischen ritt er langsam weiter, der Weg führte noch immer durch dichten Wald, und er erinnerte sich dunkel, daß viele Seitenwege rechts und links abgegangen waren, und er vergessen hatte, die Zeichen zu beachten, auf welche ihn eine früher eingezogene unsichre Auskunft aufmerksam gemacht hatte. Eine Krümmung, die ihm die Aussicht beengte, legte er schnell zurück, und befand sich nun auf der großen Straße, die weithinauf in grader Richtung fortging. Einige hundert Schritte vor ihm fuhr eine Kutsche, der er von weitem folgte. Eben aber, da er rascher hinansprengte, um nach dem Wege zu fragen, lenkte der Wagen in einen Seitenweg ein, und blieb durch die vielen Krümmungen des engen Waldweges verdeckt, er setzte daher seinen Weg gelassen auf der großen Straße fort, bis ihm endlich ein Bauer begegnete, der Holz auf dem Rücken trug. Ferdinand hörte von diesem mit großem Verdruß, daß er eine Meile weit von dem Wege abgekommen sei, der von der großen Straße nach dem genannten Dorfe führe, und daß er dahin durch die verschlungenen Holzwege sich wohl schwerlich ohne Führer finden würde. Dem Rathe des Mannes zufolge ritt er um Mittag zu halten nach einem nahen Jägerhause, es war derselbe Weg, den auch die Kutsche gefahren war. Auf einem freien Platze, von uralten Eichbäumen beschattet, stand eiu stattliches Haus,

das durch die über den Thüren angebrachten Hirschgeweihe, und das Horn im Schilde seine zwiefache Eigenschaft zu erkennen gab. Ferdinand stieg ab, und begab sich sogleich auf das ihm angewiesene Zimmer; nach den Fremden, die in der Kutsche, welche er vor der Thür stehn sah, angekommen waren, hielt er nicht der Mühe werth zu fragen. Er hatte aber eben die letzten Stufen der Treppe erstiegen, als er zwei Damen erblickte, die zu einem blumenreichen Altan gehen wollten, und ihm den Rücken zuwandten; da sie auf das Geräusch seiner Tritte sich umkehrten, machte er im Vorbeigehn eine höfliche Verbeugung, aber indem sein Fuß sich fortbewegte, blieb sein Auge gefesselt, und erkannte mit staunender Freude Mathilden, deren schönes Antlitz erblassend ihm entgegen lächelte. — „Welch ein Zufall! Sie hier!" waren die einzigen Worte, die er hervorbringen konnte, aber sein Gesicht glühte, seine Augen strahlten Entzücken, und seine trüben Gesichtszüge wurden von kindlicher Fröhlichkeit belebt, daß Mathilde von ihrem ersten Verdacht, er sei ihr absichtlich nachgeeilt, sogleich zurückkommen mußte, und selbst gerührt wurde von der lebhaften Wirkung, die dies zufällige Finden auf den leidenschaftlichen Jüngling machte. Das Fräulein, das Mathilden begleitete, trat herzu, und sagte fröhlich: „Sie sind wohl recht erstaunt, unsre Freundin so wohl und munter zu finden? ja wir Alle waren freudig überrascht, als sie diesen Morgen ganz gesund herunter kam, und man hätte ihr wohl gar eine kleine Unpäßlichkeit noch gewünscht, um sie länger auf dem Schlosse zurückzuhalten." — „Sie müssen wissen, sagte Mathilde zu Fer-

dinand, der noch wie betäubt da stand, ich habe bisweilen Launen, deren Befriedigung mir das höchste Bedürfniß ist, und denen ich ohne Gefahr für meine Gesundheit nicht entgegenstreben darf. So hatte ich heute ein unwiderstehliches Verlangen nach der Stadt zu fahren, das Fräulein war so gut mich begleiten zu wollen, und so fuhren wir nach wenigen Minuten fort. Haben Sie nicht einen Zettel erhalten? ich ließ ihn für Sie zurück, und bat Sie mich nach einigen Tagen mit Erhard bei meiner Tante zu besuchen." — „Ich habe nichts erhalten, sagte Ferdinand verlegen, ich bin früh ausgeritten, um Erhard aufzusuchen, verirrt komm' ich hieher; aber ich sehe, wenn ich mich verirre, treffe ich grade das Rechte, es ist so viel besser! Ich sah es gleich ein, wie mein Weg zu jenem ganz umsonst sei, denn ach! der innerliche Kranke wird nie durch einen geheilt, der ganz mit ihm vertraut ist!" — Das Fräulein bat ihn nun dringend, ihnen lieber gleich nach der Stadt zu folgen, Erhard könne ja nachkommen. — „Das kann er auch, versetzte Ferdinand entschieden, denn ich kehre jetzt auf keinen Fall um."

Mathilde erschrack; sie hatte, da sie die Nothwendigkeit einsah, das Verhältniß aufzuhalten, das Ferdinand mit hingegebener Seele heftig verfolgte, sogleich an Erhard geschrieben, ihm die ganze Gefahr, in der sein Freund schwebe, geschildert, und ihn aufgefordert, unverzüglich zu diesem zurückzukehren, und ihm die Lücke auszufüllen, die ihre plötzliche Abreise ihm machen würde, denn sie sah nur allzugut ein, daß er allein ohne Aufsicht sich den äußersten Entschlüssen überlassen könnte. Ihrer Rechnung nach sollte Erhard noch am selbigen

Abend auf dem Schlosse eintreffen, und nun bestand Ferdinand darauf sie zu begleiten! Sie konnte nichts anders, als es dem Augenblick der Kraft übel Dank wissen, der zu gleicher Zeit mit ihrer Flucht auch die seinige veranlaßt hatte, und jetzt durch beiderseitige gleiche Absicht das vernichten half, was jeder allein für sich erreicht hätte. Sie versuchte vergebens alle Mittel, ihm sein Vorhaben auszureden, er war zu froh, sie wieder gefunden zu haben, er hatte in den wenigen Stunden zu schmerzlich gefühlt, wie er von ihr getrennt kein tröstliches Dasein mehr habe, um jetzt so leicht auf's neue sich diesem Zustande zu übergeben. Sie hielten zusammen Mittag, und Mathilden gelang es einigermaßen, sein aufgereiztes Gemüth, das sie heftige Auftritte besorgen ließ, in eine leichtere Fröhlichkeit zu stimmen, doch blieb in allem, was er sagte, eine eigne Wehmuth, die er nicht unterdrücken konnte. Das Fräulein hatte endlich kaum das Zimmer auf einen Augenblick verlassen, als er im Ausbruch der gewaltsamsten Leidenschaft ihr zu Füßen stürzte, ihre Hände faßte und mit Küssen bedeckte, und mit vielen Seufzern diese Worte ausrief: „Wie könnte ich fort, jetzt wieder fort von Ihnen, da ich glaube das Leben wieder zu haben seit dem Augenblick, daß ich wieder bei Ihnen bin? O. Sie zu sehn, nur anzusehn in allem Zauber der Liebesgewalt ist ja schon Fülle der Seligkeit; ich liebe Sie, wie ein Kind liebt, wie ein Freund, wie ein Geliebter, Sie sind mir alles, ohne Sie ist mir alles nichts, nur Ketten und Gefängniß können mich von Ihnen zurückhalten. Wie? hat nicht der Himmel selbst mich Ihnen wieder zugeführt?

Mein innerstes Herz konnte es nicht deutlicher wollen, als es jetzt mein Schicksal gewollt hat; dem sollt' ich widerstreiten? leichtsinnig seine Güte verscherzen? Nein, nein, Mathilde, das können Sie von mir nicht fordern! Wie wenig kennen Sie mein Inneres, die tobende Fluth meines Herzens, wenn Sie glauben den unaufhaltsamen Strom zu dämmen durch Sandkörnchen, die Sie hineinwerfen! Hören Sie auf, die edelste Kraft der Natur zu verkennen, sehn Sie all mein Jugendleben, jeden Gedanken meines Geistes, und jede Faser meines Leibes in einer einzigen Gluth entbrennen!" — Mathilde befand sich in der peinlichsten Angst, ihr schwankender Sinn neigte sich zu gütiger Milde, aber ihre Besonnenheit siegte, und mit unwilligem Ernste erwiederte sie ihm, daß das alles recht schön sein könnte, wenn sie eben so ihn liebte, aber da dieses unglücklicherweise nicht der Fall wäre, so bäte sie ihn dringend, solche unangenehme Auftritte zu vermeiden, sie habe viel Antheil genommen an ihm, so lange sie habe hoffen dürfen, er werde durch sein Verhältniß zu Rosalien das ihrige in Ehren halten." — Wie vernichtet sank er auf einen Stuhl, und blickte mit erloschenem Auge starr vor sich nieder. Als das Fräulein wiederkam, und die Damen sich zur Abfahrt anschickten, und Ferdinand gleichfalls sich fertig machte sie zu Pferde zu begleiten, sagte er im Weggehn leise zu Mathilden: „Nun kann ich noch weniger zurückbleiben; Sie sind mir mehr als Geliebte, ich ertrüge sonst die Schmach nicht, nein bei Gott! ich ertrüge sie nicht, mich so verstoßen zu sehn!" — Unter einer frohen Musik von Waldhörnern fuhren sie weg, der Kutscher pfiff ein lu-

stiges Stückchen, und das Fräulein war lauter Munterkeit; Mathilde inzwischen saß in Sorgen, wie sie dieser Verwirrung entgehn solle, und hatte für den Unglücklichen keine andre Hoffnung, als die von Erhard kommen konnte. Das schnelle Fahren erlaubte nur wenig und abgebrochnes Gespräch, und Ferdinand konnte das, was er einzig sagen mochte, nur in brennenden Blicken aussprechen. Sein schmerzlicher Zorn flammte immer höher auf, je mehr er in Mathildens Gemüth die vorige Güte und Freundlichkeit, das duldende Mitleid und die gerührte Theilnahme erlöschen, und einem unverhohlenen Mißfallen und Verdruß weichen sah. Seine Verzweiflung stieg auf den Punkt, daß er mit krampfhaftem Lächeln alles, was ihm Liebe eingegeben hatte, verläugnete, und sich anstellte, als reite er aus der gleichgültigsten Laune von der Welt diesen Weg, der die freie Landstraße für jederman sei, und ihm so gut angehöre wie andern. Dann baten wieder seine flehenden Blicke um Verzeihung seines Wahnsinns, aber Mathilde schwieg zuletzt ganz, und gab weder Zeichen des Mißfallens noch der Güte, schon beides für gleich unnütz und thöricht haltend.

So gelangten sie mit einbrechender Nacht in die Stadt, jeder auf andere Weise verstimmt und unruhig. Die dunkeln, nur von wenigen Laternen erleuchteten Straßen machten auf Ferdinand einen sonderbaren Eindruck; er erinnerte sich, wie er vor nicht langer Zeit die Stadt mit ganz anderen Empfindungen begrüßt habe, und welche Fülle von lieblichen Forschungen ihm damals gegenwärtig gewesen sei; Rosaliens Name wurde ihm

auch jetzt von jedem Stein entgegen gerufen, aber er mochte nicht hören, und hatte keine Wahl mehr. Die Damen stiegen aus, und Ferdinand begleitete sie zu Mathildens Tante, wo auch er den Abend zubrachte. Die kleine Gesellschaft, die sich dort fand, war ihm bald gänzlich zuwider, er glaubte nie in seinem Leben so geringfügiges Geschwätz gehört zu haben, und litt unsäglich, Mathilden darein so vielfach verflochten zu sehn. Wie ein sorgsamer Gärtner, dachte er mit innigem Blicke, die zarte Blume aus der Nähe giftiger Pflanzen wegträgt, so möchte ich dich diesen Leuten entrücken, und in ihrer Erinnerung jede Spur von dir tilgen!

Er war einer der letzten, die sich entfernten, und Mathildens kalter Abschied, bei dem sie voraussetzte, er würde am andern Morgen zurückreiten, brachte ihn aus aller Fassung. Kein Augenblick der Erholung wollte sich ihm zeigen in dem raschen Wechsel der Kränkungen, die ihm widerfuhren; jedes unbedeutende Wort wurde ihm zur Furie, und wenn schon an sich selbst seine Stimmung ihn alles um sich her hassen machte, so that der Zufall alles mögliche, um ihn in dieser Stimmung höher und höher zu treiben. Er eilte durch die unbekannten Straßen zu dem Gasthof, wohin er schon früher sein Pferd hatte bringen lassen; aber er ging noch nicht hinein, sondern durchstreifte, nachdem er das Haus eine Weile stumm und unentschlossen betrachtet, viele Straßen und Plätze an den schwarzen Häuserreihen vorüber, die alle in Todesstille dastanden. Schauerlich löste sich das Dunkel gleichsam von den großen Steinmassen in seine unmuthige Seele. An einem Brunnen blieb er lange Zeit stehn,

und hörte gedankenlos dem Rauschen des Wassers zu, das einzig diese Stille brach. Dann sah er scheu zu einigen alten Bildsäulen auf, die auf umgitterten Fußgestellen standen, und sich aus dem schweren Stein in schwebende Geister verwandelt zu haben schienen. Bäume rauschten von Zeit zu Zeit, und dürres Laub säuselte am Boden. Eine rege Flamme trieb ihn unruhig fort, die Stille ängstigte ihn schrecklich, und er hätte vieles darum gegeben, irgendwo eine rauschende Musik und lärmende Freude anzutreffen. Sehr spät kehrte er endlich zurück, ermüdet durch seine Seele, und mußte noch lange herumirren, ehe er den Gasthof wiederfand, wo ihn ein schläfriger Hausknecht verdrießlich einließ.

Als er am andern Morgen erwachte, mißfiel ihm sein Zustand auf's äußerste, ein heller Blick in sein zerrüttetes Gemüth ermunterte ihn plötzlich, und erweckte ihm den raschen Trieb, etwas Entscheidendes zu unternehmen; er verglich seine Leidenschaft einer brennenden Sonne, um die sich alles andere umschwingen und ordnen muß. Jetzt erst wurde ihm vollkommen gewiß, daß ihm jeder Strahl in dieser Dunkelheit erloschen sei, wie dem Ergriffenen weder Verstand noch eine andre Seelenkraft zu Gebote stehe, und in unaufhaltsamen Lebensschlägen sein Schicksal erfolgen müsse. Sein Herz that ihm weh, es zogen deutlich Wogen des Schmerzes durch seine Brust, und sein ganzer Zustand war unaussprechlich. Der Lärm vieler Trommler, der mit Musik abwechselnd immer näher kam, zog ihn an's Fenster. Französische Regimenter marschirten durch, um sich zur großen Armee zu begeben. Das frische, muntre Aussehn der muthigen Truppen,

der wilde Lärm der Trommeln, das Rufen der Offiziere, alles dieses stürzte sich wohlthätig in seine Trauer, und brach sie. Ihm stellten sich die großen Bilder des Kriegs, der Tapferkeit, des Todes, und des leichten Muthes, der ihn auf jedem Schritte erwarten darf und nicht fürchten, lebhaft vor Augen, eine kühne, freie Thatkraft leuchtete ihm entgegen. Er prüfte sich genau, wie sein Leben, das er bisher nur in Rücksicht auf das Leben betrachtet hatte, ihm denn jetzt in Bezug auf den Tod erscheine, den er sich ganz nahe dachte. Mit Reue sah er sich aus der Welt scheiden, mit Reue sein Leben auf eine weite Zeit angelegt, da doch jeder Vorfall diese abkürzen könnte. Er fühlte, daß ihm der Tod süß wäre in Mathildens Nähe, aber der grausamste Hohn, wenn er ihn von ihr entfernt träfe; jeden Augenblick würde er bereuen, den er seinem Glücke entzogen hätte. Das Bild eines Kranken schwebte ihm vor, dem der Arzt das Leben abgesprochen hat, und der keinen Zweck mehr finden kann, peinvolle Vorschriften zu seiner Erhaltung zu erfüllen. Er überließ sich einer taumelnden Begeisterung, zum erstenmal fühlte er sich als Herr, und sah sich als den Mittelpunkt von allem, jedes sollte ihm dienen, und sein Glück, seine Freude ihm das höchste sein, weder Vergangenheit noch Zukunft ihn stören, da der Mensch doch nichts habe als den Augenblick der Gegenwart.

Die Truppen waren längst vorbei, die kriegerische Musik verhallt, als er von heftigen Bildern der Kraft, des Siegs und des Glückes überreizt in brausender Eile zu Mathilde flog; er fand sie allein: mit aller Gluth der verzehrendsten Liebe stürzte er zu ihren Füßen, mit

verzweiflungsvoller Beredsamkeit suchte er ihre Härte zu erweichen, er schilderte sein mögliches Glück, seine vorhandene, unaussprechliche Trauer, er meinte es müsse doch endlich, endlich seinen Thränen, seinen Bitten ihr Herz sich eröffnen; nur ihn nicht zu verstoßen flehte er mit einer Art, daß Mathilde sich vor ihm zu fürchten anfing; sie blieb in kaltem Unwillen, und verläugnete keinen Augenblick, daß ihr seine Gegenwart das Unangenehmste von der Welt werde. Da wußte er sich endlich nicht länger zu bezähmen, Wuth, Schmach und Verzweiflung traten in seine flammenden Augen, wie ein Rasender stürzte er auf sie los, und drückte sie fest in seine Arme, es war als halte er sein Leben über einem Abgrund fest; mit Gewalt wollte er erringen, was die Liebe ihm versagte, daß Mathilde mit Abscheu ihm entfloh, und er einsam zurückblieb, eine Hölle in der Brust, von allen Qualen zerrissen, ohne Hoffnung, ohne Stütze, in unaussprechlichem Elend. Vergebens rief er, sein Bitten, sein Jammern verhauchte an der verschlossenen Thür, durch die Mathilde geflohen war, und spät ging er fort, ohne auch nur einen Blick der Gnade mitzunehmen, verstoßen aus ihrem Gedächtniß wie aus ihrem Hause. Ein Bedienter hatte ihm die Botschaft gebracht, er möchte sich für diesmal entfernen, die Dame würde ihn rufen lassen, wenn ihr besser wäre. Zu Hause stürzte er sich auf das Bett nieder, die Hände auf das Gesicht gedrückt, als wolle er den Tag nicht sehn, blaß wie ein Todter lag er ausgestreckt, und das Herz sandte nur Wellen des Jammers in seine erstarrten Glieder.

Erhard indessen hatte nicht sobald Mathildens Brief

erhalten, als er ungesäumt nach dem Schlosse eilte. Als er dort seinen Freund nicht mehr fand, ahndete ihm sogleich, er würde Mathilden gefolgt sein, und ein Jägerbursche, der im Walde Mathilden gesehn und zufällig auf dem Schlosse erzählt hatte, sie sei von einem Herrn zu Pferde begleitet gewesen, bestätigte seine Vermuthung völlig; er machte sich auf, und folgte ihm nach. Seine Ankunft bei Mathilden traf grade in die unselige Zeit, da Ferdinand sie nach seiner wahnsinnigen Gewaltthätigkeit verlassen hatte. Er traf sie weinend und zerstört, und erfuhr von ihr alles, was geschehn war. Der Anblick ihres Leidens regte allen Zorn in ihm auf, er hörte nicht auf ihre Bitte, ihn zu schonen, er eilte zu Ferdinand, und trat in das Zimmer, als dieser noch in jenem Zustande dalag. — „Ich weiß alles, sagte er mit unerbittlicher Strenge und mit einem Blick, der dem Unglücklichen das Bewußtsein des verworfensten Sünders in die Seele schleuderte, ich weiß alles, du schändlicher Mensch! ich komme von Mathilden, zu deren Namen, der meinetwegen mich aufruft, ich noch für dich nach deinem eignen Auftrage den Namen Rosaliens hinzufüge, daß die Scham dich vernichten möge! Aber wohlan, hier muß einer von uns fallen, komm! — Ferdinand wollte schluchzend auf ihn zueilen, aber wie einem, dessen Berührung verpestet, wich ihm Erhard aus, und fluchte seinen Thränen und seiner Freundschaft. — „Komm! komm!" rief Erhard. — „Nimmermehr, sagte der Andre schmerzlich, soll ich auch den Freund noch tödten? — „Der Teufel ist dein Freund, scholl es ihm entgegen, du nichtswürdiger Mensch!" und damit fuhr Erhard zur Thür hinaus.

Von Freund und Geliebten verstoßen, mit sich selbst zerfallen, ohne Anspruch mehr auf das Leben, wünschte Ferdinand sich diesem Elend zu entrücken, er konnte nicht länger mit sich leben, im Gefühl des entsetzlichsten Schmerzes trank er ein Fläschchen Opium aus, das er bei sich zu tragen pflegte, und erwartete sehnlich den Tod als seinen Befreier; er wagte nicht Erbarmung zu hoffen, aber nach dieser Qual scheute er keine andre. Das Gift wirkte nicht sogleich tödtlich, und brachte solche Zufälle hervor, daß der Wirth, der wohl merkte, hier müsse etwas Außergewöhnliches vorgehn, sogleich einen Arzt rufen ließ, und einen Eilboten zu dem Oheim auf's Land schickte. In halbem Schlaf, in halber Ohnmacht brachte Ferdinand die Nacht hin, dem Arzt gab er wenig Antwort, er wolle sterben, wiederholte er mehrmals. Als er sich schwächer fühlte, schickte er gleichwohl noch um Erhard, und dann zu Mathilden, aber jener war nirgends zu finden, und diese sei krank, brachte man zur Antwort. Spät kam der Oheim, der angstvoll in's Zimmer stürzte, und mit der größten Zärtlichkeit seinen Neffen umarmte. „O mein Sohn, mein geliebter Sohn! rief er aus, ja ich dachte dein Vater zu werden, auf dich waren meine schönsten Hoffnungen gebaut!" — Er ging die Hände ringend auf und nieder. Ferdinand aber winkte ihm, und bat um eine Brieftasche, die ihm gegeben wurde, und aus der er einige Briefe nahm, eine Locke und einen Ring, den er die letzte Zeit nicht mehr am Finger getragen hatte. „Dies alles, begann er zu reden, dies alles senden Sie an Rosalien zurück, lieber Oheim! Die Adresse werden Sie finden, und erzählen

Sie ihr meinen Tod, sagen Sie ihr, sie möge mir vergeben, aber die Thränen, die sie um mich weinen wird, verdiene ich nicht!" — Der Oheim nahm alles schweigend zu sich, Ferdinand aber fuhr fort: „Das sei abgethan! aber nun, mein Oheim, gehn Sie gleich zu Mathilden, und sagen ihr, daß ich todt bin! Ich bitte sie reuig um Verzeihung, und sterbe in den Qualen, von ihr getrennt, von ihr verstoßen zu sein. O ich bin ein elender Mensch geworden, aller Sünde hab' ich mich nach schwachem Widerstand ergeben; aber grausam hat das Geschick mit mir gespielt, dem reinsten Leben sah ich entgegen, Glück und Freude lagen auf meiner stillen Bahn, als ich von ihr weggerissen und allzugroßen Prüfungen entgegen geworfen wurde. Mußt' ich Francesco'n überwinden? O zu Spott bin ich durch meinen Sieg geworden! Die Vorsehung hat meiner gelacht, ein Scherz war ihr meine Tugend, die Flucht selbst schlug mir zum Finden dessen aus, was ich meiden sollte! So fluch' ich denn dieser grausamen Hand! so fluch' ich der Erde und ihrem Glück, dem Himmel und seiner Tugend, und stürze in den Abgrund, der meiner harret!" Die Anstrengung ließ nach, er sank todt zurück, seine Augen blieben verdreht und konnten nicht geschlossen werden, seine schönen Lippen verzerrten sich. Der Oheim ging zu Mathilden, keine Thräne netzte sein Auge, bis er den schrecklichen Zusammenhang erfuhr. Erhard hatte sich entfernt; daß er bei dem Freikorps des Hauptmann von Wallenstein in Schlesien mitgefochten, war die letzte Spur, die man nach langer Zeit von ihm finden konnte. — Nichts vermag die verderblichen Keime zu unterdrücken, die von

dunkler Macht in die Brust gelegt sind, alles, was sich begibt, führt sie der Reife entgegen, bis sie das sorglose Gemüth als eine reiche Beute verzehrt haben; nur die ewige Andacht eines wachen Herzens hebt aus den irdischen Trümmern siegreich den lebendigen Geist empor.

Ihr führt in's Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein.
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!

Kritiken.

Der verewigte Schleiermacher. Von Ferdinand Delbrück. Bonn, 1838. 8.

Unter diesem Titel hat Ferdinand Delbrück eine kleine Schrift drucken lassen, die zur Absicht hat, als ein Beitrag zu gerechter Würdigung des Verstorbenen die Streitigkeiten aufzuklären, die zwischen ihm und dem Verfasser entstanden waren, und den Verehrern von jenem darzuthun, daß dieser, obzwar die Schleiermacher'sche Dogmatik durchaus verwerfend als ein Werk, das den christlichen Glauben keineswegs enthält und darstellt, dennoch den Verehrern des Mannes beigezählt zu werden verdient, indem er denselben als einen geistbegabten, wissenschaftlichen Meister und als einen Mann von tiefem und redlichem Streben anerkennt.

Man sieht, hier ist ein großes Thema der Zeit berührt, in wissenschaftlichem und in persönlichem Betreff: die christliche Glaubenslehre und Schleiermacher.

Wir halten uns fürerst an das Persönliche, welches der großen Welt näher steht, als das theologisch Wissenschaftliche.

Schleiermacher gehört zu den merkwürdigsten Räthseln, dessen Deutung und Lösung schon vielfach versucht worden ist, aber immer auf's neue versucht werden muß,

denn bisher ließ noch jede Deutung und Erklärung etwas Ungelöstes zurück.

Schleiermacher ist räthselhaft mehr deßhalb, weil man das rechte Wort nicht den Muth hat auszusprechen, als weil es so schwer zu finden wäre. Vielleicht wird sich dasselbe nicht lange mehr erwarten lassen!

Bis dahin muß jeder Beitrag uns willkommen sein, durch den wir den merkwürdigen Mann von irgend einer Seite in wahrer und ächter Gestalt zu sehen bekommen. Das geschieht durch die Delbrück'sche Schrift unläugbar.

Vor allem sind uns die zwei Briefe von Schleiermacher an Delbrück wichtig, die hier abgedruckt sind. Sie geben zwar in Form und Inhalt eigentlich nichts Neues, sind aber durch die ganze in ihnen herrschende Behandlungsweise ein so ächter, so auf die Spitze getriebener Ausdruck des Schleiermacher'schen Geistes, daß sie gleichsam die Bestätigungsurkunde aller frühern Zeugnisse liefern, nach denen man sich von dem dialektischen Meister eine sichere Vorstellung konnte gebildet haben.

Dieses spielende Sichanstellen, diese kalte Freundlichkeit und warme Bitterkeit, dieses Hänseln und Ironisiren, diese offenbare Maskerade des Nichtwissens und Nichtverstehens, der Demuth und Anerkennung, wobei doch nur immer die Beschämung und Vernichtung des Gegners als die lauernde Absicht hervorblickt, dieses Kniffliche, Häkliche, Spitze, und mit aller Feinheit doch wieder Plumpe und Grobe, hat uns entsetzlich angewidert! Eine solche Streit- und Behandlungsart muß immer mißfällig sein, besonders aber bei einem geistlichen Lehrer, der die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit in diese Kleinlichkeit herabzieht. Es gehört das

Uebergewicht aller sonstigen großen Eigenschaften dazu, welche Schleiermacher besaß, der hohen Geistes- und starken Gemüthskräfte, die in ihm lebendig waren, um diese polemische Abart seiner Dialektik zu vergüten oder vergessen zu lassen.

Delbrück hat sich etwas von dem Sauersüß seines Gegners anstecken lassen. Er muß in diesem Betreff nicht zu den Verehrern desselben gehören wollen, denn er kann es nicht. Den Geistesgaben mag er Bewunderung zollen, den Menschen entschuldigen; den Gelehrten aber, den Streiter und die Art wie derselbe seine Waffen gebraucht, muß er tief unter sich sehn.

Auch kennt er wohl, und giebt S. 80 eine Schilderung seiner Manier, wo das schlechte Verfahren mit Scharfsinn aufgedeckt und nach der Natur gezeichnet ist.

Delbrück ist durch seine gerade Redlichkeit dem gewandten Gegner und dessen ungewandten Schülern und Freunden unendlich überlegen. Aber er begiebt sich dieser Ueberlegenheit zum Theil wieder, indem er zu früh die Waffen senkt, und einige starke Schläge nicht wagt, zu denen er später doch vielleicht gezwungen sein wird.

Vorwort zu den Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg. Berlin, 1842. 8.

Aufgefordert das gegenwärtige Werk bei seinem Eintritt in die Oeffentlichkeit zu begleiten, ziemt mir wohl gleich zu erklären, daß weder Inhalt noch Abfassung mir im geringsten zuzurechnen sind. Der Inhalt ist durch sich selbst gerechtfertigt, insofern er sich durchaus als ein urkundlicher, quellenhafter darlegt, der wohl in

manchen Fällen auch Irriges oder Unvollständiges bringen kann, aber selbst dann nur immer solches, dem wenigstens eine aufrichtige Meinung, ein wirkliches Zeugniß, zum Grunde liegt. Das Zeitalter übrigens, dem dieser Inhalt angehört, ist längst der Geschichte heimgefallen, und keine der Angaben, welche hier vorkommen, kann in der Gegenwart noch Aergerniß erregen; hinwieder ist jene Zeit und ihre Wirkung uns gerade noch nahe genug, um lebhaft unsere Theilnahme auch für ihre Einzelheiten anzusprechen, und der denkende Geist, der die Erscheinungen der Mitwelt wahrhaft einsehen will, fühlt sich unaufhörlich in jene Vergangenheit zurückgerufen, aus welcher, wie verschieden auch und entgegengesetzt in vielen Stücken, das Ganze unserer heutigen Zustände hervorgegangen ist.

Die Denkwürdigkeiten des Freiherrn von der Asseburg fallen in die Zeit Friedrich's des Großen, und berühren sowohl diesen Herrscher, als seine hervorragenden Zeitgenossen, sie führen in das Innere vieler deutschen Verhältnisse und in deren Verflechtung mit den nordischen unmittelbar ein. Hiermit ist ihre Wichtigkeit angedeutet, aber auch ihre Lebendigkeit; denn das Unmittelbare, die ganz persönliche, noch ihre eigne Sprache redende und noch in eignem Gewand auftretende Erscheinung ist es, die uns einen Lebenskreis, der doch nur noch beziehungsweise der unsere ist, am treulichsten vergegenwärtigt.

Bücher dieser Art, in denen uns gleichsam die Anfangs- und Endfäden der Vorgänge zu Handen kommen, wo wir das Geschehene auch in seinem geschäftlichen Verlaufe vor Augen haben, und die uns den Geschichts-

blick, der so leicht das unendliche Gedränge mannigfachen Lebens in wenige und scheinbar einfache Thaten zusammenzieht, wieder auf die Mannigfaltigkeit des vielen Thatsächlichen zurückleiten, woraus jene bestehen oder wovon sie umgeben waren, — Bücher dieser Art müssen wir um so mehr willkommen heißen, als wir an solchen, wenigstens an ächten und guten, noch stets empfindlich Mangel leiden, und es doch für die allgemeine Kenntniß und Uebersicht keinen sichern Standpunkt giebt, als nur den, welchen ein solcher Unterbau gewährt. Unsere Meinung ist hiebei keineswegs, daß alle Geschichtsüberlieferung nur in solcher Fülle des Einzelnen geschehen sollte; im Gegentheil haben wir, bei geschichtlichen Darstellungen, die massenhafte Anhäufung von Umständen und Belegen, denen nicht grade wesentlich Bezeichnendes inwohnte, immer zu beseitigen gewünscht; dies zu thun, ist Aufgabe der wahren Geschichtschreibung, welche das künstlerische Bestreben hat, aus den unendlichen Besonderheiten, welche den Körper der Ereignisse bilden, nur diejenigen hervorzuheben, die am entschiedensten den Geist derselben ausdrücken. Doch damit dies möglich sei, müssen die Besonderheiten alle gekannt sein, und in der Unkunde, wo und wie das Wichtige, das Erhellende, das Aufschließende sich versteckt haben möge, dürfen wir nichts ungeprüft abweisen. Der redliche Geschichtsforscher sieht mit Freuden, wenn seine schon angehäuften Vorräthe sich vermehren, und er wird nie fürchten, daß er allzu reich werden könne. Er weiß, daß ihm oft aus unscheinbarem Staub ein Funke sprüht, durch den ihm dann ganze Strecken bisher dunkler Gefilde sich erhellen.

Doch unsre Bemerkungen überschweifen schon zu weit

das vorliegende Buch. Denn der Kundige wird gleich wahrnehmen, daß hier mehr dargeboten ist, als roher Baustoff. Ein heller Verstand, eine reiche Geschichtskenntniß, eine kundig und sicher ordnende Hand, haben diesen Stoff, ohne dessen ursprüngliche Beschaffenheit zu gefährden, bearbeitet und zusammengestellt. Der Leser empfängt eine doppelte Gabe, einen pragmatisch-kritischen Vortrag und die urkundlichen Zeugnisse. Es ist dies dieselbe Form der Darstellung, die wir schon in dem trefflichen Werke „Leben und Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen von der Schulenburg", das vor sieben Jahren in zwei Bänden erschienen ist, mit Glück gewählt und ausgeführt gesehen. Beide Werke, das jetzige und das frühere, geben durch Maß des Ausdrucks wie des Urtheils, durch Klarheit und Scharfblick wie durch Sachkenntniß und Umsicht, die Darbietung eines in Welt und Geschichte tief Eingeweihten zu erkennen, dessen eigne Erlebnisse in ähnlicher Weise behandelt und mitgetheilt zu wünschen uns wohl nicht verargt werden darf.

Berlin, den 12. September 1841.

Immanuel Kant's Biographie, dargestellt von Friedr. Wilh. Schubert. Leipzig, 1842. 8.

(Aus einem Briefe.)

Berlin, den 6. Mai 1842.

Sie sollen alsbald meine Freude theilen, ich sende Ihnen sogleich das eben erschienene Buch, dem Ihre Neigung im voraus gewonnen ist, und das Ihnen, wie es mir gethan, hohe Befriedigung gewähren wird. Lange

hatte ich auf diese Biographie Kant's geharrt, öfters ungeduldig nach ihr gefragt; nun erscheint sie recht in gelegener Zeit, auch mir persönlich als wohlzeitiges Geschenk, eine erfrischende Hellung in trüben umwölkten Tagen, ich habe mich an ihr getröstet, gestärkt. Sie hat eine Art Verwandtschaft mit meiner jetzigen Stimmung; denn auch der theure Mann, den ich betraure, war aus Königsberg, und hat in früher Jugend oft noch Kant gesehen, von ihm zeitlebens den tiefsten Eindruck bewahrt. —

Schubert hat eine würdige, sorgsame, gewissenhafte Arbeit geliefert, die auch in Stil und Ton sich dem edlen Gegenstande möglichst nahe hält. Der nun geschlossenen Ausgabe von Kant's sämmtlichen Werken ist in den Beiträgen ihrer Herausgeber eine Ausstattung geworden, wie sie einem solchen Unternehmen wohl selten zu Theil werden kann. Die Geschichte der Kant'schen Philosophie von Rosenkranz und das Leben Kant's von Schubert sind selbstständige Arbeiten von Umfang und Bedeutung, und ganz geeignet, in die bewegte Gegenwart günstig einzuwirken, wenn auch die Wirkung ihrer Natur nach fürerst nur eine stille sein wird. Das freudige Behagen, mit welchem Goethe die dreißig Bände von Lessing's Schriften vor sich hinstellte und überschaute, empfind' ich in erhöhtem Grade beim Anblicke dieser zwölf, auf die jeder Deutsche mit Stolz und Freude blicken darf, und denen auch das Ausland seinen Zoll der Ehrerbietung nicht versagt.

In raschem Zuge hab' ich das Leben Kant's von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Welch ein Schatz edler und theurer Gebilde legt sich uns hier dar! Sie

finden hier den Kern und die Blüthe deutschen Lebens, nicht nur in der genialen, liebenswürdigen Person des Helden selbst, sondern auch in den eigenthümlichen Umgebungen, den nahverbundenen oder aus der Fremde herzutretenden Persönlichkeiten, ja in der Oertlichkeit selbst, um welche die mannigfachsten geistigen Beziehungen sich zusammenschlingen. Wissenschaftliche, literarische, politische und bürgerlich-gewerbliche Verhältnisse spielen hier lebendig durcheinander, und das Leben Kant's ist nicht aufzufassen, ohne einen großen Theil des Lebens der Provinz, des Staates, ja der allgemeinen Weltverhältnisse mitzunehmen. Auf die helle Zeit Friedrich's des Großen sehen wir die Trübungen der Religionsediktsleute, die Stürme der französischen Revolution folgen, dann das neue milde Licht gemäßigter Sinnesart. Wie groß und schön steht Kant in der Mitte von allem diesem! Zwar meidet er wohl den Kampf und giebt öfters scheu nach; allein auch hierin zeigt er sich von einer Seite, die wesentlich zu ihm gehört, und mit seiner wahren Bescheidenheit und wunderbaren Pflichttreue zusammenhängt. Viel sittlich und politisch Lehrreiches liegt in diesem vaterländischen Stoffe, viel zu Nutz und Frommen der Gegenwart Anwendbares. Ist es nicht ein Trost zu sehen, wie die drückende Hoffahrt der mit der Tagesmacht Bekleideten ohnmächtig dahinschwindet mit dem Tage, die verfolgten Wahrheitskämpfer aber aus dem kurzen Drucke sich zu dauerndem Ruhm erheben? Wohl dem, der sich in dem Bilde des edlen Zedlitz darf zu spiegeln wagen, wem aber die Wöllner und Konsorten als Gleichgesinnte zuwinken, der wisse, daß sie ihm auch die Genossenschaft ihrer geschmähten Namen verheißen! —

Das Leben von Königsberg während der Blüthezeit der neuern deutschen Entwickelung hat uns neulich Alexander Jung in einer geistvollen Uebersicht gedrängt vorgelegt. Dieses reiche Bild auszuführen, wäre eine schöne Aufgabe für Jung selbst, oder für Rosenkranz, oder auch, wenn die Nächsten dies versagen, für einen Fernerstehenden, wenn ihm nur Scharfblick, Wärme und Feinheit inwohnen, um richtig zu erfassen und gerecht darzustellen. Die Schrift von Prutz über den Göttinger Dichterbund ist ein treffliches Beispiel dessen, was zu leisten wäre; nur ist das Königsberger Thema unendlich reicher und nachhaltiger. Kant strahlt darin als ein Stern erster Größe, aber das Sternbild hat noch viele Sterne von hellstem und eigenthümlichstem Licht. Und auch für Kant wäre, selbst nach Schubert's Zeichnung, noch mancherlei Dankenswerthes zu thun; denn Schubert hält sich, dem Zwecke gemäß, in strengen Gränzen, und reiht nur das eigentlich Historische zusammen, das bloß Merkwürdige, Anekdotische, läßt er zurück.

Wie viel aber in dem Letztern noch Bezeichnendes und Wichtiges zu finden ist, mögen Sie aus einigen Zügen ersehen, die mir durch besondern Zufall eben in diesen Tagen, wo ich Kant's Biographie gelesen, wieder vor Augen kommen. Ich habe sie aus der Erzählung Stägemann's vor fünfundzwanzig Jahren aufgeschrieben und theile sie Ihnen hier ohne weiteren Zusatz mit.

„Laharpe war von der Kaiserin Katharina nach St. Petersburg berufen, um die Erziehung des jungen Großfürsten zu leiten, und wollte nicht durch Königsberg gereist sein, ohne den berühmten Kant gesehen zu haben. Bei einer großen Mittagstafel fand er sich mit diesem

zusammen und richtete an ihn verschiedene Fragen, die derselbe mit Geist und Artigkeit bereitwillig beantwortete. Endlich fragte jener ihn auch, was er denn vom andern Leben halte? Kant haßte alle solche sogenannte Magisterfragen, besonders bei Tische, runzelte daher nur die Stirn und schwieg. Da jedoch jener die Frage nochmals wiederholte, so wollte Kant die Unhöflichkeit nicht weiter treiben und erwiederte, zwar ablehnend, aber mild: „Einen Staat dürfe man nun eben nicht darauf machen!“ Ein nicht nur artiger, sondern nach seinem Sinn auch ganz gründlicher Bescheid, denn er spricht Kant's wahre Denkungsart aus.“

„Ueber Jean Paul Richter's Abhandlung von der Unsterblichkeit der Seele sagte Kant zu Stägemann: „Wenn man es zum erstenmale liest, so sagt man, der Mann scheint sehr toll, hat man es aber zum zweitenmale gelesen, so muß man sagen, der Mann besitzt großen Verstand.“ Es war übrigens selten, daß Kant von dergleichen Erzeugnissen schöner Litteratur einige Kenntniß nahm. Ein Urtheil über Goethe z. B. dürfte sich schwerlich von ihm vorfinden.“

„Herder war nie ganz der Mann nach dem Sinne Kant's. Lange vorher, ehe die Metakritik erschien, sagte Kant von ihm, es fehle ihm an innerer Wahrheit. Herder hatte einmal philosophische Untersuchungen niedergeschrieben, welche Kant nicht billigen konnte, worauf jener sich eifrig erbot, alles umzusetzen, Kant möchte ihm nur seine Ansicht mittheilen, dann wolle er den eignen Vortrag auf's beste mit ihr in Uebereinstimmung bringen, welches Kant indessen unwillig verwarf, als eines Philosophen bei einer ernsten, wichtigen Materie ganz unwürdig.“

„Als die Stiftung der französischen Republik durch die Zeitungen verkündet wurde, sagte Kant, der allen Erscheinungen der französischen Revolution warmen Antheil gewidmet hatte, mit Thränen in den Augen zu mehreren Freunden, unter denen auch Stägemann war: „Jetzt kann ich sagen, wie Simeon: Herr, lasse Deinen Diener in Frieden fahren, nachdem ich diesen Tag des Heils gesehen!" Ihm waren in die französische Revolution alle wichtige Anliegen der Menschheit verflochten, und er glaubte diese, in den Gräueln der Anarchie fast verlorenen, durch den Uebergang in geordnete Regierung wieder gerettet."

„Kant's Voreltern waren aus Schottland nach Königsberg gekommen. Im Theatrum Europaeum wird ein schottischer Prediger Cant angeführt, der während der Religionsunruhen in Schottland hingerichtet worden. Den Engländern, ihrer rauhen Sitte, ihrer beengten Ansicht, blieb Kant immer etwas abhold. Dagegen gefiel ihm die Lebhaftigkeit und Feinheit der Franzosen, und auch dann noch, als diese von seinem Sinn am meisten abgewichen waren, hoffte er, daß sie auf bessere Wege zurücklenken, und daß ihre Unthaten und Drangsale gute Früchte für die Menschheit tragen würden."

Stägemann selber dürfte in der Königsberger Galerie am wenigsten fehlen; sein dichterisches Liebeleben, seine Episteln an Freunde, seine Sonette an Elisabeth, so wie seine späteren Kriegsgesänge, gehören entschieden jenem Ort und jenen Zeiten an, durch welche sie mit erfrischenden Wogen hinströmen. Auch ein anderer Mann, dessen Namen kaum noch irgend erwähnt wird, der aber in seiner Zeit eine bedeutende Größe war, müßte so viel

als möglich an's Licht gezogen werden, der Präsident Morgenbesser! Stägemann pries ihn als ein unerreichbares Vorbild riesenhafter Geschäftsthätigkeit, und zugleich als einen frischen, unermüdeten Denker, daß, wer ihn in den Augenblicken seiner seltenen Muße sprach, gar wohl glauben konnte, der Mann habe stets mit heiterer Bequemlichkeit nur seinen Gedanken nachgehangen! Er war ein Vorläufer des Saint-Simonismus, dessen kühnste Grundsätze er lange vorher ausgesprochen hatte. Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, kam als dänischer Gesandter am russischen Hofe durch Königsberg und aß mit Stägemann, Morgenbesser, Kraus und Andern zu Mittag, da denn natürlich das Gespräch auch auf die Franzosen fiel. Was noch aus ihrem Treiben werden würde? fragte Stolberg mit Heftigkeit. „Nicht viel", erwiederte Morgenbesser, „denn da sie nicht gewagt, weiter zu gehen, sondern auf halbem Wege stehen geblieben, so haben sie ihre Sache schon selber aufgegeben." — Nun, wahrhaftig, sagte Stolberg, das möchte ich doch wissen, worin sie noch hätten können weitergehen! Ich dächte, sie wären in allem bis an die äußerste Gränze gegangen! — Morgenbesser versetzte ruhig lächelnd: „Ich will statt vieler andern nur Eine wichtige Sache nennen: das Erbrecht! Dies abzuschaffen haben die Franzosen doch nicht den Muth gehabt." Stolberg erschrack und war froh, aus der Gesellschaft bald loszukommen. Noch späterhin erzählte er dem Minister vom Stein mit Entsetzen, was er in Königsberg habe hören müssen, und Stein pflegte in der Folge Stägemann öfters zu necken, als habe er jene Worte gesagt, worauf er denn doch bald hinzusetzte: Nun, gesagt wohl nicht, aber doch an-

gehört! Morgenbesser hat auch einen „Entwurf zum republikanischen Gesetzbuch" geschrieben, der in Königsberg bei Nicolovius im Jahr 1800 unbedenklich gedruckt worden, jetzt aber im Buchhandel nicht mehr zu haben ist. Dieser wunderliche Mann, in welchem die ausschweifendsten Gedankenflüge und die kühnsten Neuerungen sich als gewöhnliche, ganz von selbst einleuchtende und unwidersprechliche Wahrheiten festgesetzt hatten, die er mit einer fast gleichgültigen Gemüthsruhe vortrug, war aber nicht nur der staunenswürdigste Arbeiter, sondern auch der pflichttreueste Unterthan und Beamte, persönlich dem Königshause anhänglichst ergeben, in Wandel und Sitten untadelhaft. —

Sie sehen, aus welchen — ich will nicht sagen widerstreitenden, aber doch auseinanderliegenden Elementen nicht nur die Gesellschaft, sondern auch der Einzelmensch bestehen kann, ohne grade der Zwietracht anheimzufallen; im Gegentheil, jemehr Mannigfaltiges in der Gesellschaft und im Einzelmenschen zur Verträglichkeit gebracht ist, oder auch nur zum Nebeneinanderstehen, desto größer ist der Reichthum und die Stärke! In Königsberg lebten neben den Freidenkern auch pietistische Mystiker, und oft waren die einander Gegenüberstehenden persönlich befreundeter als die auf derselben Seite Zusammengereihten. Von dieser wechselseitigen Duldung und Schätzung scheint man heutiges Tages wenig mehr wissen zu wollen. Sie ist gleichwohl eine der wichtigsten Grundlagen aller Bildung, auch der politischen, zu welcher jetzt die Deutschen allseitig so großen Aufschwung zu nehmen getrieben werden.

Unendlich vieles ist uns zu lernen aus solchen Büchern,

denn bisher ließ noch jede Deutung und Erklärung etwas Ungelöstes zurück.

Schleiermacher ist räthselhaft mehr deßhalb, weil man das rechte Wort nicht den Muth hat auszusprechen, als weil es so schwer zu finden wäre. Vielleicht wird sich dasselbe nicht lange mehr erwarten lassen!

Bis dahin muß jeder Beitrag uns willkommen sein, durch den wir den merkwürdigen Mann von irgend einer Seite in wahrer und ächter Gestalt zu sehen bekommen. Das geschieht durch die Delbrück'sche Schrift unläugbar.

Vor allem sind uns die zwei Briefe von Schleiermacher an Delbrück wichtig, die hier abgedruckt sind. Sie geben zwar in Form und Inhalt eigentlich nichts Neues, sind aber durch die ganze in ihnen herrschende Behandlungsweise ein so ächter, so auf die Spitze getriebener Ausdruck des Schleiermacher'schen Geistes, daß sie gleichsam die Bestätigungsurkunde aller frühern Zeugnisse liefern, nach denen man sich von dem dialektischen Meister eine sichere Vorstellung konnte gebildet haben.

Dieses spielende Sichanstellen, diese kalte Freundlichkeit und warme Bitterkeit, dieses Hänseln und Ironisiren, diese offenbare Maskerade des Nichtwissens und Nichtverstehens, der Demuth und Anerkennung, wobei doch nur immer die Beschämung und Vernichtung des Gegners als die lauernde Absicht hervorblickt, dieses Kniffliche, Häkliche, Spitze, und mit aller Feinheit doch wieder Plumpe und Grobe, hat uns entsetzlich angewidert! Eine solche Streit- und Behandlungsart muß immer mißfällig sein, besonders aber bei einem geistlichen Lehrer, der die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit in diese Kleinlichkeit herabzieht. Es gehört das

Uebergewicht aller sonstigen großen Eigenschaften dazu, welche Schleiermacher besaß, der hohen Geistes- und starken Gemüthskräfte, die in ihm lebendig waren, um diese polemische Abart seiner Dialektik zu vergüten oder vergessen zu lassen.

Delbrück hat sich etwas von dem Sauersüß seines Gegners anstecken lassen. Er muß in diesem Betreff nicht zu den Verehrern desselben gehören wollen, denn er kann es nicht. Den Geistesgaben mag er Bewunderung zollen, den Menschen entschuldigen; den Gelehrten aber, den Streiter und die Art wie derselbe seine Waffen gebraucht, muß er tief unter sich sehn.

Auch kennt er wohl, und giebt S. 80 eine Schilderung seiner Manier, wo das schlechte Verfahren mit Scharfsinn aufgedeckt und nach der Natur gezeichnet ist.

Delbrück ist durch seine gerade Redlichkeit dem gewandten Gegner und dessen ungewandten Schülern und Freunden unendlich überlegen. Aber er begiebt sich dieser Ueberlegenheit zum Theil wieder, indem er zu früh die Waffen senkt, und einige starke Schläge nicht wagt, zu denen er später doch vielleicht gezwungen sein wird.

Vorwort zu den Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg. Berlin, 1842. 8.

Aufgefordert das gegenwärtige Werk bei seinem Eintritt in die Oeffentlichkeit zu begleiten, ziemt mir wohl gleich zu erklären, daß weder Inhalt noch Abfassung mir im geringsten zuzurechnen sind. Der Inhalt ist durch sich selbst gerechtfertigt, insofern er sich durchaus als ein urkundlicher, quellenhafter darlegt, der wohl in

beiher gegen Shakspeare freventlich vergangen, und durch die Strafe der Vergessenheit, in die er mehr und mehr verfiel, doch zu leicht abkommen würde. Zwar sein Name ist in Lessing's Werken aufbewahrt, und einige Worte über ihn kommen auch in meinen Denkwürdigkeiten vor; allein dies genügt nicht, man muß dergleichen Leute persönlich vor Augen haben, das heißt in ihren eignen Aeußerungen.

Der Mann, der hier gemeint wird, war ein hamburgischer Rechtsgelehrter, Lizenziat Albrecht Wittenberg, der über alle Tagesgegenstände eine Autorität sein, den Redner und Richter machen wollte, über Gottesdienst und Theologie, obrigkeitliches Walten, Theater und Litteratur. Er hat viele Theaterkritiken geschrieben, in Wochenblättern und Flugschriften, und bemühte sich besonders, die Schröder'sche Bühne zu bekämpfen, ihre Richtung als eine sitten- und geschmackverderbende darzustellen. Seine Bemühungen sind ihm nicht gelungen, das ist wahr; aber er hat sie auf sinn- und geistverwandte Vettern vererbt, die nun heutiges Tages gleich ihm geschäftig sind und an neuen Gegenständen das alte Treiben fortsetzen. Unsere Nachkommen werden einst mit gleichem Ergötzen die Blätter unserer * und ** und † und †† lesen, mit dem wir heute die hier mitzutheilenden des Lizenziaten Albrecht Wittenberg vornehmen!

Im J. 1777 gab derselbe zu Hamburg das bekannte Schreiben Voltaire's an die französische Akademie über Shakspeare in deutscher Uebersetzung heraus und that eine Vorrede und Anmerkungen hinzu, durch die er die Aussprüche seines Autors verstärkte und auf die nächsten deutschen Erscheinungen anwandte. Hören wir zuerst

einige Proben seiner Vorrede! Nachdem er ein damals beliebtes Stück: „Es ist nicht alles Gold was glänzt", mit rohen und unanständigen Tadelworten geschimpft und die „Zwillinge" von Klinger heruntergemacht, fährt er also fort:

„Auch die Stella von Goethe ist auf unserer Bühne erschienen, ein schändliches Stück, worin der Bigamie öffentlich das Wort geredet wird. Aber dies Stück ist, mit Freuden mache ich's bekannt, von Allen, die noch einiges Gefühl von Moralität hatten, verabscheut worden und hat nicht wieder zum Vorschein kommen dürfen. Ich für meinen Theil kann den Wunsch nicht bergen, daß es noch einmal, aber mit dem von einem andern Verfasser hinzugefügten sechsten Akte, in welchem Fernando, zur wohlverdienten Strafe, karrt, aufgeführt werden möchte."

Sodann geht er zu Shakspeare über:

„Shakspeare's Othello muß gleichfalls zu denen Stücken gerechnet werden, die mehr Schaden als Nutzen stiften. Beispiele teuflischer Bosheit, wie uns des Jago Karakter geschildert wird, giebt es genug im gemeinen Leben; solche abgefeimte Bösewichter gehören gar nicht auf die Bühne, die sich nur eigentlich mit solchen Fehlern beschäftigen sollte, welche die Gesetze nicht bestrafen, und welche zu rügen die Würde der Kanzel nicht erlaubt."

Hierzu gehört die denkwürdige Anmerkung:

„Das Schreckliche ist im Othello bekanntlich auf das höchste getrieben. Bei der Vorstellung auf der hamburgischen Bühne machte es einen so starken Eindruck auf einige Personen des zarteren Geschlechts, daß man schlimme Folgen davon zu besorgen hatte. Man mußte sich also

entschließen, den Ausgang des Stücks zu ändern. Der Desdemona hat man das Leben geschenkt, und Othello, der seinen Irrthum noch eben zu rechter Zeit einsieht, kommt gleichfalls mit dem Leben davon. Treffliche Verbesserung! Man weiß jetzt selbst nicht mehr, was man aus dem Stücke machen soll. Nicht Lustspiel, nicht Trauerspiel; ein unglücklicher Zwitter, dergleichen jetzt viel auf den deutschen Bühnen erscheinen. Besser ist's, Shakspeare's Ungeheuer gänzlich von unsern Bühnen, die ihnen so lange verschlossen gewesen sind, zu verbannen, als sie so verstümmelt auf selbigen erscheinen zu lassen."

Wir sehen, der Mann hat in seiner Verblendung doch einigen Takt des Rechten! Doch vernehmen wir einen weitern Ausfall, der gegen ein Erzeugniß Gotter's gerichtet ist:

„Die Medea, ein musikalisches Drama von Gotter, hat man ebenfalls neulich auf die hamburgische Bühne gebracht. Ein höchst langweiliges Stück, wenn man von der schönen Musik, die es begleitet, abstrahirt, und von keinem moralischen Nutzen. Die grausame Rache, die Medea an ihren mit dem Jason erzeugten Kindern, an Jason's neuer Gemahlin ausübt, und endlich triumphirend davonfährt, kann keine guten Wirkungen in den Gemüthern der Zuschauer hervorbringen, wohl aber rachgierige Gemüther zur Sättigung dieser grausamen Leidenschaft ermuntern."

Nun aber kommt er zur Hauptsache und fährt fort:

„Und was soll ich endlich vom Hamlet, dem so sehr gepriesenen, in Hamburg so sehr bewunderten und mit dem übertriebensten Beifall aufgenommenen Hamlet sagen? Kann dies Stück die Zuschauer im geringsten bes-

fern? Macht es nicht vielmehr die schädlichsten Eindrücke? Wie gottlos ist nicht die Stelle, da Hamlet den mörderischen König in Gebet antrifft und die Reflexion macht: „Nun könnte ich ihn tödten. Aber nein! ich würde ihn in den Himmel schicken, und ihm eine Wohlthat erzeigen, anstatt ihn zu strafen.“ Muß ein solcher Gedanke wohl in eines Christen Herz kommen? Ueberhaupt ist Rache bei dem Hamlet die einzige Triebfeder, so zu handeln, wie er handelt. Man zeige mir den geringsten moralischen Nutzen, den dieses Stück stiften kann, so will ich verloren haben. Will man etwa sagen, es liege die Lehre darin, daß kein Verbrechen, es sei noch so heimlich vollzogen worden, verborgen und ungestraft bleibe, so ist es ungereimt, daß, um dies zuwege zu bringen, allen Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums zuwider, ein Geist aus der Hölle, oder wenigstens aus dem Fegefeuer, erscheinen und den Hamlet zur Rache auffordern muß. Mit Einem Worte, Shakspeare's Hamlet ist, von der moralischen Seite betrachtet, nicht von dem geringsten Nutzen, und von Seiten der Kunst, aller seiner einzelnen Schönheiten, starken Gedanken und interessanten Situationen ungeachtet, ein Ungeheuer, das auf unserer Bühne nicht geduldet werden muß.“

Er schließt diese Musterung mit der unwilligen, ärgerlichen und eben deßhalb uns höchst ergötzlichen Jammerklage:

„Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle abgeschmackte, unanständige, unsittliche, abscheuliche Schauspiele, die auf der deutschen und besonders auch auf der hamburgischen Bühne erschienen sind und zum Theil ihr Glück gemacht haben, namhaft machen wollte.“

Er geht hierauf zu der eifrigen Anempfehlung einer strengen Theater-Zensur über, wobei er nicht ermangelt, sich auch auf das Wort des berüchtigten Pastor Goeze zu berufen. So weit die Vorrede!

Nun aber kommen noch die Anmerkungen zu dem Voltaire'schen Schreiben, durch welche der fanatische Pedant hauptsächlich gegen Goethe bellt und geifert!

So heißt es bei Gelegenheit, daß er das französische Wort „morbleu“ durch „Schwerenoth“ wiedergiebt: „Ich weiß den abscheulichen Fluch morbleu nicht anders zu übersetzen. Herr Goethe, der jetzige Abgott der deutschen Genies, hat sich dessen bereits in seiner Claudine von Villa bella bedient; und theatralisch muß der Schwur also wohl sein.“

Wir lernen mit großer Befriedigung aus den Schmähreden des Eiferers den großen Beifall erkennen, mit welchem die Hamburger das Erscheinen Shakspeare's auf ihrer Bühne begrüßt haben. Unser Mann sagt:

„Voll genug ist das Schauspielhaus freilich bei den Vorstellungen des Hamlet, dieses theatralischen Ungeheuers, gewesen, aber man kann deswegen, däucht mich, doch nicht behaupten, daß dies Stück den Beifall des Publikums erlangt hat. So weit ist der gute Geschmack in Hamburg noch nicht heruntergefallen, daß man dies im Ernst behaupten könnte. Ich kenne vielmehr Männer von feinem Geschmack, großer Gelehrsamkeit und Unpartheilichkeit, die den Hamlet angesehen und mir gestanden haben, wenn sie ihn zum zweiten Male ansehen sollten, so müßte man sie mit Wache dahin führen. Den starken Zulauf, den dies Stück gehabt hat, kann man verschiedenen Ursachen zuschreiben. Einige, die etwas von dem

berühmten Namen, den Shakspeare unter den Schauspieldichtern hat, gehört hatten, ließen sich dadurch verführen, begaben sich hin, ließen sich durch einige schöne Stellen, die man diesem Dichter nicht absprechen kann, blenden und fanden sein Trauerspiel göttlich. Andere hörten den Hamlet von gewissen Herrchen, die sich Genies nennen, gar zu gern den Ton angeben möchten und sich bei schwachen Köpfen und Unwissenden in Ansehen gesetzt haben, loben und fanden, aus Furcht, für Dummköpfe gehalten zu werden, das gleichfalls schön, was jene schön fanden. Nun fing man an, in allen Zusammenkünften, in allen Gesellschaften die Schönheiten des Hamlet herauszustreichen; hierdurch wurden Andere neugierig gemacht, und so konnte es in einer Stadt, die mehr als hunderttausend Menschen in ihren Wällen hat, den Vorstellungen dieses Stücks an Zuschauern wohl nicht fehlen; zumal da es von jenen Genies fast für eine Schande ausgeschrieen wurde, den Hamlet, dies berühmte, dies göttliche Stück nicht gesehen zu haben. Selbst Männer von Einsicht ließen sich anfangs hinreißen; aber ich kenne deren, die schon von ihrer Meinung zurückgekommen sind und ihr übereiltes Urtheil edelmüthig zurückgenommen haben." — Wir sehen aus dieser Stelle nebenher, daß die Bezeichnung „göttlich", die man in neuerer Zeit als den Ausdruck ästhetischen Beifalls vorzugsweise den Berlinern vorgeworfen und als eine hier aufgekommene vielfältig verspottet hat, schon vorlängst in Hamburg einheimisch und ohne Zweifel dort ursprünglich war!

Eine spätere Anmerkung weissagt den Werken des Genies kurze Dauer; es heißt:

„Auch in Deutschland haben unsere Genies, die viel

zu feurig sind, als daß sie sich von den Regeln der Kunst, von den in der Natur gegründeten drei Einheiten, sollten fesseln lassen, Gebrauch von dieser glücklichen Freiheit (der Verwandlung des Schauplatzes) gemacht, und ihr haben wir die Meisterstücke eines Goethe und Lenz, den Götz von Berlichingen, die Stella, die Claudine von Villa bella, den Hofmeister und eine Menge ähnlicher Stücke zu danken, die nach zehn Jahren vergessen sein werden."

Und in einer andern Stelle fährt der Autor in seiner Strafrede fort:

„Gerade die Schwierigkeit, diese Schwierigkeit (der drei Einheiten) zu überwinden, ist die Ursache, aus welcher unsere Genies sich gern von diesem Gesetze der drei Einheiten losmachen und uns überreden möchten, daß sie chimärisch, willkürlich und von einigen eigensinnigen Köpfen erfunden sind. Aber nur getrost, ihr Freunde des guten Geschmacks! Diese Neulinge haben nun schon lange genug ihren Unfug getrieben; man erwacht schon wieder aus dem Taumel, worin sie Manche versetzt hatten —; man fängt schon hier und da an, Goethen und seine Freunde in ihrer Blöße zu zeigen; nur noch eine kurze Zeit, so wird ihrer nicht mehr gedacht werden. Der gute Geschmack kann zwar auf kurze Zeit verdrängt werden, aber ganz unterdrücken läßt er sich nicht; sondern bricht gleich einem unter der Asche verborgenen Feuer wieder hervor."

Und so geht es in der nachfolgenden Stelle weiter:

„Nicht zur Demüthigung unsers deutschen Vaterlandes, sondern zur mehrern Ehre desselben wünscht der Uebersetzer, daß alle unsere überschnappenden Neulinge,

diese Sprachverderber und Antipoden des gesunden Verstandes, künftig nur im Hospitale der Wahnwitzigen ihre Bewunderer und Nachahmer finden mögen."

Damit wir aber nicht in Zweifel bleiben, was der hamburgische Lizenziat uns statt der von ihm verworfenen Ausgeburten des Genies als Meisterwerk aufzunehmen räth, so giebt er nachstehende, in unsern Tagen vollkommen lächerliche Anpreisung:

„Auch in Deutschland haben wir ein Trauerspiel Romeo und Julie, das man unserm liebenswürdigen Weiße zu danken hat. Herr Weiße hat beim Shakspeare gethan, was Virgil beim Ennius that, er hat das Gold aus Shakspeare's Koth herausgelesen und uns ein Trauerspiel geliefert, das man noch lesen und aufführen wird, wenn die so hoch gepriesenen Meisterstücke unserer sogenannten Genies längst vergessen sind."

Die Formeln der falschen Propheten sind zwar dieselben wie die der ächten; auch der falschen Kritik stehen dieselben Wendungen zu Gebot, in welchen die ächte sich ergeht; aber der wahre Geist läßt nicht in diese Formeln sich bannen und erkennt sie nur an, wenn sie wirklich die Sache für sich haben und nicht einer hohlen Meinung dienen.

Doch wir haben noch ein paar Stellen beizubringen, die nicht untergehen dürfen. Man höre:

„Unsere Genies haben uns seit einem gewissen Zeitpunkte, der sich von Goethe's Götz von Berlichingen her datirt, solch ekeles, abgeschmacktes Zeug auf die Bühne gebracht, sie haben unsere Ohren mit so pöbelhaften Ausdrücken beleidigt, daß man öfters bei Aufführung ihrer Stücke fast glauben mußte, man sei in einer Korps de Garde, oder in einem Gelage besoffener Fuhrleute."

Verschweigen wir aber auch nicht, wie billig und wohlmeinend unser Eiferer sein kann! Er sagt:

„Große treffende Züge kann man auch einigen unserer jetzigen Genies nicht absprechen; aber sie sind in einem solchen Wuste vergraben, daß man Mühe hat, sie daraus hervor zu arbeiten. Wenn manche von ihnen die rechten Muster des guten Geschmacks fleißig läsen und sich nach den Regeln richteten, die gesunde Vernunft den Alten vorgeschrieben hat, so würden sie gewiß dereinst unter Deutschlands ersten Schriftstellern glänzen, da sie jetzt nach wenigen Jahren vergessen sein, oder nur als Muster ausschweifender Tollheit werden angeführt werden."

Und hiermit genug für diesmal. Gebt Euch die Hände, edle würdige Genossen, Albrecht Wittenberg, und unsere * und ** und † und ††, Ihr werdet bei der Afterwelt in gleichem Ruhm stehen!

Sittengemählde aus dem elsässischen Volksleben. Novellen von A. Weill, in Paris. Stuttgart, Franckh'sche Buchhandlung. 1843. Kl. 8.

Ich erinnere mich eines Gesprächs mit Schleiermacher über den deutschen Roman, welcher Dichtungsart er eine hohe, bisher glücklich angestrebte, aber noch nicht erreichte Entwicklung zusagte. Nach ihm sollte darin das ganze Leben der Zeit und des Volkes sich abspiegeln. Er pries Goethe's Wilhelm Meister wegen der großen Umfassung deutscher Lebensstoffe, und daß mit den höchsten Ständen auch die untern darin hervorträten, freilich nur in schon etwas erhöhtem Abbilde oder als durchschimmernder Hintergrund; in diesem Maß aber wollte er den richtigen Takt des Dichters anerkennen, der seiner Zeit

kein größeres geben durfte, und schon Tadel genug erfuhr, daß er Seiltänzer und herumziehende Schauspieler und Sänger den Lesern vorgeführt. Aber unsre Zeit, behauptete Schleiermacher, — und dies war vor mehr als dreißig Jahren, — könne schon ein größeres Maß vertragen, und das eigentliche Volksleben müsse in unsrer weiteren Romandichtung ein bedeutender Bestandtheil werden. Er bekannte mir, daß ihm selber seit langen Jahren der Gedanke eines zu schreibenden Romans in der Seele liege, und gewiß, dem Verfasser der Briefe über die Lucinde und der Weihnachtsfeier darf man wohl zutrauen, daß er aus dem kritischen und philosophischen Bilden in das dichterische mit Erfolg würde übergegangen sein. Doch dieser großen Ausarbeitung, meinte er, würden Studien vorhergehen müssen, zu welchen er Novellen bestimmt hatte, die ausdrücklich das Leben des untern Volkes, der Handwerker und Landleute, behandeln sollten; was Pestalozzi, Jung-Stilling, Voß, und einige Andre in diesem Felde geleistet, sei zu dürftig gehalten und für besondre Zwecke zugerichtet, es müsse die Fülle der Natur und die Kraft des ursprünglichen Menschenherzens sichtbar werden, wobei der Dichter freilich immerfort mit der Schwierigkeit zu ringen habe, auch das Rohe und Gemeine darzustellen, ohne es als solches wiederzugeben.

Nicht besser, als durch diese Bemerkungen Schleiermacher's, kann ich die Anzeige eines Buches einleiten, das jetzt eben erscheint, und in merkwürdiger Weise den Anforderungen jenes kritischen Meisters entspricht; in mir wenigstens rief dasselbe lebhaft die Erinnerung jener bedeutenden Worte hervor, die sich mir tief eingeprägt hat-

ten. Die Novellen, welche Alexander Weill uns als Sittengemählde aus dem Volksleben des Elsaß darbietet, und denen man sehr schicklich den Namen Dorfnovellen beilegt, sind eine eigenthümlich neue Gattung, welche natürlich von jener weitentlegnen und bisher unverlautbarten Anregung nichts weiß, sondern in freier Selbstständigkeit aus eignem Trieb und Anlaß hervortritt.

Der Verfasser gehört dem Boden und den Menschen, die er schildert, durch Anschauung und Theilnahme an, er versteht ihr Leben und dessen Bedingnisse, er weiß ihre Gefühle mitzuempfinden, und das höhere Menschliche, welches in ihnen wohnt, durch alle Windungen einer ländlichen Wirklichkeit zu verfolgen, die hier zugleich vorzugsweise die Geschicke macht. In der That, hier ist alles Arbeit und Mühsal, jeder Tag gebietet erneute Anstrengung, die Natur unterwirft das Leben allen Forderungen ihres Wechsels, und Neigung und Leidenschaft entstehen und bewegen sich an die Scholle gebunden. Hier sind aber auch Kraft und Gesundheit nothwendige Bestandtheile des Lebens, und wenn Krankheit und Schwäche sich eindrängen, so haben auch sie noch ein naturwüchsiges, einfaches Ansehn, unverkünstelt durch Gebilde des Müssigganges und der Verfeinerung.

In dieser beschränkten, dem Boden anhaftenden Welt, welcher Reichthum gleichwohl an innerem Leben des Herzens, des Gemüths, sogar des Geistes! welcher Reichthum an schönen, hohen, gewaltigen Karakterzügen! Hierin kann diese Dorfwelt sich der vornehmsten und gebildetsten kühn an die Seite stellen. Das Menschliche ist überall sich gleich, es kommt nur darauf an, dasselbe aus seinen Verdunkelungen glücklich herauszuschauen, ihm seine

Bedeutung richtig zuzumessen. Dies gelingt unserm Verfasser trefflichst, sein rein aufnehmender Sinn ist durch ein geistig hohes Bewußtsein geleitet, und wenn er mit seinen Gestalten auf demselben Boden steht, so überragt und beherrscht sein Blick sie aus der Höhe der Ideen; durch seine Schilderungen weht ein frischer Hauch, der aus dem Gebiete der Poesie dieser Wirklichkeit zuströmt.

Das Elsaß war besonders günstig solche Darstellungen entstehen zu lassen; ein gesegnetes, fruchtbares, zwischen dem herrlichsten Fluß und mäßigen Bergzügen hingestrecktes Land, reich an Erzeugnissen aller Art, geschützt durch großartige Verhältnisse, nährt ein muntres, wohlhabendes Volk, das schon in frühsten Zeiten sich der Rohheit entwunden, und in den neusten an dem wesentlichen Ertrage der großen Geschichtsentwickelungen Theil gehabt. Hier ist manches Dunkel gehellt, wahre Duldung einheimisch, Rechts- und Freiheitszustände gestatten auch dem Untersten, sich zum Gefühl seiner Menschenwürde zu erheben. Ein ächt deutscher Volksstamm bewahrt seine Sprache, Gewohnheiten und Ansichten treu, und gehört gleichwohl nicht unwillig einem Reiche an, das unaufhörlich den Einfluß eines fremden, lebhaften, verfeinerten Volkes über ihn hinströmt, aber auch große Weltverhältnisse ihm stets zur Theilnahme offen hält. Unser Verfasser hat alle diese Vortheile kräftig ergriffen; er zeigt das ursprüngliche deutsche Volk, den Gegensatz desselben mit allem sogenannten Wälschen, das friedliche Ineinanderwirken beider, das freie, vertrauliche Zusammenleben der verschiedenen, in ihren Rechten einander völlig gleichstehenden Glaubensgenossen, der Katholiken, Protestanten, der Juden und selbst der Zigeuner, die sich

im Elsaß noch erhalten haben. Er weiß den dargebotenen Schauplatz bestens vor Augen zu stellen; Höhe und Thal, Stromufer, Bach und Teich, Acker, Wald und Wiese, Garten und Haus wird in klarer Gestalt sichtbar, die sämmtlichen Feldarbeiten werden vorgeführt, die eigenthümlichen Feste und Spiele, sogar die Gefahren und Abentheuer des nächtlichen Schleichhandels. Er schildert den einheimischen Maire, den französischen Beamten und Soldaten, auch der halbgeehrte und halbverspottete Städter, der gewichtige Straßburger, fehlt nicht, und die Stadt selbst mit ihrem und des Elsasses höchstem Stolze, dem herrlichen Münster, zeigt sich im Hintergrund. Wir hören das elsassische Deutsch durchklingen, und daneben das abartende Französisch, beides in bescheidenem Maße, welches der Verfasser mit gutem Takte gewählt, da hier die Ueberfülle leicht zum Zerrbilde werden konnte. Genug, wir empfangen hier ein volles frisches Leben in aller seiner Mannigfachheit zum schönen Ganzen erhoben!

Die Behandlungsweise des Verfassers ist lebhaft, klar, rasch, immer den Gegenstand in seiner Unmittelbarkeit vorführend, immer gradezu das Ziel anstrebend. Selten ist es, daß ein Autor sich so wenig mit Redensarten aufhält, so jeder Ziererei und Selbstgefälligkeit absagt; sein Stil ist absichtslos, in seiner Eile bisweilen nachlässig, aber doch meist gediegen, und nicht selten von hellster Schönheit und stärkstem Ausdruck. Manche Schilderung wird niemand ohne tiefe Rührung lesen. Der Verfasser, wiewohl ganz gegenständlich, spricht doch aus dem Herzen, und daher zum Herzen, sein schönes Talent ruht auf ächter Gesinnung, auf reinem Men-

schenantheil und Wohlwollen. Wir dürfen sein Buch in jedem Betracht als die willkommene Gabe eines Dichters begrüßen, der nur den Schmuck der Dichtung um ihrer Wahrheit willen zum Theil verschmäht. —

Die vier Novellen, welche dieses Bändchen enthält, sind nach den ländlichen Heldinnen benannt, welche darin vorkommen, Stasi, Udilie und Gertrude, Selmel die Wahnsinnige, Frohni, in welchen wir die Namen Anastasia, Salome und Veronika wiedererkennen. Bei allem Gemeinsamen, welches hindurchgeht, hat jede eine sehr verschiedene Färbung, so wie auch die Ereignisse ganz abweichender Art sind, und bisweilen überraschende, seltsame Wendungen nehmen, wobei die weite Ferne, Algier und Nordamerika, in die Geschicke dieser Dorfleute von Sesenheim, Rohrwiller, Schierein u. s. w. verhängnißvoll mit eingreift.

Unser Verhältniß zum Elsaß giebt diesem Buche, außer seinem dichterischen, noch einen besondern nationalen Werth. Im Elsaß haben Stücke unsres besten deutschen Lebens bis in die neueste Zeit hinein ihre unablösbare Heimathstätte. Goethe und Herder, Jung-Stilling und Lenz in Straßburg gehören zu den theuersten Bildern, die in unsrer Litteratur bewahrt sind. Jeder Wiederklang des Deutschen von dort muß uns erinnern, daß das Verlorne noch keineswegs aufzugeben ist, und so dürfen wir mit Befriedigung sehen, daß die Reihe der Arnold, Schweighäuser, Stöber und Anderer gleichen Strebens, durch Alexander Weill einen neuen Zuwachs empfängt, der — wenn auch als Bürger Franzose — als Mensch und als Dichter ein Deutscher ist, und unsre dortigen Güter uns wahren hilft. —

Justus Möser.

Die sorgfältige schöne und dabei wohlfeile Ausgabe von Justus Möser's sämmtlichen Werken, in neun Bänden, von denen bereits acht erschienen sind, giebt uns erwünschten Anlaß, den hohen Werth dieses theuern Landsmannes und vortrefflichen Schriftstellers mit einigen Worten in Erinnerung zu bringen. Wir nennen ihn einen theuern Landsmann, weil er in der That ein solcher für jeden Deutschen ist, ein ächter Sohn des Landes und Volkes, ein treuer Pfleger aller Wohlfahrt und Erhebung desselben. Zunächst nur einer Provinz, und keiner vorherrschenden oder bewegungsvollen, durch Geburt und Verhältnisse angehörig, umfaßt sein Herz und Geist doch das Ganze des Vaterlandes, und so hat auch seine Wirkung sich lebendig über die Gesammtheit ausgedehnt. Wir halten es für die deutscheste aller deutschen Eigenschaften: im gegebenen Boden tief zu wurzeln, und dadurch hoch über diesen in das Allgemeine sich zu erstrecken. Unsere meisten großen Männer gehören, sichtbarer als bei andern Nationen, einer solchen Besonderheit an. In höchstem Grad ist Möser vor allem ein Osnabrücker; hier, im engsten heimischen Kreise, entfaltete sich seine bürgerliche Thätigkeit, und mit dieser zugleich seine geistig-litterarische. Indem er das ihm Nächste ergründete und erhellte, wurde er ein strahlendes Licht für alle vaterländischen Gebiete, ein Vorbild liebevollen Sinnes, versöhnender Einsicht, würdiger Selbstachtung. Für die vaterländische Geschichtskunde eröffnete er eine ganz neue Bahn, von welcher sich Verzweigungen seitdem über fast alle Länder ausgebreitet haben; man wurde auf die Lebensweise des Volkes aufmerksam,

auf seinen Zusammenhang mit der Landesart, auf den Ursprung und Sinn der überlieferten Sitten, Gesetze und Einrichtungen. Durch klare Darlegung des in seiner Zeit Richtigen und Nothwendigen erwies sich aber auch deutlich dessen Unzulänglichkeit in späterer Zeit, wo andere Denkart und anderes Bedürfniß walteten. Hieraus erwuchs, bei reiner Anerkennung, ja Liebe zum Alten, ein frischer Geist besonnenen maßvollen Fortschrittes, der in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unter den Deutschen mit wohlthätiger Wärme zu wirken begann, und die Nation allmählich zu selbstständiger reifer Entwicklung heranbildete. Der Antheil Möser's hiebei war seinen Zeitgenossen unzweifelhaft, und wurde lebhaft anerkannt. Seine staatsbürgerliche Wirksamkeit war vor der französischen Revolution in Deutschland auch dadurch groß, daß er die höheren Stände für das Volksthümliche zu erregen wußte, wie er denn von den edelsten Fürsten Deutschlands, einem Markgrafen Karl Friedrich von Baden, Herzog Karl August von Weimar, Grafen Wilhelm zur Lippe, ja selbst von Kaiser Joseph dem Zweiten, ungemein geschätzt und seine Richtung als eine heilsame eifrig anerkannt wurde. Während der Stürme der französischen Revolution und des Einflusses fremder Gewalt in Deutschland, wo jede freie Entwicklung stockte, trat auch Möser's Geist und Namen bei uns längere Zeit in den Hintergrund. Doch in den ersten Tagen der wiedererrungenen Freiheit ergriff gleich Goethe den ihm in der eigenen Lebensschilderung gewordenen Anlaß die großen Verdienste des herrlichen Mannes eindringlich zu besprechen. Seitdem, in fast dreißigjährigen mühsamen und schmerzlichen, doch bei allen Schwankungen und Miß-

geschicken immer fortschreitenden deutschen Bestrebnissen, ist Möser's Geist und Ansehen überall zum Guten mitthätig gewesen, hat sein Name überall edle Kräfte geweckt und zusammengehalten; — Stein bekannte sich zu ihm, Gneisenau, Gruner, Stägemann, Schlabrendorf, Winter und viele Andere, die minder namhaft, doch ebenso wirksam waren. Dürfen wir doch den tapfern und ruhmvollen Nachfolger, der ihm in der eignen Vaterstadt erstanden ist und in welchem der schöne Name Advocatus patriae sich im größten Sinn verwirklicht hat, den edlen Stüve, als einen Erben Möser'scher Gesinnung und Kraft begrüßen! — Die Anerkennung unserer Zeitgenossen trägt auch heute das Gedächtniß Möser's hoch empor und sucht dasselbe den kommenden Geschlechtern würdig zu überliefern. Sein Standbild in Osnabrück, seine Büste in der Walhalla, sind Zierden des Vaterlandes. Aber das schönste und sprechendste Denkmal, das unvergänglichste und fruchtbarste, bleiben des Mannes Schriften! Es war endlich Zeit, diese nichtz ahlreichen aber köstlichen, so heiter ansprechenden als tief belehrenden Schriften Möser's gesammelt herauszugeben. Sie waren bisher nur in drei verschiedenen Büchern zusammenzustellen, und auch so nicht vollständig. Uns eine sorgfältige Gesammtausgabe zu liefern, hatte niemand so entschiedenen Beruf als der ernst und tief denkende, um Möser's Andenken schon hochverdiente Abeken, der sich denn diesem schönen Unternehmen auch willfährig unterzogen hat. Wir verweisen auf seine treffliche Einleitung „Zur Karakteristik Möser's", welche dem ersten Band vorgedruckt ist, und auch von dem Verfahren bei der Herausgabe bündigen Bericht ertheilt. Wir stimmen von

Herzen in das Schlußwort ein: „Mögen die Werke Möser's in der neuen Ausgabe von dem Vaterlande des großen Mannes mit der alten Ehrfurcht und Liebe aufgenommen werden!“ Die Nicolai'sche Buchhandlung hat alles gethan, durch Sorgfalt, gefälliges Aeußere und mäßigen Preis, um die Erfüllung dieses Wunsches ihrerseits redlich zu befördern.

Helgoland .und die Helgolander. Memorabilien des alten Helgolander Schiffskapitains Hans Frank Heikens. Herausgegeben von Adolf Stahr. Oldenburg, 1844. XXIV und 135 S. 8.

Wir empfangen hier aus werther Hand, der wir schon mannigfache schätzbare Gaben verdanken, eine Schilderung deutschen Seelebens, die ohne Frage zu dem Besten gehört, was wir nicht eben reichlich in solcher Art aufzuweisen haben. Der Helgolander Hans Frank Heikens ist ein würdiges Gegenstück zu dem Kolberger Joachim Nettelbeck, und spricht gleich diesem unsre menschliche und vaterländische Theilnahme kräftig an. Zwar bewegt Nettelbeck sich in größerem Lebens- und Geschäftskreise, und erringt zuletzt in kriegerischem Verdienst eine Bedeutung, die seinem Namen eine Stelle in der preußischen Geschichte sichert; aber auch Heikens dehnt seine Fahrten bis in's mittelländische Meer, nach den Balearen und Sicilien aus, und auch er wagt Freiheit und Leben gegen den frevlen Feind, der die deutschen Küsten gegen das Meer abzuschließen unternimmt. Daß er gleichwohl im Ganzen sich auf Helgoland beschränkt, an dieser Oertlichkeit haftet und sie getreulich abspiegelt, ist als ein Vortheil anzuerkennen, der sich in der Unmittelbarkeit

und Stärke der Eindrücke, die er uns giebt, auf allen Seiten bemerklich macht.

Als kunstloser naturwüchsiger Autor hat der wackere Seemann, der hier seine Anschauungen und Erfahrungen mittheilt, eine ihm genehme Form erwählt, bald das Allgemeine, bald das Persönliche hervorgehoben, bald Sitten und Verhältnisse, bald Ereignisse und Vorfälle geschildert, doch da er den seltnen Vorzug hat, immer bei der Sache zu bleiben, und seinen Zweck und Gegenstand mit gutem Bewußtsein festzuhalten, so reiht sich zuletzt alles in bester Gruppirung zu dem lebendigsten und vollständigsten Gemählde, das ein geübter Künstler mit bedachter Absicht nicht trefflicher hätte ordnen können.

Die Insel Helgoland, obwohl seit mehr als dreißig Jahren im Besitze der Engländer, gehört noch wesentlich dem deutschen Leben an, und erweckt unsre nächste Theilnahme sowohl durch ihre Einwohner, die den deutschen Ursprung nicht verläugnen, als durch ihre Lage, welche die Mündungen zweier unsrer größten Flüsse, der Elbe und der Weser, gleichsam zu Schutz und Trutz bewacht. In einer Zeit, wo man von deutscher Flotte und von deutschen Kolonien reden will, darf eine solche Insel uns am wenigsten gleichgiltig sein. Aber setzen wir für deren Wiedererlangung keine zu große Hoffnung auf die deutsche Flotte! Wir fürchten, bevor diese gebaut ist, hat Helgoland andrer Macht erliegen müssen! Das einsame Felseneiland wird von Jahr zu Jahr durch die Fluthen gemindert, und ist in Gefahr, endlich von ihnen ganz verschlungen zu werden, während auch seine kleine Bevölkerung von Jahr zu Jahr abnimmt, und auf erschreckende Weise verarmt. Unser Hans Frank Heikens be-

trachtet weniger die erstere Gefahr, ihm ist der Boden noch groß und fest genug, um Kind und Kindeskind noch sicher zu tragen, und richtig beschränkt der lebensfrische Mensch wie seine Hoffnungen auch seine Sorgen auf das Nächste; aber ganz nah und schon unmittelbar bedrängend liegt die Gefahr der Nahrungslosigkeit vor Augen, und droht den Bewohnern den traurigsten Untergang! Schmerzlich blickt der alte Seemann auf die Abnahme des Erwerbs, der von jeher den Helgolandern im Fischen und Lootsen bestand, und der jetzt schon auf den geringsten Ertrag herabgekommen ist, bald aber ganz erlöschen wird, denn die Zahl der Boote nimmt ab wie die der kundigen Mannschaft, weil schon die Mittel fehlen, jene zu ersetzen und diese zu beschäftigen. Andern Erwerb, wie z. B. den von den Besuchern der Badanstalt, will er kaum in Anschlag bringen, nicht nur weil der Gewinn weder sicher noch allgemein, sondern auch weil er für den Karakter und die Sitten des kräftigen Inselvölkchens verderblich ist. Schon sind Putz und Weichlichkeit eingedrungen, schon die ursprüngliche Mundart durch fremde Sprachweise verfälscht; was ist Helgoland, wenn es zum vornehmen Gasthofe geworden, mit raschen Kellnern und allen Bequemlichkeiten und Genüssen goldreicher Städte, wenn nicht mehr, in alter Beschränktheit, Zucht und Eigenart, eine tapfre, abgehärtete, seefleißige und sturmkühne Bevölkerung auf ihm lebt, die bei allen Entbehrungen und Gefahren das befriedigende Gefühl eines würdigen, richtigen Daseins hegt? —

Mit warmer Vorliebe wendet daher der Autor dieser Schrift den Blick von solchen Neuerungen auf die alte Zeit und die alte Lebensweise hin, welche den Vor-

fahren genügte, und zwar den Mitlebenden wenig mehr lohnt, aber zum Glück noch nicht völlig von ihnen aufgegeben ist. Seine Schilderungen der Kämpfe und Gefahren, welche von Helgolandern bei Sturm und Schiffbruch bestanden worden, der Rettungen, welche sie vollbracht haben, sind ergreifend und tragen das Gepräge treuer Wahrheit. Als unwürdige Verleumdung weist er die falsche Sage zurück, daß Sonntags von der Kanzel der Himmel um reiche Strandungen für Helgoland angefleht werde! Alle seine Erzählungen bewähren vielmehr die Helgolander als tüchtige, zwar kalt und rauh scheinende, aber von wahrer Menschenliebe beseelte, hilfreiche und mit billigem Lohne leicht zufriedengestellte Männer. Menschenleben zu retten, gilt ihnen als erste Pflicht, und wetteifernd stürzen sie um dieses Zweckes willen in augenscheinliche Todesgefahr, ja es wird ein Fall erzählt, daß ein helgolander Boot, nachdem es drei Mann von einem gestrandeten Schiff im Sturm aufgenommen, nochmals durch die furchtbare Brandung gerudert, um einen zurückgebliebenen Hund, der flehentlich heulte, nachzuholen.

Die Einrichtung des Fischfangs und das Verfahren dabei sind äußerst merkwürdig, und werden höchst anschaulich dargelegt. Es haben sich mit diesem schweren und gefahrvollen Gewerbe die schönsten gemeinsinnigen und religiösen Gebräuche verknüpft, die das Herz unmittelbar ansprechen. Wir bemerken unter den mancherlei bedeutsamen Ausdrücken, welche den Verfolg der Handlungen begleiten, auch das Wort „Alleeft", von dem gesagt wird, es sei altfriesisch, unübersetzbar, solle aber so viel heißen, als um oder mit Erlaubniß von Gott den Segen zu erbitten. Die Formel: „Ei komm wieder mit

gutem Wetter und gutem Fang, mit gutem Stromzuge, klarem Gesicht und gutem Verstand, mit behaltenem Gut, und frei von Verwicklung und Streit", möchte man auch anderm „Alleeft", als dem helgolandischen beim Ankerwerfen, von Herzen nachrufen! —

Nicht weniger anziehend berichtet unser Heikens über das Lootsenwesen auf Helgoland, welches eine ganz eigenthümliche, und, so weit es von den Helgolandern abhängt, sehr zweckmäßige Verfassung hat; Vorschläge zu nöthigen Verbesserungen, besonders zur Festsetzung einer Lootsentaxe nach Maßgabe der Umstände und Leistungen, konnten nichts in's Werk gesetzt werden, weil die nächstbetheiligten Nachbarn nicht darauf eingingen. Für die Lootsen findet, bevor sie für tüchtig erklärt werden, eine strenge und scharfe Prüfung Statt; das Examen ist zweifach, für die Elbe und für die Weser, aber der Weserlootse muß vorher schon Elblootse sein. Vielleicht ist hier mehr als irgendwo das Examen an seinem Platz, es gilt hier bestimmte einzelne Kenntnisse, die augenblicklich und unfehlbar zur Hand sein müssen; daß aber dieses Plagegespenst aller heutigen Jugend auch hier seine ganze Furchtbarkeit und zugleich Unsicherheit offenbart, ergiebt sich aus des Verfassers, der selbst Examinator war, unbefangener Versicherung, daß die sonst wahrlich nicht empfindlichen jungen Leute beim Examen wohl gar ohnmächtig werden, und daß grade solche, die während des Examens furchtsam waren, auf dem Meere Heldenthaten verrichten! —

Alles was sonst noch von der Lebensart, den Gewohnheiten und Thaten der Helgolander mitgetheilt wird, hat seinen eigenthümlichen Reiz, der durch die schlichte

Erzählungsweise noch verstärkt wird. Nur darf man keine ideale Betrachtung, keinen dichterischen Aufschwung erwarten, es ist lauter Wirkliches und Thatsächliches vorgeführt, in all seiner unabweislichen Rauhheit und Macht; aber dies grade wirkt hier als höchste Dichtung! Der alte Seemann giebt mehr Sachen als Worte, weiß aber auch diese gut zu handhaben, und läßt es an keiner Sorgfalt fehlen, wie er denn einen Theil seiner Denkblätter erst in alter helgolander Sprache niedergeschrieben und aus dieser in ein schroffes und schwerfälliges, aber kraftvolles Hochdeutsch übertragen hat. Von der helgolander Mundart erhalten wir manche schätzbare Andeutung, hätten aber gern umständlichere Auskunft darüber gelesen. Daß unser Autor auch dichterisch in Versen sich versucht, die in solcher Art schwerlich nochmals in Deutschland zu finden sein möchten, wird uns versichert, aber wegen der eigenthümlichen Schwierigkeit für jetzt noch keine Probe mitgetheilt.

Was der Text von Hans Frank Heikens etwa noch mangeln ließe, hat der treffliche Herausgeber durch seine gediegene Einleitung glücklich hinzugefügt, die lebendige Schilderung des alten Seemannes, der mit ihm gemachten Bekanntschaft und fortgeführten Verhältnisse, die Geschichte und Art seiner Schreiberei. Der Herausgeber zeigt auch hier, wie er schon bei andrer Gelegenheit dargethan, daß er vor allem den Kern der Sachen erfaßt, und diesen dann mit eignem Geist und eigner Anmuth neu zu beleben weiß.

Erinnerungen aus Algerien. Von Clemens Lamping. Oldenburg, 1844. 8.

Seit den Mittheilungen des Fürsten von Pückler und Heinrich Laube's über Algerien und seine Zustände ist in deutscher Sprache wohl nichts vernommen worden, was mit so frischer Lebendigkeit und natürlicher Kraft in die Anschauung jener Dinge versetzt, als dies durch das vorliegende kleine Buch geschieht. Der Verfasser, ein junger oldenburgischer Offizier, überdrüssig eines wechsellosen Friedensdienstes und begierig nach Thätigkeit und Erfahrung, wie sie sein Stand zu wünschen berechtigt ist, nahm im Juli 1839 aus den freundlich-heimischen Verhältnissen den Abschied und ging nach Spanien, um dort Kriegsdienste zu nehmen. Viele wackere Deutsche sahen wir in den letzten Jahren jenen Schauplatz der Gefahren und Abenteuer aufsuchen, aber fast immer auf die Seite des Rückschritts und des Unglücks, auf die Seite des Don Carlos, reihte sich dieser Zuzug. Hier sehen wir einmal einen jungen Deutschen, dessen Eifer die Sache des Fortschritts und der Neuerung ergreift, und der zu den Fahnen des damals tapfer und kühn aufsteigenden Espartero treten will! Allein es gelingt ihm nicht, und obschon er den Vorzug hat, der spanischen Sprache vollkommen kundig zu sein und seinen Cervantes wie seinen Homer geläufig zu lesen, so findet doch der Ausländer so große Schwierigkeiten, daß er seinen Zweck hier aufgiebt, dagegen die Augen nach Afrika wendet und daselbst bei den Franzosen Dienste nehmen will. Nach mühsam erlangter Ueberfahrt wird er in Algier als Freiwilliger bei der Fremdenlegion aufgenommen.

Hier dient er nun zwei Jahre, zuletzt als Korporal

der Voltigeurs, denn zu Offiziersstellen werden meist nur Franzosen ausersehen. Die Wechsel eines thätigen Kriegslebens, die Mühen und Leiden der anstrengenden Märsche, die Lust der Gefechte, die mannigfache Natur des Landes, das bunte Völkergemisch der Einwohner, die dargebotenen Anschauungen und unwillkürlichen Stimmungen, alles dieses beschreibt er in kurzer, ungezierter Rede, immer von Gegenstand zu Gegenstand forteilend, ohne je selber solche Betrachtungen anzustellen, die besser der Leser aus dem Ueberlieferten nach Belieben schöpfen mag. Ein verehrter Freund schreibt uns hierüber sehr bezeichnend: „In sich gezogen und verschlossen, wie der Verfasser ist, würde er ohne besondere Anregung nie dazu gekommen sein, sich von dem Erlebten und dessen lastender Schwere durch die Darstellung zu befreien. Sein Buch ist reines Naturprodukt, und hat in seiner nackten Thatsächlichkeit, in seinem Ernste der Behandlung, in der schmucklosen, einfachen, scharf wie ein Dolchstoß auf's Ziel gehenden Art der Rede und des Satzbaues eine ruhige Kraft, die an antikes Naturgewächs erinnert. Diese Blätter sind auch wirklich rein aus der Erinnerung geschrieben, jede fremde Zuthat fehlt, nur was der Schreiber selbst sah und erlebte, hat er verzeichnet, ohne Phrase, ohne Schmuck, ohne eine Spur von eitler Selbstgefälligkeit." Wir können dies Urtheil durch die Eindrücke, welche wir von diesem Buch empfangen, nur bestätigen; es ist ein Buch reinen Sinnes, frischer That, ein Buch ohne Flausen! —

Auf den Ruf und Karakter wirft es ein schönes Licht, daß der edle Großherzog von Oldenburg den jungen Kriegsmann nach der Rückkehr von seinem Abenteuer in seinem früheren Dienstalter wieder aufnahm,

und daß seine Kameraden ihn, der sich des Offizierranges begab, um als Gemeiner und Korporal Kriegserfahrung zu sammeln, als Offizier mit Freuden wieder in ihrer Mitte sehen. — Wir begrüßen und empfehlen mit wahrer Theilnahme dieses frische Buch, welches uns aus Oldenburg seit Kurzem als ein zweiter willkommener Beitrag echter Schilderung naturwüchsigen Lebens erscheint, und gerade der Gegensatz der sehr verschiedenen Stoffe und Bildungsstufen in beiden nöthigt uns eine nähere Beziehung zwischen beiden auf. Der frühere Beitrag ist die von Herrn Professor Stahr herausgegebene treffliche Schrift über Helgoland, von der wir anderweitig schon gesprochen haben. —

Geschichte der englischen Revolution. Von F. C. Dahlmann. Leipzig, 1844. 8.

Eine in der deutschen Litteratur so merkwürdige als bedeutende Erscheinung! Merkwürdig im Aeußern als Geschichtswerk, das von dem anerkanntesten, gründlichsten Gelehrten des Faches, von dem berufensten öffentlichen Lehrer ausgeht, und gleichwohl nichts von dem Gepräng und Wuste der Forschung und Arbeit an sich trägt, sondern frei und schmuck als reiner Text hervortritt, ohne irgend eine Anmerkung oder Zitat, deren unsre Gelehrten bis jetzt nicht entbehren konnten, und deren sogar das Publikum kaum entbehren mochte! Bedeutend durch den großen Inhalt und dessen gediegene Behandlung, welche, bei uns fast zum erstenmal, den Strom geschichtlicher Einsicht und Warnung in so reiner als voller Fluth auf die durstigen Fluren der Gegenwart leitet, und diese zu neuem zeitgemäßen Wachsthume befruchtet!

Das Buch ist aus Vorlesungen entstanden, welche der ruhmvolle Verfasser in Bonn vor zahlreichen Zuhörern mit größter Wirkung gehalten hat, und daraus erklärt sich zum Theil diese freie, unverhüllte und unbelastete Gestalt, in welcher die Thatsachen sich darstellen und aufreihen; aber es gehörte außerdem noch ein kühner, großmüthiger Entschluß dazu, dem gewohnten Schmuck und Prunk zu entsagen, den unsere Buchgelehrten als die Würde und den Stolz ihres Handwerks zu betrachten pflegen, und in welchem ein Dahlmann gerade am reichsten zu glänzen befähigt ist. Dieser Schimmer, der nur den Gelehrten freut und allenfalls den Unwissenden blendet, ist hier jedoch nicht willkürlich weggeworfen, sondern einem höhern Zweck aufgeopfert; der Verfasser übersieht die Forderungen der Fachgenossen um den Bedürfnissen der Nation desto sicherer zu entsprechen. Für diese in der That ist das Werk geschrieben, für das gebildete deutsche Volk, das umsichtig an dem Leben des Tages nationalen Antheil nimmt und deßhalb die nächste Anforderung zum Betrachten der Vergangenheit, die dringendste Anwartschaft auf die Lehren der Geschichte hat. Für solche Leser liegt die Beglaubigung des Erzählten nicht in gehäuften, weithergeholten und ohne die größten Hülfsmittel und Mühen doch nicht zu prüfenden Zitaten, sie liegt vielmehr außerhalb des Buches, im Namen und Rufe des Schriftstellers, in dem Vertrauen auf seine Ehren- und Gewissenhaftigkeit. Wer sich einem Dahlmann als Hörer oder Leser anvertraut, der hat bei jedem Worte desselben eine genügende Gewähr, wie keine noch so große Zahl von Zitaten sie geben kann. Was es aber heißt, ein Buch so glatt und rein, ohne alle die Haken

und Häkchen, an welche die schwerfällige Gelehrsamkeit sich anhängt, in die Welt zu senden, welch freieren Lauf und kräftigeren Eindruck dies bedingt, das wird, hoffen wir, der lebendige Antheil der Nation sichtbar bethätigen.

Der Stoff ist unstreitig einer der größten und wichtigsten, welche die neuere Weltgeschichte darbietet. „Zwar ist Gottlob kein Theil der vielgliedrigen Geschichte der Menschheit so unfruchtbar — sagt der Verfasser — daß seine Darstellung ohne Ausbeute bliebe; es gibt aber historische Gebiete, deren überschwänglich fruchtbarer Boden doppelte und dreifache Ernten verspricht.“ Mit vollem Recht wird dieser Stoff unmittelbar dem folgenreichsten Ereignisse unsrer Tage verknüpft, „der von Nordamerika und von Frankreich ausgehenden Umgestaltung von zwei Welttheilen.“ Vielleicht könnte es scheinen als müßte die Bearbeitung dieses zuletzt bezeichneten Geschichtsabschnittes noch fruchtbarer ausfallen, uns lebendiger fassen und aufregen, als jener schon entferntere Stoff; lebendiger allerdings, aber schwerlich fruchtbarer. Das allzu Nahe, das mit tausend Spitzen und Schärfen in unser eigenstes Dasein noch unmittelbar Hereinragende, ist zu sehr dem Kampfe noch angehörig, reizt zu heftig die Partheinahme auf, welche der Tagesentwicklung nöthig, von der eigentlichen Geschichtsbetrachtung aber fernzuhalten ist; diese wird aus dem nächsten Boden allzu heißen, aus dem mäßig fernen dagegen reiferen Ertrag gewinnen. Die englische Revolution ist uns durch ihren geistigen Gehalt noch nahe genug, in ihren Lebensgebilden schon hinreichend entfernt um an ihr als einem für uns verständlichen und doch leidenschaftslosen Beispiele die Wahr-

heiten zu erkennen, welche unsern Bahnen heilsames Licht werden mögen.

Frei und rein wie das äußere Auftreten ist auch die innere Behandlung dieses Stoffes. Der Standpunkt des Verfassers ist ein allgemein menschlicher; mit den menschlichen Gebrechen wohl bekannt, an menschlicher Tugend nicht verzweifelnd, auf die höhere Entwicklung stets vertrauend, weiß er die Personen und die Begebenheiten in ihrem natürlichen Lichte zu zeigen, er zankt nicht mit den Ereignissen, er zerrt nicht an den Karakteren, er will die Geschichte weder im Ganzen noch im Einzelnen anders haben, als sie wirklich ist, und verkümmert daher keine ihrer Erscheinungen, noch wendet er andern eine besondre Vorliebe zu. Aus wahrhaftem Freisinn erwächst ihm die höchste Unpartheilichkeit wie kaum einem andern Historiker; seine Urtheile sind nicht sowohl Richtersprüche, als vielmehr zusammengefaßte Ermittlungen, welche zu Vorlagen dienen für die Urtheile der Leser, und jedem das Maß der Würdigung überlassen, je nach Verschiedenheit der Satzungen, die er anerkennt und befolgen will. Als Musterbilder dieser hohen Unpartheilichkeit haben wir die Schilderungen der beiden Königinnen Elisabeth von England und Maria von Schottland anzuführen, über deren Werth und Schuld die Historiker bisher so lebhaft in Streit gewesen und auch heute noch die Leidenschaften einander begegnen; hier in gedrängten Zügen, in klargestellten Thatsachen, treten beide Gestalten in ihr historisches volles Recht, und die schwankenden Meinungen finden einen Abschluß, bei dem es für den Forscher geschichtlicher Wahrheit vorerst sein Bewenden haben kann, während der dichterischen Theilnahme das Ueberhängen

auf die eine oder die andere Seite nach Belieben gestattet bleiben mag. Wenn in den Gegenbildern von König Karl der Erste und Oliver Cromwell nach unsrer Meinung für letztern eine günstigere Auffassung Statt haben könnte, so wollen wir dabei gern in Betracht ziehen, was die sittliche Theilnahme für das Unglück und die monarchische Gesinnung, welche wir in dem Buche besonders anerkennen und preisen, in die andere Wagschale zu legen berechtigt waren. Der Gipfel des Werkes ist der letzte Abschnitt, von dem Verfasser „die Lösung“ überschrieben, worin König Wilhelm's des Dritten That und Verdienst in das reinste historische Licht gestellt, und in ein Schlußwort zusammengedrängt wird, das wahrlich nicht umsonst „mit seiner scharfen Ecke“ in unsere Zeit sich hineinrückt und hoffentlich zu manchem Anhalte wie zu heilsamer Warnung dienen wird!

Dahlmann hat, wie der Form so auch dem Wesen nach, kein Buch prunkender Gelehrsamkeit, sondern ein Buch des Vertrauens geschrieben, ein Buch aus dem Bedürfnisse der Zeitgenossen und für ihre Belehrung, durchaus geeignet auf die bedenklichen Krisen, in welchen die deutsche Entwicklung seit dem Sturze der Fremdherrschaft fortschreitet, heilsam einzuwirken. Sein Hauptabsehen ist daher vorzüglich auf den Staat gerichtet, der, wenn auch nicht — nach Hegel — von allem auf Erden und im Himmel das höchste, doch unläugbar das nächste und dringendste, die Sicherheit des Bodens ist, auf dem wir stehen und dessen Erschütterungen niemanden gleichgültig sein können. Das Werk ist daher im wahrsten Sinne pragmatisch, eine Bezeichnung, die man von jeher als die größte Empfehlung eines Geschichtsbuches

betrachtet hat, aber nur selten mit Recht einem hat beilegen können. Dem Zweck und der Richtung gemäß ist auch die Schreibart einfach und klar, frisch und kernhaft, in natürlicher Rede, fern von aller Ziererei und Ueberspannung, und gerade dadurch würdevoll, schön, gedankenreich.

Wir können uns des Wunsches nicht erwehren, in solcher Weise und freilich am besten auch von derselben Hand eine Geschichte der deutschen Reformation geschrieben zu sehen, damit endlich der Nation auch dieser Lebensstoff ihrer Entwicklung, der großentheils noch als Krudität in ihr liegt und drückt, klar und verständlich werde, nicht in kleinen Genrebildern und in allen Farben schillernd, sondern in großen freien Umrissen, aus hohem Ueberblick und in durchgreifender Staatsrichtung, kraft- und gesinnungsvoll. —

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz. Berlin, 1844. gr. 8.

Je heißer die Zeitumstände sind, in welche dieses Werk heraustritt, desto schwieriger bleibt die ihm gestellte Aufgabe zu erachten, desto dankbarer die geleistete Lösung aufzunehmen. Zwar ist der verehrte Verfasser weit entfernt sein Werk vollkommen zu glauben, sondern knüpft an dasselbe seine eigne Hoffnung künftiger Bereicherung und Verbesserung; der ruhig erwägende Leser aber wird bekennen müssen, daß ein solcher Stoff kaum jemals glücklicher bewältigt worden, und daß gerade dieser in keine bessern Hände kommen konnte. Denn Hegel hinterließ, als er starb, kein abgeschlossenes Leben, das sich in

die litterarische Geschichte mit einfachem Bericht einzeichnen ließe, sondern die von ihm angehobene Bewegung dauerte in verstärkten Schwingungen fort, und sogar seine mächtigen Geisteswerke wurden großentheils nur erst durch die treue Arbeit seiner Freunde und Schüler zu Tage gebracht. Als Kant starb, als Fichte starb, hatte ihre unmittelbare Wirkung schon aufgehört, andere Kämpfe als die ihrigen wurden geführt, andere Spannungen als die der Philosophie hatten sich der Welt auferlegt. Bei Hegel's Tod hingegen war der Antheil für seine wissenschaftliche Schöpfung noch in voller Lebenskraft, konnte sogar durch den Sturm der politischen Vorgänge nicht verdrängt werden, sondern wogte vielmehr in diesen mit. Und so steht es noch heute; unter den geistigen Kämpfen des Tages ist keiner, in welchem der Name Hegel nicht mit aufträte, keiner, der die um diesen Namen geführten an Wichtigkeit überböte. Die Biographie Hegel's ist daher einer Kriegsschaar zu vergleichen, welche Rosenkranz auf den Wahlplatz führt. Aber wir müssen sogleich hinzusetzen, daß diese Streiter in guter Rüstung und mit scharfen Waffen doch nur auftreten, um den schon vielfach ausgearteten Kampf auf gute Kriegsart zurückzuführen, ein höheres Ziel vor Augen zu stellen, die Feindschaften zu mäßigen, vielleicht auf einigen Punkten zu versöhnen.

Hegel selber sagt: „Das Interesse der Biographie scheint direct einem allgemeinen Zweck gegenüberzustehen, aber sie selbst hat die historische Welt zum Hintergrund, mit welchem das Individuum verwickelt ist; selbst das subjektiv Originelle, Humoristische u. s. f. spielt an jenen Gehalt an, und erhöht sein Interesse dadurch; das nur

Gemüthliche aber hat einen andern Boden und Interesse als die Geschichte.“ Legen wir dieses Maß an die gegenwärtige Arbeit an, so müssen wir gestehen, daß sie dasselbe reichlichst erfüllt; die Betrachtung des einen Mannes verbreitet sich auf die größten Geschichtsentwicklungen, ein ungeheurer Schauplatz liegt unsern Blicken offen, und jener Hintergrund tritt nah an uns heran. Nicht bloß der persönliche Inhalt eines Lebens, sondern der wichtigste Inhalt einer ganzen Lebenszeit wird uns hier vorgelegt. Wie alle Geschichtschreibung ist auch die Biographie, und diese vielleicht am stärksten, von der Gestalt und dem Vorrath des gegebenen Stoffes abhängig, und die Kunst des Historikers darf diese Gränzen nicht überschreiten. Der Geist aber kann nur von dem Geist erfaßt werden. Schon bei den äußerlich greifbarern Thatsachen der Kriegsführung, der Staatslenkung ist es wünschenswerth, daß der Darsteller mit dem Kriegs- und Staatswesen näher vertraut sei; wo es aber die Thatsachen des geistigen Lebens betrifft, da wird die Bedingung der Selbstkunde unerläßlich, das Leben eines Philosophen bedarf eines Philosophen zum Historiker. Das große Verdienst des Verfassers in Darlegung und Nachweisung des philosophischen Inhalts, der in Hegel's Lebensgang und Schriften sich als Keim, Blüthe und Frucht entfaltet — eines Inhalts, den der Forscher mit so strengem als liebevollem Sinn auf manchen Stufen gleichsam erst entdecken, herausfühlen und kritisch festsetzen mußte, dieses Verdienst, welches ohne stetes Daheimsein in der Tiefe der Erkenntniß und ohne innige Vertrautheit mit allen Gestalten ihrer Zeugungen nicht zu erlangen war, dürfen wir hier nur andeuten, dieje-

nigen Leser aber, welche zum esoterischen Genuß und Gebrauch dieses Werkes berufen sind, werden dieß ihm nach Würden anzuerkennen nicht unterlassen.

Rosenkranz hat den überreichen Stoff, der ihm zur Bearbeitung vorlag, mit gutem Fug und Maß in drei Bücher abgetheilt, welche die natürliche Gliederung dieses Lebenslaufes darstellen. Aus seiner Geschichte der Kant'schen Philosophie und aus seinen Königsberger Skizzen kennen wir schon die Meisterschaft, mit der er die Erscheinungen zu gruppiren versteht; sie bewährt sich auch hier. Durch Einschaltung vieler aus Hegel's Papieren genommenen Aufzeichnungen, Briefe, Entwürfe gewinnt das Ganze eine Annäherung zu Denkwürdigkeiten, zugleich aber ein entschiedenes Uebergewicht quellenhafter Ursprünglichkeit, weßhalb auch mit Recht dieses Werk als eine Ergänzung von Hegel's Schriften gegeben wird.

Das erste Buch führt uns von Hegel's erster Jugend bis zum Schluß seiner Universitätsjahre und des Anhanges dieser, seiner Hofmeisterzeit in der Schweiz und in Frankfurt am Main. Hier sind, außer seinen Studien, die schon früh manches Eigenthümliche zeigen und in der Philosophie alsbald zu selbstständiger Reife gelangen, hauptsächlich seine Freundschaften merkwürdig, zuerst mit Hölderlin, dann mit Schelling, später mit Sinclair. Liebenswürdig in ihrer naiven Einfachheit erscheinen die eingeschalteten Jugendbriefe an Schelling, zu denen wir aber dessen Antworten noch vermissen. Herr von Schelling hatte sie zum vollständigen Abdruck freundwilligst angeboten, doch war der Text leider schon abgeschlossen und konnte ohne Umdruck des Ganzen sie nicht mehr aufnehmen. Außer den bedeutenden nähern Freun-

den Hölderlin und Sinclair kommen auch noch andere mehr oder minder berühmt gewordene Namen in dieser Jugendperiode vor, wir begegnen mit Vergnügen den Freunden Ebel und Oelsner, welcher letztere doch durch irrige Schreibung des Namens hier, wie vielleicht in späterer Zeit Hegel'n selbst — da ein Wiedersehen nicht erfolgte — einigermaßen verkappt geblieben. Mit dem Tode des Vaters beginnt Hegel's äußere Selbstständigkeit und, wie der Verfasser es bezeichnend ausdrückt, sein Aufbruch aus der Verborgenheit.

Das zweite Buch bringt uns nach Jena, dessen litterarische Stellung und Hegel's darin sich entwickelndes Verhältniß sehr anziehend geschildert wird. Merkwürdig ist besonders, wie früh Hegel's eigenthümliches Denken sich festgestellt hat. Schon ehe er nach Jena kommt, ist sein philosophisches System in seiner Wesenheit fertig, hat innerlich schon die feste Gestalt, die auch später nicht wankt noch ändert, nur freilich zu ihrer völligen Entwicklung jahrelanger fleißiger und mühsamer Arbeit bedarf. Denn allseitig und allmählich sich zu entwickeln, bemerkt Rosenkranz, war eine Eigenthümlichkeit des Hegel'schen Grundwesens, sein Erzeugen war ein stilles Gähren seines Geistes, ein unaufhörliches Fortschreiten seines ganzen Menschen. In Jena sehen wir die Freundschaft mit Schelling in höchster Blüthe, in thätiger Gemeinsamkeit, aber auch schon die Ansätze für künftiges Auseinandergehen. Ueberhaupt stellt sich in Leben und Wissenschaft nun alles mehr auf äußern Kampf; die Verhältnisse werden ernster, die Richtungen stoßen heftiger wider einander. Als öffentlicher Lehrer, als Schriftsteller leistet Hegel schon Bedeutendes; die

Phänomenologie vollendet er noch in Jena; aber die Oertlichkeit offenbart wachsende Gebrechen, die Kriegsunruhen stürmen herein, und Hegel, zu andern Thätigkeiten gedrängt, verläßt mit Jena die philosophischen Kämpfe, vertieft sich aber um so mehr in die philosophische Arbeit, wendet sich nach Bamberg, nach Nürnberg, wo er seine Logik ausarbeitet, und wird dann nach Heidelberg berufen, wo seine Encyklopädie erscheint, und wo er auch äußerlich ganz wieder seinem philosophischen Berufe folgt. Seine Verheirathung in Nürnberg mit der edlen Marie von Tucher bildet eine liebliche Episode.

Mit Hegel's Berufung nach Berlin beginnt das dritte Buch, und versetzt uns auf den Schauplatz seiner höchsten Entfaltung, seiner mächtigen Wirksamkeit, seiner großartigen Erfolge. Solche Energie des Lehrens, solch ernstfleißiges Ergreifen und Durcharbeiten aller Zweige der Wissenschaft, solch entschiedenes Einwirken auf Richtung und Stimmung, solch reiches Gewinnen der Geister, nicht nur der Jünglinge, sondern auch der Männer — dergleichen hatte auch die kräftigste Blüthezeit Kant's, oder, in anderm Fach und Sinn, die glanz- und ruhmvolle Lehrzeit des Philologen Wolf in Halle kaum gewährt, bei Andern, selbst in Voraussetzung der Fähigkeit, hatte die Kürze des Lebens oder der Ausdauer ein solches Gedeihen wenigstens nicht zur Erscheinung kommen lassen. Hegel hatte das Glück, in Berlin an der Spitze der wissenschaftlichen Anstalten einen Mann zu finden, der die Philosophie nicht vom Hörensagen kannte, sondern selber in ihre Tiefen eingedrungen war. Der edle Altenstein, welcher während seines Lebens von Vielen getadelt worden, die nachher erkennen gelernt, was sie in ihm

verloren, vereinigte mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit ächten philosophischen Geist, und begünstigte die Hegel'sche Philosophie nicht aus eitlem Prunk oder augendienerischer Rücksicht — von Hofgunst war ohnehin bei ihm keine Rede — sondern aus einsichtiger Ueberzeugung von ihrem Werth und ihren Vorzügen, wobei er jedoch andere Richtungen ebenfalls walten ließ, am wenigsten sie mit blindem Eifer fanatisch verfolgte oder tückisch befeindete; dergleichen widrige Erscheinung galt in Preußen seit dem berüchtigten Wöllner überhaupt nicht für möglich. Der Minister wollte mit Hegel keineswegs prunken noch ihn persönlich feiern und vor allem Volk als denjenigen ausstellen, an dem er Wohlgefallen habe; er ließ ihn in seiner bescheidenen Stellung, verschaffte ihm weder Ehrentitel noch andere Vortheile, und wenn Hegel zu Ansehn und geistiger Macht emporstieg, so war dieß nur in Folge des natürlichen Laufes der Dinge, welcher von oben wohl erkannt und nicht gehemmt, aber durch keine Anstrengung und Partheinahme gefördert wurde; er dankte diese Erfolge einzig der ureignen Kraft. Die Behörde wollte und konnte ihm keinen der Angriffe abwehren, die häufig genug von unverständigen und plumpen Gegnern auf ihn gemacht wurden; von des Ministers ruhiger und fester Haltung in diesem Betreff erzählt Rosenkranz ein merkwürdiges Beispiel, zu welchem sich noch manches andere fügen ließe.

Hegel's persönliches Leben in Berlin, seine gesellschaftlichen Verhältnisse und Berührungen, seine Theilnahme an den Tagesfragen, seine Reisen und die Eindrücke, welche er durch neue Anschauungen und Ereignisse empfing, hat Rosenkranz mit Wahrheit und lebhafter An-

muth geschildert; doch ist grade dieser Theil des Buches noch mancher Erweiterung fähig, und Nachträge werden hoffentlich nicht ausbleiben; er selbst vertraut, daß mit der Zeit, wie bei Schiller's Biographie, noch viele Ergänzungen allmählich an's Licht kommen werden. Die Erzählung von Hegel's Tod läßt einen erschütternden Eindruck in der Seele des Lesers, aber auch das kräftigende Gefühl, daß hier der Tod kein Ende, kein Abschluß sei, sondern ein Aufschwung zu neuen Entwickelungen und Thaten. — Im Anhange werden uns wichtige Jugendarbeiten Hegel's mitgetheilt, Auszüge aus seinen Tage- und Merkbüchern, zum Theil wahre Goldkörner, die man künftig noch vermehrt zu sehen hoffen darf, zuletzt ein Gedicht und zwei Grabreden. Wir hätten auch die Denkworte von Gans gewünscht, so wie die klassische Schilderung Hotho's von Hegel's Kathedervortrag. Doch ein Buch dieser Art ist bei seinem ersten Erscheinen noch nicht ausgewachsen, sondern trägt die Anlagen großer Fortbildung und Bereicherung. Möge dasselbe sich des kräftigsten Gedeihens freuen!

Ueber das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben. Akademische Einleitungsrede von August Böckh. (Zur Feier des Geburtsfestes des Königs.) Berlin, 1844. 4.

Die alljährliche Wiederkehr solcher Festtage, welche durch öffentliche Reden zu feiern den Akademikern auferlegt ist, muß auch den rüstigsten und gewandtesten Wortführer endlich aus dem Fahrwasser und auf's Trockne bringen. Die Franzosen suchten in solchen Fällen sich durch die Blüthe des Ausdrucks, durch die Feinheit und

Kraft der Anspielungen zu helfen, und es ist nicht zu läugnen, sie haben in dieser Kunst der vorgeschriebenen Gelegenheitsrede wahre Meisterstücke geliefert, die ganz um ihrer selbst willen gelesen und aufbewahrt werden. Die Deutschen pflegten sich in die Tiefen der Gelehrsamkeit zu retten, sprachen von einer schweren Stelle in einem klassischen Autor, untersuchten eine Alterthümlichkeit, und flickten dann das für den Festtag nöthige Lob in einem Schwall übertriebenster Redensarten an. Das mußte für gut gelten. — In ganz anderer Weise verfährt der treffliche Redner, dessen neuesten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Vortrag wir hier ankündigen. Ihm fehlt es nicht an Kraft und Anmuth der Sprache, die er mit Feinheit und Sicherheit zu handhaben weiß; ihm fehlt es eben so wenig an Fülle der tiefsten Gelehrsamkeit, deren dunkelste Gegenstände an seinem Scharfblicke sich erhellen; aber das eine wie das andere wird hier zur Nebensache, er hat einen höheren und würdigeren Weg eingeschlagen: seine Gelegenheitsrede macht es sich zur Aufgabe, das Fest, das ihr zu feiern obliegt, durch das Aussprechen zeitgemäßer Gedanken, durch Kraft und Wahrheit geistigen Eindruckes zu verherrlichen. Wirklich hat Böckh seit einigen Jahren in dieser Weise, sowohl deutsch als lateinisch redend, das Vortrefflichste geleistet, was ihm von Allen, denen an fortschreitender Bildung gelegen ist, dankbar anerkannt werden muß.

Auch die gegenwärtige Rede: „Ueber das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben", greift wieder muthig und stark in unsere allgemeinen Beziehungen ein, zeigt ohne Scheu, welche Richtungen zum Licht und Heil, welche

zum Dunkel und Schaden führen, und hält gleichwohl seine Ausführung ganz in dem wissenschaftlichen Element, aus dem er für seine Bemerkungen fruchtbaren Stoff und schlagende Beispiele genug zu ziehen versteht. — Schon in früheren Vorträgen dieser Art haben wir den hohen und freien Standpunkt bewundert, den dieser Redner in Betreff der Körperschaft behauptet, in deren Auftrag und Mitte er spricht. Er spricht in der Akademie, er spricht als ihr Mitglied, aber er steht dabei hoch über ihr. Er ist zu geistvoll und zu freisinnig, um nicht einzusehen und zu bekennen, wie schwach es eigentlich mit dem Akademienwesen heutiges Tags bestellt sei, wie wenig diese Gesellschaften noch leisten, wie sehr ihr Ansehen gesunken ist und fast nur einzig noch in dem vom Staate ihr geliehenen besteht. Die Wissenschaften gehen ihren eignen Gang, der selten sich durch das Gehege einer Akademie zieht; alle großen und bedeutenden Werke des Geistes und der Gelehrsamkeit in den letzten funfzig Jahren sind außerhalb jenes Geheges entstanden, vielleicht dicht nebenan, aber unbekümmert um die Preisfragen und Preise, und noch unbekümmerter um die weisen Aussprüche, welche von dorther sich anboten. Die Berliner Akademie insbesondere hat das Unglück gehabt, durch ungeschickte Preisfragen und Handlungen früh sich auszuzeichnen. Schon im Jahre 1769 schreibt Herder von ihr: „Was hat Friedrich's des Großen Akademie ausgerichtet? Seine Akademie hat mit zum Verfall der Philosophie beigetragen. Seine Maupertuis, Prémontval, Formey, d'Argens, was für Philosophen? Was haben sie für Schriften gekrönt? Den Leibnitz und Wolff nicht verstanden, und den Hazard eines Prémontval, die

Monadologie eines Justi, den freien Willen eines Reinhard, die Moralphilosophie und Kosmologie eines Maupertuis, den Stil eines Formey ausgebrütet. — Ueber die Sprachen sind sie nützlicher geworden. Michaelis, Prémontval und die jetzige Aufgabe; aber doch nichts Großes an Anstalt, und für ewige Ausführung. Mathematik hat einen Euler gehabt; der wäre aber auch überall gewesen, so wie La Grange sich im Stillen bildete." Das schwache Benehmen der Akademie, als ihr Präsident Maupertuis sie mißbrauchte, gegen seinen vermeinten Feind König ein so ungerechtes als unbefugtes Urtheil sprechen zu lassen, ist ein in der gelehrten Welt unvergessenes Aergerniß, und in frischem Andenken noch steht, daß Fichte und Hegel von ihr zurückgewiesen wurden, dagegen freilich Friedrich Nicolai Mitglied war. Die Zurückweisung jener Beiden hat Böckh selbst in einer früheren Rede mit edler Freimüthigkeit bedauernd gerügt, was ihm freilich vom Korporationsgeiste sehr verübelt worden.

Was kann alles Gleißen, Vertuschen und Beschönigen helfen? Auf die Dauer gewiß nicht, die Zeit deckt unerbittlich alle Gebrechen auf, sowohl der Einzelnen, als des Allgemeinen, und die Wahrheit tritt siegend hervor; so in unseren Tagen grade auch die Wahrheit, daß die Akademien sich überlebt haben und nur noch ein bloß äußerlich zusammengehaltenes, so zu sagen ein Gnadensein haben, das freilich in dieser Gestalt noch eine lange Weile fortdauern mag. Ein bedeutender Forscher und Gelehrter bringt allerdings Ehre und Ansehn dem Vereine zu, aber die Ehre und das Ansehn, die er von demselben erhält, dürften ihn schwerlich sehr fördern! —

Böckh fühlt dieses Verhältniß der Akademie lebhaft und spricht es mit edlem Selbstgefühl aus; er und jeder Tüchtige kann auf den falschen Glanz verzichten, der ächte strahlt um so heller. Das Gute und Richtige, was er über die reine Liebe zu den Wissenschaften sagt, die in dem Stifter der Berliner Akademie waltete, wird kein irgend Einsichtiger bestreiten wollen.

Als Probe seiner freimüthigen und kräftigen Darstellung führen wir an, was er über zwei verstorbene, berühmte Mitglieder der Berliner Akademie sagt: „Unbekümmert — heißt es Seite 19 — um die, welche für ihre und unsere Freunde und große Gelehrte eine unbedingte Verehrung in Anspruch nehmen und die Erwähnung einer menschlichen Schwäche, auch wenn sie um der Sache willen, und nicht um die Person zu beeinträchtigen geschieht, gleich zu einer Verletzung der Pietät stempeln, wird erlaubt sein, anzuführen, wie zwei als Geschichtschreiber ausgezeichnete ehemalige Mitglieder dieser Akademie, die auch dazu noch Staatsmänner waren, sich über ihre Zeit geirrt haben. Johannes von Müller, nachdem er lange die Napoleonische Herrschaft mit den Waffen der Rede bekämpft hatte, weissagte in ihrer unüberwindlichen Befestigung nach der Besiegung Preußens ein neues goldenes Zeitalter; Niebuhr fand in der Julirevolution den Untergang der humanen Bildung und den Einbruch der Barbarei. Beide sind schon durch die nächsten Jahre widerlegt worden, die Hoffnungen des Einen, wie die Befürchtungen des Andern." Solches offene Darlegen ehrt den Sprechenden wie die Hörer, vorausgesetzt, daß diese im Gefühl eigner Stärke sich ebenfalls auf den Standpunkt des Redners zu erheben

wissen, nicht lieber auf dem der Schwäche ehemaliger Genossen zurückbleiben! — Böckh spricht sodann gegen die Befangenheit, welche eine Verschlimmerung der Sitten bei nicht zu läugnender Vorschreitung der Erkenntniß und Wissenschaft zu finden glaubt, um nicht von denen zu reden, welche die Quelle des eingebildeten Uebels gar in dem Wissen selbst suchen. Er läugnet diese Verschlimmerung der Sitten, er weist auf das Mittelalter hin, „das gepriesene Mittelalter, in welchem die Sittenlosigkeit massenhaft erscheint", und auf die spätern Jahrhunderte, wo der Laster und Verbrechen entschieden mehr waren als in unserer Zeit. Er sagt sehr schön und wahr: „Nur durch den Geist kann sich das menschliche Geschlecht vorwärts bewegen, die Thätigkeit des Geistes aber ist das Wissen. Freilich muß dieser Geist ein heiliger sein; aber die Heiligung liegt nicht in dem starren Dogma, sondern auch das religiöse Bewußtsein muß sich fortwährend reinigen und verklären, sonst würde aller Fortschritt verneint, bis eine neue Offenbarung erschiene." — Daß der Redner, dem Anlasse gemäß, das Lob des Königs in gebührender Weise seinem Vortrage einverleibt, versteht sich von selbst. Er thut dies in reiner, herzlicher Anerkennung der edlen Eigenschaften des geistreichen Fürsten, und die Lobesworte, an sich schon durch Wahrheit und Würde getragen, empfangen eine noch höhere Bedeutung durch den Freimuth, der auch in nächster Nähe so scharf zu tadeln und zu rügen weiß.

Solche Vorträge verdienen in der That ein freieres und schöneres Leben, als das in den dicken Bänden der Schriften der Akademie eingeschlossene; sie winden sich

los von der schweren Masse und fliegen auf eignen Schwingen in den großen Verkehr der Nation, wo sie ihrer guten Aufnahme versichert sind! —

Knigge's Leben und Schriften. Von Karl Gödeke. Hannover, 1844. 8.

Hegel bemerkt sehr richtig, die litterarische Thätigkeit in Deutschland gegen Ende des vorigen Jahrhunderts scheide sich in zwei Hauptklassen, in die auf der Oberfläche um die sogenannte Aufklärung bemühte, und in die zu den Tiefen des Geistes und der Gelehrsamkeit hingewandte, und er fügt witzig hinzu, von jener Wirksamkeit sei das Werk geblieben, von dieser aber auch die Werke. Dieser Ausspruch ist jedoch nicht ohne Bedingung anzunehmen, da die Werke doch immer nur etwas sind sofern sie wirken, und der Werth des Gewirkten nicht abhängt von der zufälligen Dauer der Mittel, die ihrer Natur nach für manche Thätigkeiten, unter welchen die wichtigsten und mächtigsten gar nicht der Bewahrung fähig sind; aber auch diejenigen Werke, welche wir als gebliebene und bleibende anerkennen, sind dieß doch nur in unsicherer und beschränkter Weise. Noch sind nicht zwanzig Jahre seit jenem Ausspruche Hegel's verflossen, und schon dürften einige Werke, die er damals für uns gebliebene hielt, wo nicht als vergangene, doch als merklich hinschwindende anzusehen sein. Den Werth des Gewirkten dem der Werke zur Seite zu stellen und anzuerkennen, ist zu allen Zeiten Grund und Anlaß, wir sind aber besonders hier darauf angewiesen, wo das Leben und die Schriften eines Mannes zur

Sprache kommen, dem, sollte er nur als Schriftsteller nach heutigem Maße gemessen werden, ein großes Unrecht widerführe.

Der Freiherr von Knigge gehört zu den eigenthümlichen Gestalten deutschen Lebens, die in den letzten zwanzig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts auf dem öffentlichen Schauplatz eine große Bedeutung hatten, auf die gesammte Nation einwirkten und deren lebhafte Theilnahme in hohem Grade sich aneigneten. Als deutscher Edelmann geboren, in einer Zeit, wo dieser Stand noch ganz anders angesehen wurde als jetzt, nahm Knigge die Vortheile, welche die Hof- und Staatswelt ihm bot, nur insofern wahr, als er die Schranken weniger fühlte, von denen ein Minderbegünstigter gehemmt worden wäre. Ohne Dienst und Amt — denn sein anfängliches Hofleben und sein letztes Staatsverhältniß waren ihm nur gelegentliche Aushülfen — ohne allen Fachberuf auch im Reiche der Wissenschaft und Litteratur, lebte er, ein ächter Freiherr, einzig nach dem Gebote seiner Neigungen und Talente, griff in die mannigfachsten Richtungen thätig ein, und schuf sich eine besondere ihm angehörige, weder glanzlose noch unfruchtbare. Wenn andere Zeiten ein phantastisches Ritterthum wider erträumte Ungethüme entstehen ließen, so zeigte dagegen das achtzehnte Jahrhundert ein sehr nüchternes Heldenthum, das mit ganz wirklichen Uebeln zu thun hatte, und Knigge war ein hervorragendes Mitglied dieser Ritterschaft. Allgemeines Licht und Recht, milde Menschlichkeit und freies Denken sollten durchgekämpft werden wider Finsterniß und Roheit, welche als Erbschaft früherer Zeiten, in geistlichen und weltlichen Zuständen, noch großentheils vorherrschten oder

auf's neue zur Herrschaft zu gelangen suchten. Friedrich's des Großen vieljähriges Walten und Joseph's des Zweiten kurze Regierungszeit hatten Ungeheures geleistet; aber die edlen Früchte ihres mächtigen Wirkens waren durch nichts gesichert, am wenigsten durch im Volke selbst gegründete Institutionen, nach dem Tode jener großen Fürsten stand wieder alles in Frage, und das spätere bedeutungsvolle Wort des Kaisers Alexander von Rußland, daß ein guter und weiser Herrscher nur ein glücklicher Zufall für sein Volk sei, erwies sich in voller Wahrheit. Der Jesuitenorden war durch die zusammenwirkenden Anstrengungen von Frankreich, Spanien und Portugal aufgehoben worden, aber nicht vollständig, und neben seinem offenbaren Fortbestehen wollte man überall Spuren eines geheimen finden, welches namentlich in Deutschland beunruhigend und drohend erschien. Da entsprang in dem Geiste des Professors Weishaupt zu Ingolstadt der Gedanke, geheimen Wirkungen geheime Gegenwirkungen entgegenzusetzen, und seine hiezu geknüpften persönlichen Verbindungen wurden die Anfänge des nachher weitverbreiteten Illuminatenordens. Diese noch rohen Anfänge gelangten an Knigge, der sie begierig aufnahm, mit der Freimaurerei so weit es ging in Beziehung brachte, und ihnen Ausbildung und Gedeihen gab. Nur als ihm der staunenswürdige äußere Fortgang, mit dem die innere Entwickelung nicht Schritt hielt, zu mächtig und schwierig wurde, auch Zwietracht und Mißtrauen schon das Ganze unterhöhlt hatten, trat er freiwillig zurück, und schied aus den Verbindungen, in denen er einige Jahre wie ein Fürst geboten und gewirkt hatte, und die bald nachher durch obrigkeitliches Einschreiten sich gänzlich auflösten.

Doch keineswegs entsagte Knigge nun auch den Zwecken, denen er auf jenem Wege zugestrebt hatte; ihnen blieb im Gegentheil seine rastlose Thätigkeit gewidmet, und im Wechsel der Schicksale und Verhältnisse hatten seine regsamen Talente, gleicherweise in Schärfe des Scherzes und in Weichheit des Gefühls wirksam, unter Bekämpfung aller Unfreiheit, Finsterniß und Falschheit, stets das Gemeinwohl seiner Mitmenschen zum Ziel.

Geheime Verbindungen waren aber einmal die Poesie jener nüchternen Zeit, und auf keiner Seite wollte man des Reizes und Vortheils dieser Betriebsart entbehren. Sowohl die Finsterlinge als die Aufklärer machten immer auf's neue Versuche, durch Orden und Vereine Kraft und Einfluß zu gewinnen. Auch Knigge, als er mit der von Doktor Bahrdt gestifteten deutschen Union in Berührung kam, widerstand der Lockung nicht, vergaß des früher öffentlich gegebenen Wortes, geheimen Gesellschaften nie wieder anzugehören, und machte sich mit der neuen Sache, die übrigens durch ihre innere Schwäche bald wieder zerfiel, mehr zu thun als mit jenem Worte verträglich war. Die Widerwärtigkeiten, welche sich hieran knüpften, dauerten in langwierigen häßlichen Kämpfen fort, und zogen sich in die Zeiten der französischen Revolution hinein, deren ersten Erscheinungen der deutsche Menschheitseifer und die deutschen Welthoffnungen schwärmerisch zujauchzten, bis die wachsenden Ereignisse unsern heimischen Boden überflutheten, Finsterlinge wie Aufklärer verstummen machten, und zuletzt, was jedoch Knigge nicht erlebte, beide Partheien zu gemeinsamen Strebungen gegen die Fremdherrschaft, wiederum in geheimen Gesellschaften, vereinigten!

Doch in jenen Hauptzügen ist Knigge's Thun und Wirken keineswegs abgeschlossen. Er gab aber keiner der öffentlichen oder geheimen Richtungen sich vollkommen hin, er hatte bei jeder seine Bedingungen und Einsprüche, nach seiner eigenthümlichen Denkart und Gefühlsweise; er blieb unter allen Umständen er selbst, der deutsche Freiherr, der weder sein besonders Vaterland, noch seine besondern Verhältnisse und Neigungen aufzugeben gemeint war. Sittlichkeit und Sitte hielt er in aller Lebenswirrung grundsätzlich hoch, die bestehende Religion und Obrigkeit wollte er geehrt und bewahrt wissen, Mißbräuche und Vorurtheile nicht mit Gewalt, sondern durch das Licht der Oeffentlichkeit abschaffen, und mit eigentlichen Revolutionärs, Stürmern des Staats und der Kirche konnte er nichts gemein haben, ja die ersten Ausbrüche der französischen Revolution sah er mit Unlust und Mißtrauen! Die Gegner, welche ihn einen Volksaufwiegler schimpften, wurden durch gerichtlichen Spruch zum Schweigen gebracht. Hätte er sich im trüben Weltwesen, das ihn umwogte, und aus dem, statt aus höhern Ideen, er sein geistiges Leben und sein reges Talent nährte, persönlich reiner zu halten gewußt, hätte er nicht im Kampfe gegen Falschheiten und Tücke zuweilen selber dergleichen geübt, und wäre seine gute Gesinnung in schärfern Zügen überall gleichmäßig ausgeprägt erschienen, so dürften wir ihn wohl einen Ulrich von Hutten im verjüngten Maßstabe des achtzehnten Jahrhunderts nennen; so jedoch stand er bei ähnlicher Kraft satirischen Talents, das er dem Ernste seiner Sache zu Diensten stellte, gegen den starken Charakter jenes Ritters weit zurück, obgleich dieser auch seine Leichtfertigkeiten und Gebrechen hatte.

Knigge's Wollen erschien immer zu sehr an Gelegenheit und Umstände geknüpft, dasselbe entbehrte des festen Grundes eines tiefergriffenen Gemüths, des gleichmäßigen Vorleuchtens einer gebietenden Vernunft. Er machte selbst nicht so hohe Ansprüche, er wollte kein Führer und Leiter, sondern nur ein Mitgeher sein, begnügte sich daher mit den Darbietungen des Tages, mit dem Anfluge der Gedanken und Gefühle, die in seiner Zeit allgemein waren. In dieser Weise eignete er sich auch die Künste der Gegner an, und wußte, wie wir anderwärts schon gesagt, ein ihm verhaßtes Pfaffenthum in weltliche Ränke umzusetzen, durch Hinterhalten und Verschweigen wie durch Vorspiegeln, durch Umhüllen wie durch Umgehen der Wahrheit; er mißbrauchte seine Kenntniß der Menschen und die Leichtigkeit ihrer Behandlung zum Spiele seiner Launen, seiner Eigenliebe.

Zu der großen Wirksamkeit aber, welche Knigge unläugbar auf seine Zeitgenossen ausgeübt, trugen seine Schwächen eben so sehr bei als seine Eigenschaften. Die Raschheit seines Verstandes, die Lebhaftigkeit seines Auffassens, die Wärme seines Vortrags, die Vielfachheit seiner Stoffe und Tonarten — alles dieß hätte nicht den leichten Eindruck machen, nicht die allgemeine Wirkung haben können, ohne die bequeme breite Mittelstraße, die er sowohl in Gedanken als in Worten hielt, ohne den Fluß der Rede, der aber so rasch als seicht dahin strömte, ohne die Herabstimmung des Scherzes zum niedrig Wirklichen und Handgreiflichen, das, gleich dem Ernste, niemals die geringste Anstrengung auferlegte. Auf dieser Stufe der mittlern Bildung, die wir in Deutschland oft nur zu sehr gelten lassen, ist Knigge wahrlich nicht ge-

ring zu schätzen, auf dieser Stufe ist seine Beredtsamkeit höchlich anzuerkennen, sind sein Witz und seine Laune noch heute nicht völlig zu verwerfen. In seinem vielgepriesenen und vielgeschmähten Buch über den Umgang mit Menschen finden sich Abschnitte und Stellen, deren auch jetzt ein Autor sich rühmen dürfte. Unter seinen satirischen Schriften ist die dem kurhannover'schen Hofenmacher Meywerk angedichtete, in welcher Knigge seinen bittern Feind den Ritter von Zimmermann verhöhnt, von gutem Salze, das noch nicht dumm geworden.

Mit diesem unserm Urtheil über Knigge stimmt die neue Biographie desselben, welche zu diesem Aufsatz Anlaß gegeben, im Wesentlichen überein. Der Verfasser Herr Karl Gödeke hat seinen Helden mit unbefangenem Sinn, ohne Vorliebe noch Abneigung, mit großer Einsicht in den Menschen und umfassender Kenntniß der Zustände, in billiger Würdigung klar und sicher hingestellt. Wir möchten nur wünschen, daß er sich nicht begnügt hätte einen gedrungenen kurzen Abriß zu geben, sondern auf die reichen Stoffe, die sich von allen Seiten an Knigge anschließen, ausführlicher eingegangen wäre; eine weniger biographische und mehr memoirenhafte Behandlung hätte hier sehr gut gethan. Die großen Bewegungen, welche zu Knigge's Zeit in der Freimaurerei stattfanden, der Ursprung und Ausgang des Illuminatenordens, die Streitigkeiten der Berliner mit Stark, Lavater, Hamann, Jacobi, die Geschichte der deutschen Union und so vieler andern großen und kleinen Verbindungen, welche in der Nation wucherten, die Betrügereien Schröpfer's, die gewaltigen, noch immer räthselhaften Gaukeleien Cagliostro's, das noch wenig enthüllte Trei-

den Bischoffwerder's, endlich das fanatisch gewaltsame, doch alsbald unmächtig und verächtlich gewordene Spiel Wöllner's, alles dieß hätte mit Erfolg herangezogen und in ein großes Gesammtbild jener Zeit — wie lehrreich der unserigen! — vereinigt werden können. Doch dieß zu thun steht dem Verfasser auch jetzt noch frei, er kann das Hauptgemählde erweitern und dasselbe mit einem Rahmen kleinerer Bilder einfassen.

Knigge's Karakter und Bedeutung werden am Schlusse der Biographie in nachstehenden Zügen klar zusammengefaßt: „Es wäre unbillig und sinnlos zu verlangen, daß ein Mann, der eine öffentliche Laufbahn betritt, seinen Zeitgenossen durchaus neue Motive für ihr Denken, Empfinden und Handeln geben solle, um eine Stelle unter den geschichtlichen Namen zu verdienen; diejenigen, welche die großen neuen Ideen einzelner bevorzugter Geister zu verarbeiten, und gleichsam aus zweiter Hand zu verbreiten wissen, gelten auch etwas in dem Ueberschlage der Geschichte. Ohne die geschäftige Vermittlung derselben würden die großen Ideen einsam durch die Welt gehen, unverstanden, unvernommen wie Geheimlehren, die für die Menschheit bestimmt sind, aber verloren gehen, weil sie das Organ nicht finden, durch welches auf die Menschheit gewirkt werden kann. Einer von solchen Vermittlern zwischen der Bildung in ihrer höchsten Blüthe und der bildungsbedürftigen Masse war Knigge. Sein Wirken würde ein intensiv bedeutenderes gewesen sein, wenn sein Karakter auf einer höhern Stufe gestanden hätte. Allein die Bildung, die er sich hatte verschaffen können, war nie aus der Tiefe herauf geschöpft, und beruhte nicht auf festen und ewigen Grund-

lagen, sondern schwankte, weil ihr der unverrückbare Schwerpunkt einer würdigen Selbstständigkeit fehlte. Die innere Harmonie aller geistigen Kräfte, die uns bei der Betrachtung gleichzeitiger großer Genien ergreift, eine Harmonie, welche nicht ohne durchlebte innere Kämpfe und Stürme erworben wurde, aber zu einem endlichen Siege über die streitenden Elemente gelangt war, fehlte Knigge'n, bei dem die Wirkungen nach außen der Bildung nach innen vorangingen. Die Art, wie er jene zu erreichen suchte, darf uns jetzt, wo das Bewußtsein der ungeheuern Kraft verloren gegangen ist, die selbst den unzulänglichsten Bestrebungen im Sinne des Zeitgeistes Inhalt und Nachdruck giebt, allerdings zuweilen hohl erscheinen, allein ein Schriftsteller, der durch seine Thätigkeit den Boden erringen half, auf dem wir stehen, kann nicht nach dem beurtheilt werden, was wir jetzt ruhig besitzen, sondern die Grundlagen, auf denen allein er wirken konnte, das Ziel, das er zu erreichen suchte, und die Schwierigkeiten, die er sich entgegengestellt sah, müssen beständig lebhaft vor Augen stehen, wenn die Stelle ausfindig gemacht werden soll, die ihm gebührt, oder mit andern Worten, wenn man erkennen will, was er war, wie er sich zur Vergangenheit, zu seinen Zeitgenossen und zu der spätern Zeit verhält."

Wir können dem Gesagten nur beipflichten. In einer Zeit, die durch manche Erscheinungen an das traurige Nachtgevögel erinnert, mit dem unsre Väter sich herumschlugen, scheint es wohlgethan, auf die Verdienste zurückzuschauen, welche jene Kämpfer um unsre Geistesfreiheit sich erworben, im harten Streite mit

Schwärmern und Schelmen, die zum Theil in Macht und Ansehen standen, und denen die Spitze zu bieten um so edler und muthiger war, als viele der besten Zeitgenossen die Gefahr nicht erkannten, und den Kampf mißbilligten und verhöhnten.

Aus Mehemed Ali's Reich. Erster Theil. Stuttgart. 1844. 8.

Der Fürst von Pückler-Muskau hat mit seinen Mittheilungen über Aegypten mehr als vier Jahre gezögert, und die Gründe, welche er dafür angiebt, ehren seine Sinnesart. Er schreibt aus innerer Neigung, aus Einwirkung der Gegenstände, zur eignen Befriedigung, das Druckenlassen ist nur gelegentliche Folge, nicht Absicht des Aufschreibens. Wie viele unserer Autoren können sich einer solchen unbefangenen Stellung in der Litteratur rühmen! Wie vielen wäre sie zu wünschen! Daneben glaubte er, die Lesewelt habe seiner Reisebriefe genug, und er wollte ihr nicht jahraus jahrein die Erzeugnisse derselben Feder anbieten. Daß diese Bescheidenheit irrig in ihren Voraussetzungen war, hat er seitdem wohl hinreichend erfahren, und der Erfolg dieses neuen Werkes wird ihm unfehlbar bestätigen, daß der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen" in gutem Andenken bei uns steht.

Betrachten wir dieß neue Erzeugniß in Betreff des Talentes, welches dabei thätig war, so finden wir in Wahrheit alle die hohen Geistesgaben wieder, welche bei dem ersten Auftreten des Fürsten so freudig bewillkommt wurden, ein so allgemeines Erstaunen bewirkten. Wir möchten sagen, er habe sich, nachdem er in einigen spä-

teren Büchern von der anfänglichen Höhe etwas herab-zusteigen geschienen, hier mit frischer Kraft dem ersten Aufschwung wieder gleichgestellt. Dieselben Eigenschaften, welche uns damals einnahmen, begegnen uns jetzt auf's neue in reichstem Verein. Zuerst der freie, durch kein Vorurtheil und keine Schwärmerei getrübte Blick über Welt und Menschen; der offene Sinn für Eindrücke jeder Art; die klare heitere Auffassung der Gegenstände; der selbstständige Gleichmuth, in welchem sowohl der Geist als der Karakter sich bewährt; die ausgezeichnete Fähigkeit, das Eigenthümliche rein hinzustellen; das unvergleichliche Talent, sowohl Landschaften und sonstiges stofflich Vorhandene als auch allgemeine Zustände und geistige Beziehungen zu schildern; die anmuthige Leichtigkeit und Grazie endlich, welche als gemeinsames Element jener Gaben sie trägt und durchdringt. Zu diesen anerkannten Vorzügen gesellt sich unseres Bedünkens noch ein neuer, der Ernst nämlich, der auch das Staatsleben streng in's Auge faßt und dem Buch eine politische Bedeutung giebt, welche den früheren Schriften zwar nicht ganz fehlt, aber erst hier in solcher Entfaltung erscheint. Bei dieser neuen Richtung muß mehr als je die politische Denkart des Autors in Frage kommen. Er selbst klagt, daß er bisher in diesem Betreff fast immer verkannt worden sei, daß die Aristokraten ihn zu liberal, die Liberalen zu aristokratisch, die Frömmler ihn gottlos, die Nichtgläubigen noch zu frömmlich fanden, daß die Behördenmacht im Vaterland ihn als einen halben Revolutionär angesehen, die Freithümler dagegen ihn wegen Hofsinns verdächtigt. Dieß ist das allgemeine Loos, dessen jeder gewärtig sein muß, der außerhalb der Partheien eine

natürliche Selbstständigkeit hat, und freimüthig seine Meinung sagt, unbekümmert, ob und wie sie gefalle. Wer darauf ausgeht, es Einigen recht zu machen, muß dazu nicht selten zum halben Schelm werden; wer es aber Allen recht machen wollte, der wäre schon ein ganzer Narr. Der Fürst von Pückler lasse sich jene Verkennung und jene Anklagen daher nur lieb sein! Einzeln sind sie freilich ungerecht, alle zusammen aber das kräftigste Ehrenzeugniß. Für uns war der politische Standpunkt des Fürsten nie zweifelhaft: wir haben ihn stets den ächten Freisinnigen zugezählt, und thun dieß auch heute noch, ungeachtet es scheinen könnte, als rede er in diesem neuesten Buch der Despotie das Wort. In dem Sinn jedoch, wie er es meint, darf auch der entschiedenste Volksfreund die Willkürmacht preisen, sofern sie nämlich mit kluger Einsicht die Ordnung und Fortbildung handhabt, für welche die edleren Hervorbringungsmittel noch fehlen. Der ächte Freisinn verträgt sich übrigens trefflich mit aristokratischer Beimischung, ja diese darf als ein nothwendiger Bestandtheil desselben gelten, insofern derjenige nicht frei genannt werden kann, der sich dem rohen Zustande des untersten Volks anschließt und unterwirft; der ächte Freisinn will nicht das Hohe erniedern, sondern das Niedere erhöhen, in sich selber wie in Andern. Daß dieses Streben in dem Fürsten waltet, zeigt sein ganzes Leben, der Zusammenhang seiner Schriften, diese neueste. Indem er seines Standes und Ursprungs eingedenk ist, überhebt er sich derselben doch keineswegs, will nicht durch sie, die er als erlaubten Schmuck betrachtet, hervorstehen und glänzen, sondern durch die wesentlicheren Eigenschaften gelten, die er

als Mensch besitzt; er will niemanden drücken noch beschränken, vielmehr jedem Geringsten freie Entwicklung gestatten, und allgemeines Menschenwohl und allgemeines Fortschreiten liegen allen seinen Ansichten und Urtheilen zum Grunde. Nichts kann deutlicher hievon zeugen, als seine willige Bewunderung und Ehrerbietung gegenüber dem „albanesischen Bauer", der als mächtiger Emporkömmling den Fürsten mit gnädiger Auszeichnung aufnimmt! Es gehört zu der in Deutschland allem Partheiwesen anhaftenden eignen Blindheit, daß unsere sogenannten Liberalen, anstatt in dem Fürsten einen vermöge seines Talents und seiner Stellung unschätzbaren Mitkämpfer zu begrüßen, alsbald an beiden zu mäkeln anfingen, ihm seinen Stand und seine Wappenvögel vorwarfen, oder wohl gar, in kindischer Unwissenheit, ihn des Mangels an Thatkraft beschuldigten!

Der Autor hat dießmal sehr glücklich — er war es früher bisweilen weniger in Büchertiteln — sein Buch „Aus Mehemed Ali's Reich" genannt, wodurch uns zugleich Inhalt und Ursprung dieser Berichte angezeigt werden, denn es sind größtentheils die an Ort und Stelle selbst niedergeschriebenen Tagebücher, denen eine leichte Ueberarbeitung den kräftigen Hauch des unmittelbaren Eindrucks nicht hat nehmen können. Da schon hinreichend bekannt ist, unter andern auch aus Bruchstücken, welche in der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt worden, daß der Fürst den Vizekönig von Aegypten und seine Herrschaft und Werke nicht wenig rühmenswerth findet, und er deßhalb von vielen Seiten bittern Widerspruch und kränkende Vorwürfe erlitten hat, so läßt er es sich nicht verdrießen gleich auf den ersten Seiten diesen Gegenstand in gründ-

liche Erörterung zu ziehen. Er faßt zuerst die besondern Verdienste Mehemed Ali's, wie sie in Thatsachen unbestreitbar vor Aller Augen stehen, in gedrängte Uebersicht.

„Er hat mit bewunderungswürdigem Organisationstalent — sagt unser Text — in einem der verwahrlosesten und verwildertsten Länder der Welt Ordnung und Sicherheit, die ersten Bedürfnisse eines civilisirten Staates, in einem solchen Grad herzustellen gewußt, daß man sein unermeßliches Reich vom Taurus bis an die Gränzen Abyssiniens, so weit sein Gebiet sich zwischen Meer und Nil und Wüste erstreckte, mit Gold beladen sicher und ohne Furcht durchziehen konnte, wo sonst jeder Schritt Beraubung und Tod drohte. Er hat in der Ausübung der Justiz und in der Verwaltung innerhalb seines Gebiets mehr Gerechtigkeit und feste Norm eingeführt als in irgend einem andern orientalischen Staat annoch existirt. Er hat den Fanatismus gebändigt, eine größere Toleranz in religiösen Dingen geübt als in manchen christlichen Ländern Statt findet, und die Christen in seinen Ländern nicht nur beschützt, sondern selbst in einer Art bevorzugt, die fast zur Härte für die Muselmänner ward. Er hat den Handel mit Europa nicht nur belebt, er hat ihn größtentheils neu geschaffen, und durch die großartigsten Anlagen aller Art den in Aegypten ganz untergegangenen Sinn für Industrie wohlthätig wieder erweckt. Der Anbau der Baumwolle, des Indigos, des Zuckerrohrs, welcher mit immer steigendem Erfolg betrieben wird, ist durch ihn erst hervorgerufen worden, und ein großer Theil dieser Produkte wird im eignen Lande durch auf seine Kosten angelegte Fabriken verarbeitet. Ebenso vermehrte er bedeutend den Sei-

denbau in Syrien durch die ausgedehntesten Anpflanzungen des Maulbeerbaumes, die freilich durch den Befreiungskrieg (!) der Engländer größtentheils wieder zerstört worden sind. Er hat für die Bildung der künftigen Generation ein Erziehungs- und Schulwesen gegründet, von dem man vor ihm im Orient seit Jahrhunderten gar keinen Begriff mehr hatte, und ungeheure Summen diesem edlen Zweck geopfert. Er hat mehr gebaut und mehr gemeinnützige Anstalten in's Leben gerufen als irgend ein Beherrscher Aegyptens seit Saladin's Zeiten. Er hat zu allem dem noch Mittel gefunden — er, dem Aegypten zufiel ohne ein Schiff und einen einzigen disciplinirten Soldaten — sich eine Flotte von zwölf Linienschiffen und zweimal so viel Fregatten und Korvetten zu bauen, und eine europäisch geschulte Armee von mehr als hunderttausend Mann zu schaffen. Und mit diesen Mitteln ist der albanesische Bauer, der erst im 35sten Jahr lesen lernte, der unbedeutende Häuptling, der hundertmal in seinem Leben nicht wußte, wo er sein Haupt mit Sicherheit hinlegen sollte, ein Fürst geworden, dessen Armeen zweimal den Beherrscher der Gläubigen auf seinem Thron zu Byzanz erzittern machten, und dessen immer steigendes Ansehen ihm schon eine Stelle unter den Weltmächten anzuweisen begann. Da ward er endlich, nach so großen Thaten und Siegen, wie weiland der gefürchtete Korse (nur mit weit weniger gutem Grunde) von europäischen Interessen in den Bann gethan, und ist in diesem ungleichen Kampfe mit unvorhergeahndeter Schnelligkeit unterlegen."

Der Autor verläugnet aber nach diesen glänzenden Anführungen keineswegs die Schattenseiten dieser Größe.

Er gesteht, daß diese mächtigen Wirkungen nicht ohne gewaltsame Mittel erlangt worden, daß Selbstsucht und Eigennutz dabei Mitantriebe waren, daß der Zustand des Volkes noch alle Gebrechen orientalischer Unterdrückung zeigt, und der Vizekönig selbst, weit mehr aber und gegen seinen Willen und zu seinem Schaden, seine Unterbeamten Willkür und Härte ausüben. Allein die Vergleichung mit andern Ländern des Orients, und sogar die mit manchen Staaten Europa's, mindert diese dunkeln Schatten wieder bedeutend zu Gunsten Mehemed Ali's, der sich rühmen kann, das ihm untergebene Volk verhältnißmäßig noch immer besser zu halten, als es vorher gehalten war, oder die Nachbarvölker behandelt sah. Manches Elend und Unglück, die wir sogar in unsern höchstkultivirten Staaten, trotz alles Rühmens von Christlichkeit und Bildung, nicht zu vermeiden wissen, werden dem warmen und gesegneten Aegypten ohnehin durch die Gnade des Himmels erspart oder gemildert. Das neue Reich steht überhaupt nur erst in seinen rohesten Anfängen, und die Geschichte lehrt, daß wir an solchen Beginn keine Forderungen zarter Menschlichkeit zu machen haben; selbst die europäischen, erst im vorigen Jahrhundert gegründeten neueren Staaten gingen aus eiserner Härte hervor, und harte Sklaverei herrscht noch heute in den Freistaaten von Nordamerika! Von Mehemed Ali mehr zu fordern als von jenen Staatsgründern, wäre offenbar ungerecht. In einem Lande, wie Aegypten noch zur Zeit ist, und bei den besten Fortschritten noch lange bleiben wird, kann vorerst nur Ordnung und Sicherheit zu erstreben sein; an Konstitution und Preßfreiheit zu denken wäre baarer Unsinn, Mehemed Ali hat auch nicht ein-

mal daran denken können sie zu versprechen! Der Fürst scheint uns diesen ganzen Zusammenhang mit wahrhaft politischem Geist, in den großen allgemeinen Zügen aufzufassen, gegen welche das einzelne Zufällige sehr zurücktreten muß. Er ist deßhalb nicht weniger gefühlvoll, wo Druck oder Elend ihm vor Augen kommt, er sucht zu helfen und zu lindern, wo er irgend kann, er begehrt und hofft entschieden die einstige Freiheit der noch geknechteten Aegyptier, und bei der harten Erziehung, durch welche sie hindurchgehen, sieht er als tröstendes Ergebniß ihre bessere Zukunft.

Ueber die Verwicklung der europäischen Staatsverhältnisse, von der das Reich Mehemed Ali's umstrickt worden, und über die Umstände, unter denen dasselbe so unerwartet sich beugen mußte, urtheilt der Fürst ebenfalls mit dem Blick sachkundiger Staatseinsicht. Wer darf ihm mit Fug widersprechen, wenn er behauptet, die europäische Diplomatik habe sich übereilt und ihren eigentlichen Absichten entgegengehandelt? Wem leuchtet es nicht ein, daß durch die Beschränkung, in welche der Beherrscher Aegyptens zurückgedrängt worden, an den allgemeinen politischen Verhältnissen nichts gebessert, die örtlichen Zustände aber, besonders in Syrien, unendlich verschlimmert worden? Wie tief bereuen es die Franzosen, den ihnen so wichtigen Verbündeten nicht zu rechter Zeit unterstützt zu haben! Wie klug bemühen sich die Engländer, den geschwächten Herrscher durch näheres Anschließen wieder zu stärken und für ihre Vortheile zu gewinnen! Mehemed Ali zu beschuldigen, daß er durch sein Nachgeben seine herrscherliche und persönliche Würde aufgegeben, daß er sein bisheriges Dastehen und Schaffen

gleichsam als leere Täuschung erwiesen, das wird niemanden einfallen, der da bedenkt, wie grausam der Vizekönig durch Frankreich, auf dessen Beistand er rechnen durfte und mußte, getäuscht worden, und der erwägt, wie groß und bedeutend das noch immer ist, was jener aus der ungeheuersten Gefahr gerettet und behauptet hat. Leider sind es deutsche Stimmen zumeist, die eine gesunkene Größe sogleich mit Schmähungen verfolgen, wie wir dieß auch bei dem Siegesherzog Espartero gesehen haben, der ebenfalls einer fremden Uebermacht erliegen mußte, und den die englischen und zum Theil die französischen Blätter, zu unserer Beschämung, mit besserer Würdigung und edlerem Glimpf behandelten.

Was den Zustand Aegyptens betrifft, so sagt der Fürst ausdrücklich, daß er nur von der Zeit redet, in der er das Land bereist hat, nicht von der heutigen, nachdem Mehemed Ali aus seinem europäischen Aufschwunge durch fremde Gewalt wieder auf die untere Stufe orientalischer Zustände zurückgeworfen worden. Als ein wichtiges und bewährtes Zeugniß für seine Ansicht über Mehemed Ali's Regierung bringt der Fürst selber ein neuestes Schreiben des preußischen Generalkonsuls in Syrien, Herrn von Wildenbruch, im Auszuge bei, wo es wörtlich heißt: „Vom politischen Zustande denken Sie sich das Schlimmste, und Sie werden der Wahrheit nahe kommen: alles, auch die Stimmung gegen Christen und Franken schlimmer, feindseliger, unordentlicher, unsicherer, ärmlicher und hoffnungsloser als zur Zeit meines ersten Aufenthaltes. Alles verfällt und löst sich mit einer Schnelligkeit auf, die ich dem sonst so stationären Orient nie zugetraut hätte. Nur einen

Wohlthäter hat dieses unglückliche Land seit Jahrhunderten gehabt, Ibrahim Pascha, und diesen hat man hinausgetrieben! Mit Verwunderung sehe ich, daß nicht ein Mensch, weß Glaubens er sei, etwas anderes zurückwünscht, als die Tage der ägyptischen Herrschaft." In Betreff des Urtheils über Mehemed Ali als Herrscher ist auch der amtliche Bericht nicht zu übersehen, den der Fürst von Pückler nach einer ihm handschriftlich gemachten Mittheilung zum erstenmal veröffentlicht hat, der Bericht des ehemaligen Gouverneurs von Bombay, Sir John Malcolm, über seine mit Mehemed Ali gehabten Unterredungen; dieses Aktenstück stimmt im wesentlichen ganz mit den Angaben und Nachrichten unseres deutschen Reisenden überein.

Nach solchen politischen Betrachtungen, deren Stoff und Verhandlung sich durch das ganze Buch hinzieht, eilen wir noch, dessen eigentlichen Inhalt näher zu berühren. Der Fürst macht uns durch seine anschauliche Bilderreihe förmlich zu seinen Reisegenossen, er läßt uns an seinen täglichen Begegnissen unmittelbar Theil nehmen. Zur Schilderung des Landes und des Lebens könnten wir keinen bessern Wortführer haben. Wir empfinden mit ihm den aufregenden geheimnißvollen Reiz, den dieser alterthümliche Boden, der ein so neues Leben trägt, auf den Beschauer ausübt, und genießen aller seltenen Begünstigungen mit, die seiner wohlempfohlenen Persönlichkeit in außerordentlichem Maße zugestanden werden. Eine gefahrvolle Seefahrt führt ihn nach Alexandria, von da nach der Hauptstadt Kahira, und hier erschließt sich die größte Fülle von eigenthümlichen Lebensbildern, deren Mannigfaltigkeit dieser erste Band noch nicht zu erschöpfen

scheint. Doch schon die Ueberschriften der Abschnitte hier zu wiederholen würde für unsere Aufgabe zu weitläufig sein. Wir müssen uns auf einige allgemeine Andeutungen beschränken. Unser Autor weiß allen Gegenständen ihren Reiz abzugewinnen, ihre Gestalt und Wirkung anschaulich zu machen. Der fortgesetzte Verkehr mit Mehemed Ali und den bedeutendsten seiner hohen Diener, dann der Umgang mit den Konsuln und europäischen Reisenden — unter welchen wir auch unsern Landsmann Schubert aus München sehen, „den imposant bescheidenen Mann, vor dessen mildem evangelischeh Geist man sich in liebender Verehrung beugt" — das zufällige oder nothwendige Zusammentreffen mit allerlei Volk, jeden Standes und jeder Weltgegend, erheitern den ernsten Schauplatz mit wechselvoller menschlicher Ausstattung. Alterthümer, Gebäude, Straßen, Gärten und sonstige Anlagen treten im hellsten Licht hervor. In höchster Kraft jedoch erscheint das darstellende Talent des Autors, wenn er Land und Himmel zu schildern hat; er giebt eine Reinheit der Zeichnung und einen Zauber der Färbung, wie sie in wirklicher Mahlerei nur bei den größten Meistern zu finden sind. Und alles mit wenigen Mitteln, ganz in der Kürze, das Verschiedenartige schnell zur Harmonie eines bestimmten klaren Eindrucks zusammenfassend. Unvergleichlich wird in dieser Art Kahira und seine Umgebung dem Blick vorgeführt — „diese berühmte Aussicht, die sich hier über „das Meer der Welt", seine Hunderte von Thürmen und Domen, seine Moscheen und Paläste ohne Zahl, wie die hinter ihm sich erhebenden Pyramidenreihen von Dschiseh, Daschur und Sakhara ausbreitet." Nun folgt nachstehende Schilde-

rung. „In der Mitte dieses erhabenen Bildes strömt majestätisch der Nil vom üppigsten Grün eingefaßt, das sich im Norden im Dreieck des Delta in's Unendliche zu verlieren scheint, während in der Nähe auf beiden Seiten der gelbe Sand der noch unermeßlicheren Wüste den grünen Streifen in scharfe Gränzen einschließt. Dicht unter sich hat man, als den prächtigsten Vordergrund, die Krone aller Bauwerke Kahira's, die Moschee Sultan Hassan's, welche kaum von irgend einem gothischen Tempel Europa's übertroffen wird. Der beste Augenblick, die Aussicht in der ganzen Fülle ihrer Schönheit zu genießen, ist kurz nach dem Aufgang der Sonne, wenn ihre Strahlen die Pyramiden wie mit einer goldenen Glorie umglänzen, und troß der bedeutenden Entfernung diese Kolosse so nahe zu rücken scheinen, daß man mit einem bloßen Opernglase den vor ihnen stehenden Sphinx erkennen kann.“ Und an einer spätern Stelle, von der ätherischen Zartheit eines ägyptischen Abendhimmels, heißt es: „Bei uns spielen Abends nur die Wolken am Himmel in mannigfachen und brennenden Farben, hier gab es keine Wolken, aber der ganze Himmel und auch die ganze Erde waren in sanftglühende Tinten von unbeschreiblicher Lieblichkeit gehüllt. Aus der glänzenden Goldfarbe am äußersten Horizont entwickelte sich über dem reinen Aether ein durchsichtiges wunderbares Meergrün, und helle Rosabanden gingen von diesem in Lila- und Silberstreifen über, die in Osten wieder in lichtes Blau verflossen. So schimmerte in erhabener Milde und Pracht das ganze weite Himmelsgewölbe, während das die Erde deckende Grün, zu höchster Saftfrische gesteigert und wie durch eine Glorie verklärt, häufig, gleich dreifarbig ge-

webtem Seidenstoff, zu gleicher Zeit in Grün und Blau und Gelb zu schillern schien. Dazu funkelte die perspektivisch sich zusammenziehende Arkade der Allee vor und über uns in einem so magischen Goldlicht, als wären tausend Lampen dahinter verborgen, bis nach und nach der untere Theil des unabsehbaren Doms sich in Dämmerung zu hüllen begann und alle Gegenstände nur noch undeutlich und fahl beleuchtet, wie im Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, erkennen ließ. Plötzlich stieg da, wo die Sonne eben niedergesunken war, dunkles Roth aus der Tiefe herauf; der Baumkronen feuriges Grün über mir erlosch im Nu, ein starker Duft wie von Veilchen und Rosen erfüllte die Atmosphäre, und ehe ich noch recht zur besonnenen Zergliederung des Gesehenen gelangen konnte, war schon, mit der diesem Klima eigenen Schnelligkeit, die orientalische Nacht mit ihren schwärzesten Schleiern niedergesunken, und das Vorgegangene verschwunden, wie zurückgekehrt in des Traumes ungewisses Reich."

Wir nehmen nach solcher Prachtschilderung nur wieder das Wort, um das eifrige Verlangen auszusprechen, daß die folgenden Bände des lebenvollen Buches bald nachfolgen mögen.

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Von Karoline Pichler, geborne von Greiner. Wien. 1844. Vier Bändchen. 8.

Diese Denkwürdigkeiten verdienen Berücksichtigung als eine in vielfachem Betreff anziehende, ja gewichtige Erscheinung! Memoiren aus Oesterreich! Aus Oesterreich, wo vielleicht mehr als anderswo der Memoirenstoff

angehäuft liegt, und wo man doch diese fast gar nicht hat, zum großen Nachtheil der Litteratur und des Lebens; denn ein Land ohne Memoiren ist wie ein Haus ohne Spiegel, es weiß Keiner recht, wie er sich ausnimmt, und das Ganze nimmt sich meist schlechter aus als nöthig, weil eben jene Hülfe fehlt.

Karoline Pichler ist als eine ehrenwerthe, brave Frau, und als eine wohlbegabte edle Schriftstellerin anerkannt. Sie unternimmt es, die Denkwürdigkeiten ihres langen Lebens aufzuzeichnen und thut dieß mit Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Zwar bietet ihr eignes Leben keine romantischen Ereignisse dar, und sie selber hat auf ihre Zeitumgebung keinen durchdringenden Einfluß gehabt; aber ihre Lebenstage fallen in die Epoche heftiger Stürme und großer Wandlungen, von denen sie nicht unberührt bleibt, und so giebt sie uns ein treues Bild, wie die Geschichte Oesterreichs, von den Zeiten Maria Theresiens ab bis auf die neuesten, die französische Revolution und der deutsche litterarische Umschwung sich im häuslichen Kreise einer gebildeten Wiener Familie des Mittelstandes abzeichnen, und welche Ansichten und Gesinnungen hier jenen Weltbegebenheiten begegnen.

Besonders merkwürdig und dankenswerth dünkt uns alles, was gleich zu Anfang aus der nächsten Umgebung Maria Theresiens mitgetheilt wird! die große Fürstin, von der uns Eduard Duller einen trefflichen Abriß gegeben, deren ausführliche Regierungsgeschichte und Biographie noch immer zu wünschen bleibt, erscheint in den eigenthümlichen Zügen, die hier von ihr erzählt werden, ungemein vortheilhaft und so karakteristisch, daß wir gleichsam ihre persönliche Bekanntschaft machen. Auch über

Kaiser Joseph empfangen wir manche Nachricht, die wir mit Eifer seinem historischen Bild eintragen. In der späteren Zeit kommen die scharfen Züge seltener vor, es verschwimmt alles in allgemeiner wohlwollender Bezeichnung. Karoline Pichler ist eine eifrige Oesterreicherin und getreue Unterthanin, die sich dabei in der Sphäre ihres Geschlechts und ihres Standes hält, und über die Staats- und höchste Gesellschaftswelt nur insofern urtheilt, als diese in ihre Sphäre hineinfällt oder spielt. Dieß geschieht indeß oft genug, und wir sehen eine große Zahl bedeutender Personen an uns vorüberziehen, z. B. Sonnenfels, Frau von Stael, beide Schlegel, Dorothea von Schlegel, Adam Müller, Steigentesch, Hormayr und viele Andere.

Die Verfasserin schrieb im hohen Alter, ohne Leidenschaft, mit sittlichem Ernst und freundlicher Milde. Sie möchte um's Himmelswillen niemand verletzen, sie gedenkt mit Vorliebe des Guten, das sie wahrgenommen hat, sie wendet sich von dem Schlechten ab. Wir ehren diese Gesinnung, wenn schon dabei die Gefahr nahe liegt, in das Beschränkte, Philisterhafte zu gerathen. Auch ist sich die Verfasserin dieser Gesinnung etwas zu sehr bewußt und gefällt sich in ihr, im Gegensatze zu denjenigen Personen, die nicht so sind wie sie. Deßwegen können wir uns einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren, wenn bisweilen, bei dem Stolz auf ein so gemäßigtes, ordentliches, gegen allen Tadel gesichertes Verfahren, die Schärfe und der Unmuth doch hervorbrechen und sich Luft machen, wo man es am wenigsten vermuthet. So kommt es wohl vor, daß noch lebende Personen, oder in ihren Verhältnissen noch fortlebende verstorbene, bei die-

ser milden Verfasserin schlechter fahren, als sie es von dem schärfsten Autor gewärtigen könnten. Besonders haben die Frauen einen harten Stand und Frau von Stael, Frau von Humboldt und Andere, die auf die Verfasserin keinen guten Eindruck gemacht, können ihr für die Züge, welche sie zu ihren Bildnissen giebt, nicht eben dankbar sein. Doch diese Frauen betrugen sich wenig zuvorkommend gegen Karoline Pichler, — die Scene, wo Frau von Stael zu ihr aus dem Spiegel spricht, ist wirklich einzig — und die Wiener Schriftstellerin und Wiener Bürgerfrau hat ihre Ansprüche und ihr Selbstbewußtsein trotz jeder Andern. Aber auch Dorotheen von Schlegel, ihre gepriesene Freundin, schont sie nicht und stellt sie ohne Noth herbem Tadel bloß; überhaupt sagt sie oft mit unbefangener Naivheit, was die absichtlichste Feindschaft nicht schärfer geben könnte, z. B. wenn sie von Häßlichkeit der Personen spricht, von Weibern, die ihren Männern entlaufen oder doch nicht treu sind.

Doch wir wollen darüber nicht mit der guten Frau rechten! Sie meint es im Ganzen doch sehr gut. Daß sie das Geniale nicht leiden kann, daß ihr das Mittelmäßige, zum Herkömmlichen und Vorgefundenen willig sich Beschränkende, allem Geistesfreien, Schwungvollen, Neugestaltenden vorzuziehen dünkt; daß sie mit der jüngeren Litteratur sich nicht mehr befreunden kann, alles das dürfen wir, die wir bekannt mit ihren Schriften sind, nicht anders erwarten. Auch diese Schriften, obschon höchst ehrenwerth, stehen nicht in der Reihe der genialen Produktionen, welche in neuester Zeit so reich hervorgetreten sind; das Talent aber, welches in jenen

sich darthut, und die Würde und Kraft, mit der es von der edlen Verfasserin gehandhabt worden, wären manchem genialen Fluge, der sich über sie erhebt, als sichernde Begleitung zu wünschen! —

Diaries and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury. Edited by his Grandson. London, 1844. 4 Vols.

An geschichtlichen Memoiren sind nächst den Franzosen unstreitig die Engländer die reichste Nation, und man könnte sich hierüber fast wundern, da grade sie jener Ueberlieferungsart am wenigsten bedürftig scheinen. Wo das Staatsleben in großen öffentlichen Formen sich bewegt, da kann die Geschichtschreibung auf der Hauptstraße frei wandeln, und braucht nicht auf Nebenwege bedacht zu sein; das ganze Gewebe der Ereignisse und der Antheil jedes Werkthätigen liegt hier vor Augen, jedem wißbar und erforschlich, und niemand ist darauf zurückgewiesen einzig den Faden seines persönlichen Lebens abzuspinnen. Deßhalb sehen wir auch bei den Griechen und Römern, so lange die Freiheit herrschte, so lange der Staat wesentlich das Oeffentliche war, die herrlichsten Geschichtbücher, aber Weniges, was unsern modernen Denkwürdigkeiten entspricht, denn die Schriften von Xenophon und Cäsar, welche man hier anführen möchte, treffen doch nicht eigentlich in die Mitte dieses Faches. Die Geschichtschreibung verstummt dagegen ganz und gar, oder muß sich auf todtes Aufzeichnen äußerer Vorfälle beschränken, wenn Gewalt und Willkür die Macht ausüben. Doch die Wirklichkeit zeigt nicht immer so scharfe

Gegensätze, sie vermittelt solche durch gemischte Zustände. Wo nun ein lebhaftes vielfach gebildetes Volk schon im Besitz einiger Freiheit ist und nach mehrerer ringt, aber gleichwohl den Druck noch trägt, wo das Bedürfniß empfunden wird, anstatt befohlener Scheinbilder und vorgeschriebener Zeugnisse die lebendige Wahrheit festzuhalten, inmitten verwirrender Ungerechtigkeit dem eignen Leben das rechte Andenken zu sichern, da eröffnet sich das reiche Feld der Memoiren, und ein nicht geringer Theil des Geistes und der Talente der Nation wird auf ihm sich ansiedeln. Denn um Geschichte im Allgemeinen zu schreiben, ist Uebersicht des Ganzen und Erforschung aller Theile nöthig, was unter den angedeuteten Verhältnissen selten möglich ist; sein eignes Leben aber und was sich mit demselben verknüpfte, hat jeder zu Gebot, das läßt sich mit gültigem Anspruch auf Glauben mittheilen. In diesem Fall waren lange Zeit vorzugsweise die Franzosen, und, wie es ihre besondere Gabe ist, allen Zuständen, die sich ihnen darbieten, leicht das Angenehme und Vortheilhafte abzugewinnen, so haben sie es auch in diesem Fall gethan. Ein Schatz denkwürdiger Mittheilungen, aus allen Ständen und Lebensgebieten, in den mannigfachsten Formen und Tonarten, ist von ihnen zu Tage gefördert, eine unmittelbare Darstellung ihrer selbst, wie die eigentliche Geschichtschreibung sie nicht geben kann, und die Dichtkunst sie nur in bildlicher Nachahmung wiedergiebt. Die Aufzählung des Vortrefflichsten in diesem Schatz würde hier viel zu weit führen, doch glauben wir sagen zu können, daß Schriften gleich den Memoiren von Retz und Saint-Simon und den Briefen der Sevigné — denn auch diese gehören in die Reihe — sich

bei keiner andern Nation finden. Wie recht wir aber thun die Erscheinung dieser eigenthümlichen Litteratur nicht auf die litterarischen Anlagen allein, sondern auch auf den politischen Zustand des Volkes zu beziehen, dafür spricht heutiges Tages die Wahrnehmung, daß die eigentliche Blüthezeit der französischen Memoiren vorüber ist, in demselben Maß vorüber, in welchem die Franzosen ihr Staats- und Volksleben zur Freiheit und Oeffentlichkeit durchgekämpft haben. Wenn Geschichtbücher wie das von Louis Blanc erscheinen können, wenn schon die allernächste Vergangenheit öffentlich so Rede stehen muß, dann ist für persönliche Denkwürdigkeiten nur noch ein kleiner Spielraum übrig, ihre besten Bestandtheile sind schon vorweg zu wirklicher Geschichtschreibung verarbeitet.

Hiernach ist der Reichthum der Engländer an Memoiren allerdings nur als ein Ueberfluß ihres öffentlichen Lebens zu betrachten, keineswegs als ein Ersatz desselben. Daher auch kein so heftiger Drang nach ihnen Statt findet, noch eine so große Rückwirkung von ihnen auf die Nation. Der edle Eifer und die fleißige Sorgfalt, welche der Engländer den Angelegenheiten des Vaterlandes zuwendet, kommt auch der Geschichte desselben zu gut; kein Theil derselben ist ihm unwichtig, kein Umstand zu klein, alles und jedes wird auf das genaueste erforscht, geprüft, festgestellt, neben dem Staat gilt auch die Provinz und Stadt, die Familie mit ihren Auszeichnungen, die ja meistens mit denen des Staatslebens eng verflochten sind, alles dieß wird in aristokratischer Pietät eifrig zusammengefaßt. Der Engländer hat daher in seinen Memoiren weniger seine Geschichte, sondern mehr deren persön-

lichen Bezug und Schmuck, das Zurückgehen auf das genaueste Einzelne, zur Befriedigung des allerbesondersten Antheils. Hiemit steht in nahem Zusammenhang, daß ein großer Theil schätzbarer englischer Memoiren gar nicht gedruckt ist, sondern handschriftlich als Familienbesitz aufbewahrt wird, nicht weil irgend eine Besorgniß oder Scheu die Veröffentlichung hindert — wie dieß in Frankreich so häufig der Fall war — sondern weil das Dasein innerhalb des engern Kreises genügend erscheint, und der Zeit überlassen wird, ob sie dringenden Anlaß zur Mittheilung einst darbieten mag.

Zwischen französischen und englischen Memoiren zeigt sich aber noch ein anderer Unterschied, der nicht übersehen werden darf. Die französischen geben in der Regel einen fortlaufenden, lebhaft und beredt ausgearbeiteten Text, der sich anmuthig lesen läßt, der die Aufmerksamkeit spannt, Gemüth und Einbildung bewegt, und dem allenfalls am Schluß die nöthigsten Beweisstücke beigefügt werden. In den englischen Memoiren herrscht die Neigung vor, die urkundlichen Stücke als Hauptsache zu behandeln, amtliche Schriften, Depeschen, Briefe, oder auch Tagebücher, ausführlich mitzutheilen, und diese durch einen nüchternen Text nur nothdürftig zu erläutern, zu verbinden. Für die wissenschaftliche Kenntniß ist diese Weise unstreitig gewinnreicher, sie gibt festen Anhalt und Sicherheit, aber begreiflich ist dabei weniger Lebendigkeit und Vergnügen; selten auch findet sich der Stoff so gründlich und ausreichend verarbeitet, wie Mignet dieß mit den musterhaften Depeschen des Chevalier de Gremonville, und wie bei uns der Verfasser der Schulenburg'schen und Asseburg'schen Denkwürdigkeiten es gethan.

Zu den wichtigsten urkundlichen Memoiren der Engländer gehören ohne Frage die des Grafen von Malmesbury, welche dessen Enkel zu veröffentlichen angefangen hat. Sie enthalten Auszüge aus den Gesandtschaftsberichten und aus anderm amtlichen Briefwechsel, dazwischen freundschaftliche Briefe, Bruchstücke aus Tagebüchern; bisweilen hat der Herausgebrr auch erläuternde Zwischenworte geliefert. Ein kurzer Lebensabriß macht uns mit dem Mann selbst vorläufig bekannt. James Harris, erster Graf von Malmesbury, wurde geboren im Jahr 1746 zu Salisbury, wo seine Familie von Alters her in Wohlstand und Ansehen lebte. Sein Vater war Parlamentsglied, überdieß ein Gelehrter, der über Sprachwissenschaft geschrieben, dazu ein großer Musikliebhaber, und als solcher ein Freund von Händel, der ihm alle seine Opern in der Handschrift vermachte. Unter solchen Umständen genoß der junge Harris eine günstige Erziehung, welche ebenso seinem Gemüth als seinem Geist förderlich wurde. Nachdem er in Oxford drei Jahre studirt und noch ein Jahr in Holland auf der Universität zu Leyden verbracht hatte, ging er auf Reisen, besuchte aufs neue Holland, dann Preußen, Polen, und zuletzt Frankreich. Im September 1767 begann er seine diplomatische Laufbahn als Sekretair der brittischen Gesandtschaft in Madrid, zeichnete sich als geschickter Unterhändler aus, und wurde hierauf, erst vierundzwanzig Jahre alt, zum Gesandten am preußischen Hof ernannt. Hier blieb er von 1772 bis 1776, kehrte hierauf nach England zurück, heirathete, und ging dann als Gesandter nach Rußland, wo er bis 1782 verweilte, darauf nach England zurückkehrte, aber schon 1784 wieder eine Sen-

dung nach dem Haag annahm; die wichtigen Dienste, welche er hier leistete, hatten zur Folge, daß er zum Botschafter ernannt und zum Baron von Malmesbury erhoben wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz, ließ er sich 1788 im Vaterland nieder, nahm seinen Sitz im Parlament, und stimmte mit Fox und dessen Freunden. Im Jahr 1791 begleitete er den Herzog von York nach Berlin, der sich mit einer Prinzessin von Preußen verheirathete, reiste darauf nach dem Rhein, besuchte nochmals die Schweiz und einen Theil von Italien. Die politischen Ereignisse riefen ihn bald zurück, und ihr Verlauf bewog ihn, im Jahr 1793 sich in Gemeinschaft mit dem Herzog von Portland, Burke, Lord Spencer und andern Whigs an Pitt anzuschließen, worauf ihn dieser auf's neue mit besondern Aufträgen an den Hof zu Berlin sandte, um den König Friedrich Wilhelm wo möglich in dem Bündniß gegen Frankreich festzuhalten. Im 1794 warb er in Braunschweig für den Prinzen von Wallis um die Hand der Prinzessin, und begleitete diese nach England. Zuletzt in den Jahren 1796 und 1797 hatte er zu Paris die schwierigen Unterhandlungen zu führen, welche den Frieden zwischen England und Frankreich bezweckten, doch bei der damaligen Stimmung der Gemüther fruchtlos blieben; seine Bedächtigkeit wurde von den Franzosen hart verspottet, und er wie sein Hof beschuldigt, die ganze Verhandlung nur zum Schein betrieben zu haben, wiewohl das Gegentheil jetzt auch durch französische Eingeständnisse genugsam feststeht. Indeß blieb von dieser fehlgeschlagenen und letzten politischen Sendung Lord Malmesbury's dieser Namen durch die französischen Witzeleien mit einiger Mißachtung behaf-

tet, wenigstens auf dem Festlande, denn in seiner Heimath wurden die großen Talente und die Karakterwürde des ausgezeichneten Staatsmannes niemals verkannt. Er wollte nach dieser diplomatischen Sendung keine andere mehr annehmen, wovon aber der Grund nur in der traurigen Schwerhörigkeit lag, die ihn bald nachher befallen hatte. Doch nahm er an den öffentlichen Angelegenheiten daheim ferner thätig Antheil, wurde 1800 zum Earl oder Grafen erhoben, und blieb mit seinen politischen Freunden Pitt, Dundas, Grenville und Herzog von Portland eng verbunden; nach ihrem Amtsaustritt aber und bei seiner zunehmenden Taubheit zog er sich von den Geschäften völlig zurück. Den durch die Franzosen aus Holland vertriebenen Erbstatthalter Prinzen von Oranien und dessen Familie nahm er als hohe Ehrengäste dauernd bei sich auf. Auch liebte er, so sehr sein Gebrechen ihm dabei hinderlich wurde, noch geselligen Umgang, und sah mit Vergnügen die jungen staatsmännischen Talente Canning's, Palmerston's und Andrer hervortreten. In den letzten zehn Jahren scheint er sich vorzugsweise mit frommen Betrachtungen beschäftigt zu haben, und schrieb auch in diesem Sinne ein Tagebuch. Er starb ohne Krankheit an Altersschwäche, den 20. November 1820, im fünfundsiebzigsten Lebensjahr.

Zeigen schon diese äußern Umrisse einen bedeutenden Mann, der an der Geschichte seiner Zeit wirksam Theil genommen, so läßt uns der Einblick in die hier mitgetheilten Papiere nicht zweifeln, daß wir einen Diplomaten ersten Ranges vor Augen haben — einen Diplomaten, in welchem sich die größten Talente und die höchste Würde eines so häufig durch das Gegentheil beider ent-

weihten Berufes glücklich vereinigen. Er ist durchdrungen von Liebe zu seinem Lande, von Ehrfurcht und Anhänglichkeit für dessen Häupter, folgt mit Eifer und Sorgfalt seinem Dienstberuf, dem er willig jedes Opfer bringt, weniger aus persönlichem Ehrgeiz, als aus Pflichtgefühl, und weil er seinem Lande Nutzen zu bringen hofft. Sein schönes Aeußere und seine edle Haltung machen den besten Eindruck, sein freundliches, nicht andringendes, aber feines und festes Benehmen gewinnt Achtung und Zutrauen, im Geschäftsverkehr ist er ehrenhaft, meidet Arglist und Zweizüngigkeit, durchschaut und bekämpft Ränke, ohne sich mehr als dringend nöthig in sie einzulassen. Ebenso geschickt und angenehm wie nach außen wirkt er auch nach innen zurück; er ist gewissenhaft in Befolgung der empfangenen Vorschriften, liefert die reichsten und brauchbarsten Angaben, spricht seine Meinungen entschieden aus, ohne auf ihnen zu beharren, unterwirft sich den Einsichten der Höherstehenden, bereitet ihnen keine Verlegenheit, im Gegentheil nimmt jede auf sich, und weiß, bei aller Ruhe und Besonnenheit, erforderlichen Falles kühn zu wagen und selbstständig zu handeln. Dabei schreibt er leicht, klar, mit scharfer Bestimmtheit, und nicht ohne Anmuth. Dieser Verein der größten diplomatischen Vorzüge ist jedoch kein bloß äußerlich Angeeignetes, sondern beruht auf tiefer sittlichen Grundlage. Schon in frühen Jahren sehen wir ihn erfüllt von ächter Ehrliebe, von menschenfreundlichem Edelsinn, aller Unsitte abhold, dem Laster feindlich. Er läßt sein Urtheil, wenn er dasselbe auch gar oft unterdrücken muß, doch nie bestechen, in der Sicherheit des Vertrauens spricht er seinen Unwillen scharf aus, und weder Schmeichelei noch

andere Lockungen verändern seinen Sinn. Nur Ein Augenmerk hat er, die großen Anliegen, die ihm vertraut sind, nicht zu gefährden, das Wohl seines Landes unter allen Umständen zu fördern, da muß er freilich mit Schlechtem und Niedrigem zu thun haben, aber nur soweit der sittliche Takt die Weltklugheit auszudehnen gestattet, und nie haftet der Schmutz an ihm. Nie Englands Vortheil vergessend und stets der eignen Würde eingedenk, übt er seinen Beruf auf dem Weltschauplatz mit nachhaltiger Kraft; sein unzerstreuter Blick faßt Menschen und Verhältnisse klar und sicher auf, seine Beurtheilung ist das Ergebniß ruhiger und reifer Prüfung, sein thätiges Auftreten hat Wärme, Gewandtheit, Zuversicht, bisweilen die größte Kühnheit, sein Geist hat die reichsten Hülfsmittel, die feinste Beweglichkeit. Von außen diesen rüstigen Diplomaten betrachtend, konnte Mirabeau ihn bezeichnen als „cet audacieux et rusé Harris, qui veut à tout prix faire sa fortune, et enferrer dans un accès de fougue sa nation plus habile que sage“, während Talleyrand, mit mehr Erwägung des Innern, von ihm gegen den Neffen sagte: „Je crois que lord Malmesbury était le plus habile ministre que vous aviez de son temps; c'était inutile de le devancer; il fallait le suivre de près. Si on lui laissait le dernier mot, il avait toujours raison.“ Doch der thatsächliche Erfolg ist auch durch solchen Verein von Gaben nicht jedesmal verbürgt! Die Arbeiten der Diplomaten sind allzu oft von Umständen abhängig, an denen jede Kraft zerbrechen muß, oder die außer allem Bereich liegen. Auch Lord Malmesbury sah mehrmals seine Anstrengungen fruchtlos bleiben, ohne daß seinen Eifer oder seine Geschicklichkeit

deßhalb ein Vorwurf treffen dürfte. Seine schwierigste Stellung war in Sankt-Petersburg, die glänzendste und erfolgreichste im Haag; die wenigste Befriedigung scheint ihm seine Gesandtschaft am Berliner Hof gewährt zu haben, er behielt seitdem für immer einen Widerwillen gegen Preußen, den großen König und seine Nachfolger.

Wir wollen uns diesen letztern Umstand nicht irren lassen, sondern dankbar annehmen, was uns übrigens Werthvolles dargeboten wird. Der Geschichtsforscher empfängt hier reiche und wichtige Beiträge zur genauern Kenntniß der politischen Verhältnisse in den letzten dreißig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts; manche willkommene Aufschlüsse werden gegeben, die Höfe und Kabinette durch meisterhafte Schilderungen vor Augen gestellt, die Menschen oft durch Züge von unwidersprechlicher Wahrheit nach dem Leben gezeichnet. Das englische Verhältniß wird in seinen Antrieben, Absichten und Mitteln vollkommen klar, sofern dieß alles in den ordentlichen Geschäftsgang fällt und in ihm verarbeitet wird. In Betreff anderer Verhältnisse, wo fremde Betheiligung eintritt, fremde Gesichtspunkte, Meinungen, Interessen zu beachten sind, dürfte vergleichende Prüfung wohl bisweilen andere Bilder und Urtheile bedingen, als der sonst umsichtige Engländer sie liefert, welcher in seinem Recht ist, wenn er sich lediglich an die eine, seinem Geschäft entsprechende Seite hält. Wir dürfen an diesem Ort nicht auf einzelne Erörterungen dieser Art eingehen; künftige Bearbeiter der einschlägigen Geschichtszeit werden oft genug dazu veranlaßt sein. Nur über die Berichte aus Berlin erlauben wir uns einige gegnerische Bemerkungen, zu denen man uns das Recht wohl zugestehen wird.

Dieser Abschnitt ist unsres Erachtens der schwächste und wenigst befriedigende des ganzen Buches. Die Depeschen und Briefe zeigen auf allen Seiten Mißbehagen und Fremdheit, die auch aus der Lage der Dinge leicht begreiflich werden. Das Kabinet des Königs ist undringlich, ein Hof wie gar nicht vorhanden, die Gesellschaft abgeschlossen, die Sitten locker; alles dieß kann dem jungen Gesandten nicht gefallen; noch mehr aber verdrießt ihn, daß er auf dem wichtigen Posten für seine Zwecke nirgends einen Ansatz findet, daß alle seine Aufmerksamkeit und Beeiferung nichts ausrichten, und daß der Stand der Sachen, den der König mit aller Ueberlegenheit seines Geistes und Ansehens begründet hat, sich unerschütterlich behauptet. Das strenge Geheimniß, welches über allem politischen Betriebe waltet, so daß oft die Minister selber nicht wissen, was im Werke ist, dabei die Gewißheit, daß immerfort Wichtiges vorgeht und jeden Augenblick Entscheidendes ausbrechen kann, diese Ausgeschlossenheit von allem, was sonst der Diplomaten Element ist, macht die Verzweiflung fast aller Gesandten, die wir an Friedrich's des Großen Hof sehen. Hiezu kommt, daß der König auch in seinen andern Beziehungen, als Mensch und als Herrscher, den meisten Betrachtern als ein wunderbares Räthsel erscheint, das sie anstaunen und fürchten, und mit ihren unzureichenden Mitteln vergebens zu erklären suchen. Die großen Eigenschaften konnte man nicht läugnen, aber man freute sich auch kleine zu finden, und dachte jene durch diese, wo nicht aufzuheben, doch zu schwächen. Verkleinerungssucht und Gehässigkeit lauerten dicht in der Nähe des Königs, und beuteten jeden Vorfall aus, der einer Mißdeutung

fähig war. Die Widersprüche von Härte und Milde, von Sparsamkeit und Verschwendung, von Willkür und Gesetzlichkeit, welche sich oft genug wahrnehmen ließen, machten auch edlere Seelen leicht irre, und den König in seinem ganzen Dasein zu begreifen und anzuerkennen, war wohl nur wenigen seiner Mitlebenden vergönnt. So ging es auch dem jungen Harris, der, wie begabt auch übrigens, doch keineswegs reif war den großen König in seinem Wesen zu fassen und zu würdigen, ihn im Zusammenhang mit seinem Volk und als den Träger seines Zeitalters anzuschauen. Diese Unreife zeigt sich fast auf jeder Seite dieser Berichte, überall drängt sich das Einzelne, das Aufgeraffte, das Unzuverlässige vor, sehr oft das Falsche oder doch Entstellte. Selbst äußerlich offenbart sich das Mangelhafte, die Namen sind selten richtig geschrieben, die Nachrichten meist dürftig, kleinliche Hofanekdoten nicht verschmäht. Wir wollen dem edeln Engländer, der, auch wo er ungerecht tadelt, noch immer ehrenwerthe Gesinnung zeigt, keinen zu großen Vorwurf daraus machen, daß er Friedrich den Großen nicht so zu würdigen verstanden, wie ihn erst die Nachwelt zu würdigen fähig geworden, und auch diese erst eigentlich durch das große verdienstliche Werk des Professor Preuß, der zum erstenmal diesen ungeheuern Stoff mit treuer Liebe und sorgsamem Fleiß zusammengetragen und gruppirt, und durch seine ausführliche Lebensgeschichte des großen Königs, sowie durch einige nicht weniger schätzbare, dem Hauptwerk zur Erläuterung dienende Nebenschriften, zum erstenmal ein thatsächlich beglaubigtes Bild des Herrschers und des Menschen aufgestellt hat, wie dasselbe vor ihm wohl niemanden in solcher Vollständigkeit bekannt

gewesen ist. Da man in England neuerlich, um ein nachtheiliges Urtheil über Friedrich den Großen zu begründen, wie früher auf den Aufsatz Lord Brougham's, jetzt auch auf diese neubekanntgewordenen Berichte Lord Malmesbury's sich berufen will, so sind wir wohl befugt, gegen diese Zeugnisse Einsprache zu thun, und auf die ächten und reichen Quellen hinzuweisen, aus denen die rechte Kunde dieses Theiles unserer Geschichte zu schöpfen ist.

Das bis hieher Gesagte gründet sich hauptsächlich auf die beiden ersten Bände dieses Werkes, die allein vorlagen, und konnte über deren Inhalt und Gesichtskreis nicht hinausgehen. Seitdem uns aber auch die beiden späteren Bände zugekommen, finden wir dem Ganzen ein noch weit höheres Maß anzulegen, und unser Lob muß mit mächtigen Schritten zu der höchsten hier erreichbaren Stufe hinaufeilen, um nicht hinter dem Buche zurückzubleiben, dessen Werth unstreitig alles in dieser Art bisher Gekannte weit überragt.

Wir kennen in der That kein Werk, das nach Form und Stoff, durch Talent und Gesinnung, in persönlicher wie in sächlicher Hinsicht, so wie dieses geeignet wäre, eine vollkommene Schule des diplomatischen Berufes zu sein. Alles was man früher in solchem Betreff angepriesen hat, muß bei dieser Erscheinung in den Schatten treten. Wir sehen hier den Diplomaten in seiner mannigfachsten Gestalt, in der überall den Aufgaben entsprechenden; als aufmerksamen Beobachter und treuen Berichterstatter; als vorsichtigen und zugleich eifrig thätigen Abgesandten, der innerhalb der ihm gesteckten Gränzen alles Erdenkliche leistet; als muthigen, dem Volkssturme trotzen-

den Kämpfer, der auch in militairischen Anordnungen wirksam ist; als umsichtig besonnenen und würdevollen Friedensunterhändler; als feinen, klarblickenden und gemessen handelnden Hofmann; endlich als edlen Vermittler der im Vaterlande verderblich streitenden Gegensätze, als treuen, uneigennützigen Mitberather und Mitretter in der Noth.

Besonders ist der letzte Band, wo sich uns der Blick in das Innere des englischen Staatslebens eröffnet, und wir die furchtbarste Krisis, die jemals über ein mächtiges Volk verhängt worden, in ihrer ganzen Gefahr aufgedeckt sehen, der Gipfel des ganzen Werkes. Gab es einen Zeitpunkt, wo das Bestehen Englands in Frage kommen, sein Erliegen denkbar sein konnte, so war es der, wo sich im Innern, bei der Geisteskrankheit des Königs und bei unzulänglichen Staatsführern, nur Verwirrung und Schwäche zeigten, von außen aber der gewaltige Angriff eines übermächtigen Feindes und des siegreichsten Kriegshelden drohte. Lord Malmesbury führt uns durch seine hier dargelegte Theilnahme an den vielfachen Berathungen und Maßregeln, welche den Wiedereintritt Pitt's bezweckten, in alle Tiefen dieser krampfhaften Krisis, und ein seltenes politisches Schauspiel entwickelt sich in lebendiger Handlung vor unsern Augen. Nirgends noch ist uns die edle Gestalt Pitt's in solcher Größe und Würdigkeit erschienen, als in diesen sprechenden Zeugnissen jener Tage. Seine Geistesmacht, seine Vaterlandsliebe, die Zartheit und der Eifer seiner Gesinnung, seine großartige Selbstverläugnung beim vollen Bewußtsein seines Werthes, stellen ihn den edelsten Helden aller Zeiten gleich. Auf ihn waren die Geschicke Großbritanniens gelegt. Sein letztes Erfassen derselben,

sein tragisches Untergehen vor deren Entscheidung, geben dem Schlusse dieser Denkwürdigkeiten einen eigenthümlichen Reiz wehmüthiger Erhabenheit.

Samuel Thomas von Sömmerring's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Von Rudolph Wagner. Leipzig, Leopold Voß. 1844. 8.

Dieses bedeutende reichhaltige, für die deutsche Gesammtlitteratur so wichtige als erfreuliche Buch verdankt seine Entstehung dem trefflichen Unternehmen, zu welchem sieben würdige Fachgenossen Sömmerring's sich vereinigt haben, nämlich der umgearbeiteten und vervollständigten Ausgabe des Werkes desselben vom Bau des menschlichen Körpers. Immer ist es eine edle Selbstverläugnung, wenn Männer, die unter eignem Namen das Treffliche leisten, ihre Arbeit einem fremden Namen aus Pietät widmen, ein fremdes Werk fortführen und ergänzen. Hier aber gesellt sich noch der rühmliche Eifer dazu, außer dem Werk auch den ursprünglichen Verfasser in seinem ganzen Leben und Wirken vor Augen zu stellen — eine Aufgabe, zu der eine nicht geringere und wohl noch seltenere Befähigung erfordert wird, als zu der erstern Arbeit; denn der Darsteller des Menschen muß hier zugleich ein Geweihter der Wissenschaft sein, in welcher die Wirksamkeit und das Verdienst desselben wurzelt, und in diesem Fall sogar ihn weit über dessen eigentliches Fach hinaus begleiten zur allgemeinen litterarischen Theilnahme, zur geselligen und selbst politischen Welt; denn das zeichnet den Mann, von dem wir sprechen, gleich auf's enschiedenste aus, daß er auf seinem eigen-

thümlichen Gebiet an allen Richtungen seines Zeitalters lebendigen Antheil nahm, sie sich anzueignen und auf sie einzuwirken verstand. Wie glücklich diese Aufgabe gelöst worden, davon wird sich der Leser dieses Buches leicht überzeugen, und dem würdigen Darsteller den wohlverdienten Dank nicht versagen.

Wir werden gleich anfangs auf den Boden der Geschichte geführt, und von der Stufe, auf welcher Sömmering seine Wissenschaft fand, über diejenigen hinweg, welche er selber sie zurücklegen ließ, bis zu denen geleitet, welche nach ihm erstiegen worden. Bei einer so für sich stehenden, und meist abgesondert betriebenen, auch dem allgemeinen Sinne wenig annehmlichen Wissenschaft, wie die zergliedernde Naturforschung einmal ist, waren hierbei nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden, denn hier besonders ist der Fachgelehrte gewohnt, sich streng in seinem Kreise abzuschließen und das Heraustreten in freiere Mittheilung zu scheuen.

Ueber die Eigenthümlichkeit des deutschen Gelehrtenwesens und sein Verhältniß in nationaler Beziehung haben wir an anderm Orte, bei Gelegenheit des Lebens und Briefwechsels von Schlözer, einige Bemerkungen aufgestellt, auf welche wir uns berufen dürfen. Hier sehen wir abermals einen deutschen Fachgelehrten, der im Gebiete seiner besondern Wissenschaft als ein Erster und Vortrefflichster anerkannt ist, und als solcher der ganzen Welt angehört, eben dadurch aber, und noch mehr durch seinen lebendigen Geist und sein frisches Herz, durch rege Theilnahme an allen vielfachen Entwicklungen, welche das Vaterland in sich hegt, recht eigentlich dem Leben der Nation verknüpft ist.

Sömmerring, geboren zu Thorn am 18. Januar 1755, war der Sohn eines angesehenen Arztes daselbst, und Beispiel wie eigner Sinn bestimmten ihn, dem Beruf des Vaters zu folgen. Er bezog wohlvorbereitet in seinem neunzehnten Jahre die Universität Göttingen, und legte hier den festen Grund zu seiner nachmaligen Berühmtheit, die schon an dem Studenten merkbar wurde. Nach einem Ausfluge zu Petrus Camper in Holland, zu John Hunter in England und zu Alexander Monro in Schottland, kehrte er in die Heimath zurück, wurde Professor der Anatomie in Kassel, darauf in Mainz, lebte dann einige Zeit als Arzt in Frankfurt am Main, dem Geburtsort seiner Frau, ging darauf als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach München, und zog sich in späteren Lebensjahren wieder nach Frankfurt zurück, wo er am 2. März 1830 eines sanften Todes starb. Dieß sind die äußern Umrisse eines innerhalb dieser Schranken vielbewegten, vielthätigen Lebens, welches ungeachtet der Unruhen und Stürme, von denen in jenem Zeitabschnitt jedes einzelne Leben erschüttert und wohl auch zerrüttet und zerstört wurde, ungeachtet des frühen Verlustes einer geliebten und herrlichen Gattin, ungeachtet so mancher Bedrängnisse und Entbehrungen, durchaus zu den glücklichen gezählt werden muß. Solch inneren Halt und kräftigen Trieb gewährt das wahre Leben der Wissenschaft, aufgenommen von einem freien Geist, von einem liebenswürdigen edlen Herzen, gepflegt von nie versiegendem Fleiß und Eifer in unzweifelhaftem Beruf! Ihm wurde nach fünfzigjähriger Arbeit durch die feierliche Huldigung der gelehrten Welt, und man kann sagen durch die des ganzen Vaterlandes, das schönste

Zeugniß eines wohlangewandten Lebens sichtbar dargebracht, das selige Bewußtsein bestätigt und erhellt, Gutes in Fülle gewirkt zu haben. „Da hatte der ehrwürdige Greis, erzählt unser Buch, nur noch Einen Wunsch, den er dem geliebten Sohn anvertraute, ihm fehle nichts als ein sanfter Tod, um vollkommen glücklich auf dieser Erde gewesen zu sein. Die gütige Vorsehung erhörte auch diesen Wunsch.“ Bis kurz vor seinem Ende blieb er regsam und thätig, und als die Kräfte sanken, äußerte er keine Klage noch Unruhe, sondern sagte wohl gar: „Mir ist himmlisch zu Muthe!“ Sanft schlafend, von der Sonne beschienen, ohne allen Kampf und Schmerz, hörte er plötzlich zu athmen auf.

Seine Arbeiten und Verdienste als Naturforscher zu erörtern oder nur aufzuzählen, ist nicht dieses Ortes. Wer sich hiervon näher unterrichten will, wird alle wünschenswerthe Belehrung in dem Buche selbst finden. Aber den geistigen Verbindungen und litterarischen Verhältnissen des herrlichen Mannes müssen wir einige Worte widmen.

Aus mehr als sechstausend Briefen, die sich unter etwa sechshundert Personen vertheilen, finden sich hier nur ungefähr zweihundert und vierzig von einigen und zwanzig Personen, unter denen aber Goethe, Herder, Friedrich Heinrich Jacobi, Johannes von Müller, Lavater, Fürstin Galitzin, Heyne, Georg Forster, Merck, Blumenbach, Petrus Camper, Heinse, lauter helle Sterne aus jener so sternenreichen Zeit, deren Licht noch in mannigfachem Schimmer zu der unsrigen herüberstrahlt! Und welche Verschiedenheit der Gestalt und Richtung, der Sinnesart und des Talents! In Wahr-

heit, ein kleines Parlament, in welchem ein guter Theil deutscher Geistesbildung sich würdig vertreten findet! Rechnen wir hinzu, daß Sömmerring auch mit andern Männern und Frauen ersten Ranges in lebhaftem Verkehr gestanden, mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, Schlieffen, Montgelas, Schelling, Gall, Savigny, mit Frau von Stael, mit dem Brentano'schen Hause in Frankfurt, mit den damaligen Berliner Größen, mit denen in Wien, mit den edelsten Fürstlichkeiten jener Zeit, von Kaiser Joseph dem Zweiten an, dem Kurfürsten von Mainz, den Herzogen von Weimar und von Meiningen, bis zu dem unglücklichen Dalberg hinab, so können wir nur erstaunen über die Zahl und Bedeutung der Fäden, welche dieses Lebensgewebe bilden oder durchziehen.

Von den vielen Briefschaften sind nur die Goethe'schen vollständig aufgenommen, worin wir des Herausgebers richtige Einsicht und sichern Takt beistimmend anerkennen. „Es liegt, wie mir scheint — sagt er — entschieden in dem Bedürfniß der Nation, mit diesem Heros vollständig und nach allen Seiten seiner Erscheinung und geistigen Bewegung fertig zu werden." Alle diese Briefe haben eine edle Haltung, einen ernsten Sinn, und gewähren, wie alles was von ihm ausgegangen, einen wohlthuenden Blick in den reinen Kern seines Gemüths; der Brief, welcher von Sömmerring's Schrift über das Organ der Seele handelt, ist ein Muster antheilvollen Eingehens und würdiger Aufrichtigkeit, wo sogar Widerspruch und Tadel nur neue Beweise von Anerkennung werden. Nächst den Briefen von Goethe sind die von Georg Forster, Jacobi und Heyne am reichlichsten

mitgetheilt. Jacobi erscheint auch hier als der gefühlvolle, sittliche, scharfdenkende Philosoph, der auf seine Person und Gedanken etwas hält; Heyne zeigt sich als der tüchtige, umschauende Gelehrte, in welchem das Talent und der Muth eines Staatsmannes unermüdlich für die Universität Göttingen thätig sind, während sein Eifer das Gedeihen der Wissenschaft überhaupt und des Gesammtvaterlandes nicht aus den Augen läßt; am stärksten doch fühlen wir uns durch Georg Forster angezogen, der hier die ganze Liebenswürdigkeit seines edlen Wesens entfaltet, und durch den Geist und die Gesinnung, welche ihn damals unglücklich der Fremde zuführten, nur um so inniger dem spätern Vaterlande wieder angehört, das er nicht erlebt hat. Welch ein herrlicher Mensch war dieser! Wie leicht begeistert und verlockbar, und dabei doch wie klar und fest! Seine Briefe müssen aber als ein Ganzes gelesen werden, die hier gegebenen mit den früher gedruckten zusammen; diejenigen, in welchen seine politische Verzweiflung doch noch Vertrauen und Muth für die Zukunft ausspricht, sind der schönste Ausdruck seiner hohen Seele. Zu den werthvollsten Briefen der Sammlung, besonders auch in Bezug auf Sömmering, sind noch die Briefe von Heinse zu rechnen, von dem wir aus seinen letzten Jahren so wenig haben, und der doch in solchen Ergüssen des Vertrauens sich bedeutender und eigenthümlicher zeigt, als in den Schriften, die er für den Druck ausgearbeitet hat.

Sömmerring knüpfte und unterhielt seine mannigfachen Verbindungen, ohne daß er aus seiner Wissenschaft herausgetreten wäre, und in andern als Liebhaber umhergeschwärmt oder gar gepfuscht hätte, um in äußerlicher

Vielseitigkeit zu glänzen; nein, er gewann diese innerhalb seiner Wissenschaft, und zog die Theilnahme des Philosophen, Historikers, Philologen und Dichters, ja der Gebildeten überhaupt auf seine Wissenschaft hinüber, indem er deren geistiges Leben und allgemeinen Reiz hervorrief, sie in seinem klaren eleganten Latein oder in dem verstandeshellen ungesuchten Deutsch, das jenem Zeitalter eigen war, anziehend behandelte. Wir können nicht leicht ein größeres Lebensgebilde aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durchwandeln, ohne auf geheime Verbindungen zu stoßen. Diese fehlen auch hier nicht. Wir finden Sömmerring und Forster im Anfang der achtziger Jahre zu Kassel mit einem Major von Canitz und andern dortigen Leuten in einem Rosenkreuzerbunde, dem auch Johannes von Müller eine Zeitlang angehörte. Ein Seitengang der Maurerei, scheint dieser Verein zu religiöser Schwärmerei, und unter dieser Hülle zu weltlichen Zwecken mißbraucht worden zu sein. Die Furcht, daß auch Umtriebe der Jesuiten dahinterstecken möchten, bestätigte sich nicht; aber die Ueberzeugung, daß ein falsches Spiel mit ihnen versucht worden, ließ die redlichen Freunde sich von dem Bunde mit Abscheu trennen, was sie freilich nur dadurch bewirken zu können glaubten, daß sie von Kassel, wo sie sich zu sehr umstrickt fühlten, fortgingen. Hiermit verliert sich für uns auch die Spur jenes Vereins.

Außer dem mannigfachen sonstigen Lebensgehalt, der in unaufzählbaren Bildern aus dem trefflichen Buch uns anspricht, erhebt sich darin noch besonders ein großes Geschichtsbild, vor welchem wie vor einem düstern Hintergrunde die persönlichen Ereignisse schweben, und ihre

Richtung und Färbung von dort empfangen. Dieß ist das Bild des deutschen Vaterlandes in seiner Zerrissenheit, in seinem Verfall, seiner Noth. Der leichtsinnig unternommene und schlecht geführte Krieg wider das revolutionirte Frankreich ist nicht der Ursprung der traurigen Geschicke, sondern nur die Prüfung, welche das Unzulängliche, Verwahrloste, Feige in unsern vaterländischen Zuständen zu Tage brachte. Schon vor dem gewaltigen Rückstoß, der uns von Frankreich her traf, wie armselig und wie verderbt war alles bei uns! Einzelne edle Fürsten und Staatsmänner, an denen es nie gefehlt, vermochten nur in ihrem engern Kreise, nicht in's Ganze zu wirken; die Nation war in sich selber vielfach getrennt, von veralteten Einrichtungen belastet, ohne Organ der Fortbildung im Großen, die Litteratur selber mußte sich das eigne Land erst allmählich erobern. Wie nun während des furchtbaren Krieges, in welchem mehr noch die Grundsätze als die Waffen kämpften, die Zerrissenheit, Rathlosigkeit, Unruhe und Noth in Deutschland immer zunimmt, und endlich den höchsten Grad erreicht, das sehen wir in diesem Leben und Verkehr Sömmerring's auf das sprechendste abgebildet. Mit der Einnahme von Mainz durch die Franzosen beginnt die Zerrüttung vieler Verhältnisse, die sich nur mühsam und langwierig, zum Theil nie wieder herstellen. Das Unheil greift sodann mehr und mehr um sich, im Norden wie im Süden, und wird vollendet durch den Fall Preußens. Die Unterdrückung, Schmach, Verarmung, welche Deutschland heimsuchen, der entsetzliche Zustand der Verwilderung und Noth, der an die Stelle höherer Bildung und edlen Aufschwunges tritt, sprechen sich besonders in

des wackern Heyne schmerzlichen Briefen aus, die unser tiefstes Mitgefühl anregen. Und nicht aus dem erliegenden Göttingen allein treffen uns solche Wehrufe, zu gleicher Zeit vernehmen wir aus dem begünstigten München tiefe Klagen, und die von dem edlen Freiherrn von Moll in seinem Briefwechsel mitgetheilten Nothseufzer des sterbenden Johannes Ritter sind schauerlich anzuhören! Spät erst, nach unendlichen Drangsalen, und nach ungeheuern Anstrengungen der sich besinnenden und ermannenden Unterdrückten, erhebt sich das Vaterland wieder, und schreitet seitdem in neuer Gestalt und neuem Geiste, langsam doch sicher, höherem Gedeihen zu. Mögen die jüngern Geschlechter, welche inmitten des bessern Zustandes leben, und die Schmach und Noth nicht gesehen haben, auf deren Bilder mit Ernst und Scheu zurückblicken, und eben so Warnung als Ermuthigung dorther empfangen!

Der hier mitgetheilte Briefwechsel führt uns auch in das innerste Treiben der deutschen gelehrten Welt ein, besonders derjenigen, die sich auf Universitäten und Akademien ansetzt; und wenn Sömmerring und einige andere Hauptgestalten dieses Geschlecht im höchsten und reinsten Glanze darstellen, so ist nicht zu läugnen, daß dagegen eine große Menge anderer berühmter und unberühmter Männer uns dasselbe im schlechtesten Lichte zeigt. Das ist denn im Grunde heutzutage nicht viel anders, wenn auch einige Formen glatter sind. Vieles dieser Art hat der Herausgeber absichtlich unterdrückt, damit das Bild nicht allzugering würde; seine eignen sehr gelungenen Schilderungen wissenschaftlicher Zustände halten sich mehr im Allgemeinen, durch welches das Persönliche

nur durchschimmert, dem Kundigen indeß hinreichend sichtbar. Gleichwohl ist der hier bezeichnete Zeitgang deutschen Lebens an sich so richtig, und hängt durch seine Nachwirkungen so innig mit dem darauf gefolgten Zeitabschnitte zusammen, daß uns eine genaueste und bis in die einzelnsten Bestandtheile dringende Einsicht in diese Bewegungen nur lehrreich sein kann. Mag daher für seinen besondern Zweck der Herausgeber vollkommen genug gethan und uns durch seine Gabe zu dem wärmsten Danke verpflichtet haben — für die Litteratur überhaupt dürfen wir aus dem reichen Schatze neue und größere Mittheilungen wünschen, und wir hoffen, daß sie nicht versagt bleiben werden. Wir sind im Voraus versichert, daß etwaige üble Eindrücke sich durch ebensoviel oder mehr gute ausgleichen.

Es muß noch erwähnt werden, daß der Lebensbeschreibung Sömmerring's ein schönes Bildniß beigefügt ist, in dessen Zügen derselbe Karakter, den wir aus der Erzählung und den Briefen aufgefaßt haben, sich treu wiederspiegelt.

Ein Wort über Humboldt's Kosmos. Berlin, den 9. Mai 1845.

— Alle Welt liest mit Begierde den eben erschienenen ersten Theil von Humboldt's Kosmos, und beschäftigt sich mit dessen mächtigem Inhalt, den freilich in aller seiner reichen Mannigfaltigkeit ganz zu bewältigen nur wenige Leser berufen sein können; jeder aber nimmt sich, wie von der Welt und dem Leben selbst, sein bescheiden Theil, und das Buch ist so eingerichtet, daß niemand leer ausgehen kann. Der erste Eindruck ist allgemein

Staunen und Bewunderung; die Macht der Schöpfung entfaltet sich hier in dem gedrängtesten Gemählde, Stoff reiht sich an Stoff, Bild an Bild, Fülle stürzt auf Fülle, und der unendliche Reichthum überstürzt dergestalt Sinn und Gemüth, daß der Beschauer fortgerissen wird, und bisweilen innehalten muß, um wieder zu Athem zu kommen. Daß eine streng wissenschaftliche Haltung sich mit so zu sagen dithyrambischer Wirkung verbindet, ist wohl noch nie da gewesen, und war nur dem wissenschaftlichen Künstler möglich, der hier den Ertrag eines langen arbeitvollen und begeisterten Lebens den Mit- und Nachlebenden in einem Meisterwerke darbietet. Die eigenthümliche Schönheit und Lebendigkeit der Form giebt dem Werk einen Reiz und eine Kraft, welche selbst in denjenigen Gegenständen durchbrechen, wo sonst nur Zahl und Maß ihre kalten Thatsachen zu bringen pflegen. Wer das Glück gehabt hat, vor achtzehn Jahren hier die Vorträge Humboldt's auf der Universität, und demnächst die für Hof und Stadt in der Singakademie gehaltenen, mit anzuhören, wird lebhaft durch das Buch an jene geistbeseelten Stunden erinnert; und dennoch ist dasselbe von jenen Vorträgen sehr verschieden, es verhält sich zu denselben wie gediegene Redaktion zu glücklicher Improvisation. Von dem Inhalte — gesteht der edle Verfasser gern und ausdrücklich ein — wird die Folgezeit manches berichtigen, anderes ganz beseitigen; niemand wünscht eifriger den Fortschritt der Wissenschaft, niemand giebt williger das Unhaltbarbefundene, das Ueberstiegene auf, als er selbst, der große Forscher und Mitkämpfer, der in seinem erfahrungsreichen Leben wie politische so auch wissenschaftliche Revolutionen genug

durchgemacht, um zu wissen, wie nur derjenige Boden sicher ist, auf welchem man weiterschreitet, nicht der, auf dem man sich niederläßt. Aber mag der Stoff in der Folge gesichtet werden, sich anders ordnen, und neue Gebilde aufnehmen, dieses Buch wird darum nicht veralten, sondern fortleben durch seine Kraft des Ueberblicks, durch die Schönheit seiner Form und den Schwung seiner Gedanken, welche den Kern der physischen Welt mit der höchsten Blüthe der geistigen innig verknüpfen; in Alexanders von Humboldt oft so überraschenden Bemerkungen über Sprache, Geistesentwickelung, Gesittung und Seelenwirkung, glauben wir bisweilen auch Wilhelm von Humboldt noch fortleben zu sehen. Das Werk ist dem König mit einfachen und innigen Worten zugeeignet, eine Pietät, die dem in seiner Art einzigen Verhältnisse des großen Gelehrten und des geistvollen Herrschers würdig entspricht, und beide Betheiligten wahrhaft ehrt.

Bei Gelegenheit der Ankündigung einer Ausgabe von August Wilhelm von Schlegel's sämmtlichen Werken.

(Aus einem Briefe.)

Berlin, 26. Sept. 1845.

Ich habe den Katalog der von August Wilhelm von Schlegel hinterlassenen Büchersammlung durchgesehen und finde gleich Ihnen die Sorgfalt sehr zu loben, mit der er angefertigt worden. Er zeichnet sich besonders auch durch die dankenswerthen Zugaben aus, die hier gar nicht zu erwarten waren, und daher um so angenehmer überraschen, nämlich durch ein Bildniß des Verstorbenen

und durch die Liste seiner sämmtlichen Druckschriften. Der Verfasser des letztern Verzeichnisses, der sein allerdings mühsames und von großen Schwierigkeiten bedrängtes Geschäft mit umsichtigem Fleiße wacker durchgeführt hat, gesteht gleichwohl, daß seine Arbeit noch keine völlig abgeschlossene sei. Das darf uns nicht wundern bei einem Schriftsteller, dessen langes Leben eine Reihe von Wanderungen und Schicksalswechseln und dessen litterarische Thätigkeit während eines mehr als funfzigjährigen Zeitraums in den mannigfachsten Formen und Sprachen den verschiedenartigsten Gegenständen und Richtungen gewidmet war. Er selbst, wie hier versichert wird, besaß nicht mehr alle seine Drucksachen in ihrer ersten Gestalt, manche mochten sogar seinem Gedächtniß entschwunden sein. Ueberhaupt sind die Schriften aus dem Anfange der romantischen Schule jetzt schon selten zu finden und dem heutigen Geschlechte fast unbekannt; wer kennt z. B. das „Athenäum", diese Zeitschrift, wo die kühnen Hauptstreiche der litterarischen Revolution gethan wurden, zu welcher damals beide Schlegel und ihre Frauen, Schleiermacher, Novalis, Tieck, Bernhardi und einige Andere vereinigt waren? Oder wer weiß jetzt von dem Eindruck und Erfolg der von August Wilhelm Schlegel in Berlin 1801—4 gehaltenen Vorlesungen? In gewissen Blättern las ich vor kurzem, diese Vorlesungen, gehalten in einer Zeit, wo Berlin eine seiner dürrsten Perioden gehabt, seien unbedeutend und erfolglos, der ganze Aufenthalt ein unfruchtbarer gewesen! Größere Unkunde, sowohl der damaligen geistigen Zustände Berlins als der Bedeutung und Wirksamkeit der Schlegel'schen Vorträge kann nicht an den Tag gelegt,

ein geschichtlicher Bestand nicht unrichtiger aus willkürlicher Einbildung abgeurtheilt werden! So las ich vor einiger Zeit irgendwo die aus halbem Hinhören und irrem Vermuthen entstandene Behauptung, Ludwig Tieck sei in seiner frühesten Zeit mit Friedrich Nicolai und mit dessen Aufklärerei verbunden gewesen! Er hatte den von seinem Vater in Grundsätzen und Lebensweise sehr abweichenden Sohn Karl August Nicolai zum Verleger, das ist alles! Doch an solchen einzelnen Mißgriffen ist nicht viel gelegen; nur bleibt es zu bedauern, daß ein so naher und wichtiger Abschnitt unserer heimischen Entwickelungen schon so vergessen sein kann; ein jüngeres Geschlecht hätte für seine Kämpfe dort manche schwer durchdringliche Rüstung finden können.

Auf unser Verzeichniß zurückzukommen, so muß ich bemerken, daß ich demselben einstweilen nur wenig hinzuzufügen weiß, dagegen mehreres wegzulassen finde. Einige Gedichte mögen noch, hier und dort an unscheinbaren Orten gedruckt, stehen, ein paar Erklärungen und Anzeigen aus den Reisejahren sind gewiß noch aufzufinden; erheblicher und bestimmter aber ist der Aufsatz anzuführen: „Ueber einige tragische Rollen, von Frau von Staël dargestellt. An Madame Bethmann, geb. Flitner.“ Derselbe beträgt 38 Seiten, ist von „Genf im April 1806“ mit „A. W. Schlegel“ unterschrieben und steht im „Berlinischen Damenkalender“ auf das Jahr 1807; ebendaselbst findet sich das Gedicht „An Ida Brun“, elf sechszeilige Strophen auf vier Seiten, nebst einer Vorbemerkung in Prosa von drei Seiten. Neben diesem Zusatze finden aber mehrere Ausweisungen statt.

Unter dem J. 1798 muß der schon durch ein Fragezeichen als unsicher vermerkte Aufsatz im „Athenäum“: „Ueber Goethe's Meister“, unzweifelhaft wegfallen, derselbe ist ganz bestimmt von Friedrich Schlegel. Bei den ebenfalls im „Athenäum“ abgedruckten „Fragmenten“ sagt das Verzeichniß, sie seien zum kleinern Theil von August Wilhelm, und beruft sich auf die später von dem Verfasser in die „Kritischen Schriften“ aufgenommenen. Jedoch ist diese spätere Aufnahme nur als eine Auswahl zu betrachten. Ueberhaupt mag hier eine scharfe Trennung schwer durchzuführen sein, und wie bei den Xenien Goethe und Schiller oft selbst nicht mehr zu unterscheiden wußten, von wem jedes Distichon sei, so war auch in manchen der Fragmente der Antheil nicht nur der beiden Brüder, sondern auch Schleiermacher's in einander geflossen; dieser Letztere war nämlich ihr fruchtbarer Mitarbeiter. Bei einer Prüfung und Sichtung, die wir in Halle 1807 unter Schleiermacher's Augen versuchten, war er dieser Theilnahme gern eingeständig, und konnte sich einige der gewichtigsten, schroffsten und für eine spätere Zeit anstößigen Aussprüche unbedingt beimessen, andere bekannte er als gemeinschaftlich ihm und Friedrich Schlegel angehörig, wie eben die Einfälle und Ausdrücke auf geselligen Spazirgängen, oder in Abendstunden bei Wein und Thee, sich dargeboten und vereinigt hatten; auch half er das Eigenthum der beiden Brüder mit kritischer Vermuthung auseinandersetzen, so weit dieß überhaupt thunlich war; in meinem Exemplar des „Athenäum“ finden sich noch am Rande die Zeichen der damals beliebten Unterscheidung. Ob die „Beiträge zur Kritik der neuesten Litteratur“ im „Athenäum“ ganz von

August Wilhelm herrühren, möchte zweifelhaft sein; bedeutende Stimmen versichern, den Aufsatz habe größtentheils August Wilhelm's Frau, geschiedene Böhmer und geborene Michaelis, verfaßt.

Bei dem J. 1802 kann das Fragezeichen bei dem „Sonett" wegfallen, das Blatt erschien in diesem Jahre wirklich und ich besitze davon den ursprünglichen Abdruck. In demselben Jahre aber kam auch als Gegenstück auf einem ganz kleinen Blatt das „Triolett" heraus.

Die Angabe, August Wilhelm sei Verfasser der in der „Jenaischen Litteraturzeitung" 1806 erschienenen Rezension von „Des Knaben Wunderhorn", ist mir nicht sehr glaublich. Mir fehlt es jetzt an Gelegenheit, die Sache auf's Reine zu bringen. In den „Testimonia auctorum de Merkelio", welche 1806 in Hamburg bei Adolf Schmidt herausgekommen, ist nichts von August Wilhelm, als vielleicht das auch dort nur vermuthungsweise dafür geltende, und in unserm Verzeichniß hier als zweifelhaft angemerkte Schreiben „An den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt". Die im Verzeichniß in Frage gestellten „Variationen" sind von Bernhardi, „Meister und Lehrling" und „An Garlieb Merkel" von Wilhelm Neumann, „Offenbarung" von Adolf Schlesinger.

Im J. 1813 hat August Wilhelm wohl die gesammelten Proklamationen und Kriegsberichte des Nordheers nachträglich herausgegeben, aber schwerlich deren verfaßt. Seine Schreibart gefiel dem Kronprinzen von Schweden nicht, er fand sie weitschweifig und matt, und wies die ihm vorgelegten Entwürfe fast immer zurück. Schlegel selbst zeigte mir einst während des Feldzugs mit Wohl-

gefälligkeit einen Absatz — un passage — den der Kronprinz in eins seiner Bülletins aufzunehmen gewürdigt; wie würde er sich begnügt haben, des Absatzes zu erwähnen, wenn er hätte Aufsätze anführen können! Ich muß also, bis zu näherm Beweise der Aechtheit, die Nummern 60—65 des Verzeichnisses zur Streichung verurtheilen. Was die „Zeitung aus dem Feldlager" betrifft, so hat August Wilhelm keine Zeile dazu gegeben, die Aufsätze, welche wahrscheinlich als die seinigen gemeint sind — in Nr. 1, 2, 3, 15 — habe ich geschrieben, der ich der Redakteur des Blattes und nebst Pfuel der thätigste Mitarbeiter war.

So viel über das Verzeichniß! Meiner alten philologischen Neigung müssen Sie hierbei schon etwas zu gute halten. Es ist aber in der That nicht gleichgültig, ob einem Autor etwas mit Recht, zugeschrieben wird oder mit Unrecht, und ob wir den Umfang seiner Schriftthätigkeit gehörig überschauen. Da grade jetzt eine Ausgabe der sämmtlichen Schriften August Wilhelm von Schlegel's veranstaltet wird, so scheint es zweckmäßig, an die litterarischen Forderungen zu erinnern, zu denen das Publikum berechtigt ist. Man spricht zwar von „Abfällen", die nicht zu den Werken gehören, und ich bin damit einverstanden, daß nicht alles, was jemand geschrieben, für die Oeffentlichkeit bestimmt oder geeignet sein kann: allein niemals darf zu dem Wegzulassenden das schon einmal Veröffentlichte gerechnet werden, auf dieses hat der Autor selbst kein Vernichtungsrecht, noch unterwirft sich die Welt seinem Schwachsinne, wenn er seine vielleicht besten Schriften verläugnet, noch den Rücksichten derer, die an seine Stelle treten und ihn

nicht als den wollen erkennen lassen, der er wirklich war. Nach Virgil's letztem Willen dürfte niemand mit Recht die Aeneis lesen, wir aber vergessen getrost sein Gebot, um sein Werk nur desto freudiger zu bewundern. Wenn man Niebuhr, wenn man Schleiermacher ihre polemischen Schriften nimmt, so entzieht man ihnen ihre kräftigste Wirksamkeit, ihre glänzendste Erscheinung. Wenn Friedrich von Schlegel bei seinen Lebzeiten in Wien seine gesammelten Schriften drucken läßt, so kann er freilich die „Lucinde" nicht aufnehmen, noch seine frühern Aufsätze über Lessing; aber ist Friedrich Schlegel ohne die „Lucinde" und jene Aufsätze noch Friedrich Schlegel? Man sehe auch nur, was diese verstümmelte Herausgabe für Fortgang, für Wirkung gehabt hat! Eben so würde es sein, wenn man bei August Wilhelm zu ängstlich verfahren, seine „Ehrenpforte", seine „Niebuhriana" weglassen wollte. Wir haben vortreffliche Muster der Herausgabe an Luther's, an Lessing's Werken. Diesen Beispielen folge man.

Zwölfter Jahresbericht über das jüdische Waisen-Erziehungs-Institut zu Berlin, von Baruch Auerbach. Berlin, 1845. 8.

Mit antheilvoller Aufmerksamkeit folg' ich seit längerer Zeit den Fortschritten der im Schoße der hiesigen jüdischen Gemeinde, hauptsächlich durch den Eifer und die Bemühungen des Herrn Baruch Auerbach, gegründeten Waisen-Erziehungsanstalten. Der seit zwölf Jahren bestehenden Anstalt für Knaben hat sich vor zwei Jahren eine eben solche für Mädchen zur Seite gestellt,

und die alljährlich erscheinenden gedruckten Berichte aus der Feder des Herrn Auerbach geben über den Gang und Erfolg dieser beiden Unternehmungen eine vollständige und klare, für die nächsten Theilnehmer gewiß belohnend-befriedigende, aber auch vielen entferntstehenden Lesern ohne Zweifel erwünschte Auskunft. Der ächt menschenfreundliche Sinn, der sich hier ausspricht, die Sorgsamkeit der Aufsicht und Pflege, die Zweckmäßigkeit des Unterrichts, das Absehn des Ganzen auf religiös-sittliche und bürgerlich-praktische Entwickelung innerhalb der durch die Verhältnisse selbst bestimmten Gränzen, alles dieß darf als musterhaft gerühmt werden, und verdient die allgemeinste Anerkennung.

Es könnte auffallen, daß bei der großen Wohlhabenheit, der reichen Bildung, dem entschiedenen Ehr- und Gemeinsinn, durch welche die jüdische Gemeinde zu Berlin nun schon seit beinahe hundert Jahren sich auszeichnet, und einen so angesehenen, man könnte sagen vornehmen Stand behauptet hat, doch erst in so später Zeit daran gedacht worden, besondere Anstalten für die Waisen der Gemeinde einzurichten. Allein es scheint, daß die frühern Verhältnisse, bei enger gezogenem Kreise, in welchem die rühmlich bekannte Wohlthätigkeit der Einzelnen leicht und völlig ausreichte, jenes Bedürfniß kaum fühlbar werden ließen.

Seitdem dasselbe jedoch hervorgetreten, wie schnell und ergiebig zeigten sich da die willfährigen Leistungen, die glücklich eingreifenden Thätigkeiten! Ein Jahrzehnt kann für solche Werke nur erst als Anfang gelten, und doch hat schon dieser kurze Zeitraum die besten Früchte gebracht. Die Knabenanstalt, in vollem Gedeihen, steht

bereits auf ihrem eignen festen Boden, und die jüngere Anstalt für Mädchen darf hoffen, nach einigen Jahren solcher Förderung, wie ihr bisher geworden, ebenfalls zu jenem erwünschten Ziele zu gelangen. Die Zukunft solcher Stiftungen gegen die Wechselfälle der äußern Umstände durch eisernes Besitzthum einigermaßen zu sichern, muß allerdings ein besonderes Augenmerk bleiben, wodurch denn aber auch die Schwierigkeiten des Anfangs, wo zugleich dem Augenblick genügt und für die Zukunft gesammelt werden soll, grade die größten und mühvollsten sind.

Doch ist kein Zweifel, daß dieses verdienstliche, mit so reinem Sinn und so gutem Maß unternommene Werk schon so weit gediehen, um nicht mehr sinken zu können. Die Hülfsmittel werden gewiß nicht fehlen. Der Eifer und das Talent des Stifters und Vorstehers kommen hiebei wesentlich in Betracht; beide sind jedes Lobes werth und entsprechen den Erfordernissen auf das glücklichste. Die Jahresberichte geben hievon unwidersprechlich Zeugniß; auf den ersten Blick möchte in ihnen manches zu sehr festgehalten oder herbeigezogen dünken, bei näherem Einsehen aber muß man erkennen, daß in jedem Gedanken, der hier mitgetheilt, in jedem Gefühl, das hier angeregt wird, ein guter Keim liegt, der dem Boden angemessen ist und in ihm fruchtbar aufgehen muß.

Möge ein so treffliches Bemühen, ein so heilsames Wirken des fortdauernden Segens nicht entbehren, der in dem vereinten guten Willen der zunächst Betheiligten sich darzuthun hat; möge aber auch eine so achtungswerthe Klasse unsrer Mitbürger, gegen die noch immer so manches unsrerseits gutzumachen bleibt, und die leider

stets auch noch Besorgnisse der Zukunft zu tragen hat, hiebei der allgemeinen Zustimmung und Mithülfe sich erfreuen! — Zum Beleg der obigen Angabe von dem ausgezeichneten Bildungsstande der Berliner Juden sei hier noch eine sprechende Thatsache nebst deren artiger Erklärung beigefügt.

Als die Franzosen im Jahre 1806 nach Berlin gekommen waren, wo sie bis gegen das Ende des Jahres 1808 blieben, hatten viele ihrer gebildeten Offiziere und Verwaltungsbeamten — unter ihnen Campan, Perregaux, Houdetot, Finot, Türkheim, Bujac, Canouville, Bribes und Andere — auch in angesehenen jüdischen Häusern Zutritt gewonnen, und konnten sich über den feinen Ton, die Geistesbildung und den Geschmack, welche in diesen Kreisen herrschten, nicht genug verwundern. Wenn sie darüber nun ihr Staunen ausdrückten, und auch wohl näheren Aufschluß verlangten, woher und wieso die Juden in Berlin vor allen andern solche Auszeichnung besäßen, wußte Rahel sie gleich und völlig zufrieden zu stellen, indem sie ihnen sagte: „Je m'en vais vous l'expliquer: les Juifs de Berlin sont les Juifs de Frédéric le Grand.“ Das verstanden sie, und nun war ihnen alles klar. Rahel aber hatte mit dem bündigen Worte nicht nur einen schlagenden Witz, sondern auch die richtigste Wahrheit gesagt.

Allerdings kann man den Einfluß Friedrich's des Großen auch hierin nie zu hoch anschlagen. Denn, ohne daß er die Juden als solche begünstigte, kam ihnen alles zu Gute, was seine aufgeklärte, kräftige, und trotz mancher rauhen Formen im Kern stets menschenfreundliche Regierung in allen Klassen für Geisteserhebung, für

Gerechtigkeits- und Ehrensinn wirkte. Wir dürfen wohl sagen, daß die große sittliche Erscheinung Moses Mendelsohn's, ihre hohe Stellung und ihr unermeßlich förderliches Beispiel, nur unter einem solchen Könige zu ihrer Geltung gelangen konnten.

Deutsche Sprache.

Bei der Sprachverhandlung, welche vor kurzem in der Allgemeinen Zeitung Statt gefunden, bin ich ein paarmal genannt worden, und es darf mir daher wohl erlaubt sein, den dort aufgestellten Ansichten und Urtheilen einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Was die Reinheit der deutschen Sprache betrifft, so stimme ich in Grundsatz und Ausübung den Sprachverständigen vollkommen bei, welche den Fremdwörtern nicht allen Zutritt versperren, ihn aber doch möglichst beschränken, und nur in den Fällen gestatten, wo irgend ein Bedürfniß ihn rechtfertigt. Eine unbedingte Reinheit erzielen zu wollen, hieße das Wesen der Sprache und den allgemeinen Zusammenhang menschlicher Bildung verkennen; die den Völkern vererbten Sprachantheile sind schon vom Anbeginn gemischt, und können sich einer fortgesetzten Aufnahme fremder Einflüsse auch im Verlaufe des Lebens nicht erwehren, denn kein Volk steht so fest in sich selbst begründet, keines kann sich einer so abgeschlossenen Bildung rühmen, daß nicht neue Sachen und Begriffe und folglich auch neue Bezeichnungen von außen zu ihm eindrängen, ihm angeschmeichelt oder aufgenöthigt würden. Hierin jedes Uebermaß abzuwehren, ist eine stets erneuerte Aufgabe für unsere Wachsamkeit. Jedoch

läßt sich eine feste Gränze allgemein hiebei nicht ziehen, sie wird für verschiedene Personen immer verschieden sein, ja für dieselbe Person verschieden, je nachdem Sinnesart und Bedürfniß, Stimmung und Gelegenheit wechseln. Ein Kriegsmann wird im Dienst nach wie vor seinen „Rapport" machen, der sich ihm, wenn er Kriegsgeschichte schreibt, billig in einen „Bericht" verwandelt. Oft auch ließe sich das Fremdwort allenfalls umgehen, aber mit zu mühsamer Anstrengung und nicht ohne einigen Verlust an Natürlichkeit und Bedeutung. So habe ich wohl hundertmal das widrige Wort „Interesse" vermieden, aber dann doch plötzlich einmal gebraucht, weil es zu nahe sich aufdrängte, und grade das leistete, was eben nöthig war. In wissenschaftlichen Mittheilungen sind die Fremdwörter ohne die qualvollste Ziererei gar nicht auszuschließen, wie denn selbst Jakob Grimm die grammatischen Bezeichnungen der Lateiner, und Humboldt im Kosmos die mathematischen und physischen Ausdrücke aus dem Griechischen beibehält, wiewohl grade dieser letztere Schriftsteller, sobald er in freier Eigenheit und in geistigem Schwunge redet, als ein hoher Meister des reinsten, lebendigsten und kraftvollsten Deutsch erscheint. In der Sprache der Gesellschaft, der vornehmen Welt — man gestatte doch diesen Wortgebrauch — wird ein buntes Sprachgemenge noch lange den Platz behaupten. Noch bestimmter wird solches vom Staate festgehalten. Unsere „Regierungen" selber sollten billig andere Namen annehmen, — bei Tauler findet sich anstatt „regieren" das freilich kaum noch herzustellende „reichnen." Den süddeutschen Ländern ist manche gute Bezeichnung verblieben, welche den norddeutschen fehlt, dort wird noch

„Tagfahrt" angesetzt, „Amtseigenschaft" anstatt offiziellen Karakters, „Gant" anstatt Konkurs gebraucht, „Vermögensstock" anstatt Kapital, „Gegenschreiberei" anstatt Kontrolle, und vieles andere, was allgemein anzunehmen wäre. Der arme Schriftsteller aber kann allein gegen die Macht und den Zug des allgemeinen Lebens nichts ausrichten! Was ist zu thun, so lange das Gewicht der Macht noch großentheils auf die Seite der Ausländerei fällt? Wenn die Obrigkeit nicht ein neues Amt, eine neue Behörde, sondern ein neues „Bureau" errichtet? Wenn selbst in unsern Tagen die Väter einer großen Stadt für Bürger eine „Ressource" gründen, und die Staatsbehörde den sich vom Vaterlande nennenden Deutschkatholischen den fremden Namen „Dissidenten" aufnöthigt? Wer mag die Ueberfülle alter barbarischer Bezeichnungen aufzählen, von denen unsere Verwaltung, Rechtspflege, und besonders unser Kriegswesen strotzt? Ist es doch fast ein Wunder, daß wir uns die „Landwehr" und die „Eisenbahn" gerettet haben, und nicht dafür „Miliz" und „Railway" sagen müssen!

Nach der Reinheit kommt die grammatische Richtigkeit in Betracht. Hier aber öffnet sich ein unendliches Feld der Erörterung! Wie wenig steht hier fest, wie unsicher und schwankend sind selbst die Grundsätze, nach denen zu verfahren wäre! Alles ist hier noch in gährender Lebensbewegung, und was der Eine befestigen möchte, wirft der Andere sogleich wieder um. Kein Ansehen kann hier entscheiden, und auch die sprechendsten Gründe sind nur insofern gültig, als nicht noch andere, tiefere gefunden werden. Die Sprachlehre von Heyse ist gewiß ein fleißiges, vorzügliches Werk, aber manchen ihrer Annahmen

oder Aussprüche muß ich widerstreiten. Seit vielen Jahren wird in Schulen die Unterscheidung von „ahnden“ und „ahnen“ gelehrt, und sie ist falsch, da nur „ahnden“ richtig beiderlei Bedeutung umfaßt. Wer entscheidet, ob es „stehenden Fußes“ oder „stehendes Fußes“ heißen soll? Die besten unserer Schriftsteller wechseln darin, ein und derselbe gebraucht beide Formen dicht neben einander. Ein Beispiel, wie auch die größten Sprachgewaltigen einseitig in Irrthum gerathen können, liefert Friedrich August Wolf: ihm war der Ausdruck „mehrere“ verdrießlich, er führte dafür das besser klingende „mehre“ ein, und mit solchem Erfolge, daß noch heutiges Tages viele Schreiber dieß festhalten, und eine berühmte Druckerei in Leipzig aus ihren Pressen um keinen Preis „mehrere“ hervorläßt; aber mich verlockte das Ansehen des geliebten Lehrers dennoch nicht, ich schrieb nach wie vor in alter Weise; nach vielen Jahren bemerkte er dieß gelegentlich, und richtete verwundert deßhalb eine Frage an mich; ich antwortete: „Ich weiß, Sie wollen „mehre“, aber das schreib' ich nie!“ — „Ich auch nicht mehr“, versetzte er vertraulich lächelnd. — Bei Jakob Grimm findet sich: „Indessen ist sich auf diese Arbeit nirgends zu verlassen;“ ich will diese österreichisch-landschaftliche Sprachweise nicht verwerfen, aber fremd klingt sie uns, und ich würde sie nicht gern gebrauchen. Das vielgetadelte „Gefolgt von seinen Ministern“ findet sich bei Wilhelm von Humboldt, und mich dünkt es zulässig, und mit Gründen zu vertheidigen, so wie auch „geholfen“ — man sagte noch zu Lessing's Zeit: „Ich helfe dich.“ Einen „gedienten“ Offizier wie „unterhabende“ Truppen seh' ich mit Wohlgefallen, während Andere sich darüber entsetzen, wie über

den „kostenden“ Preis oder eine „vorhabende“ Reise, wobei denn selbst eine „frohe“ Nachricht und eine „gewohnte“ Bewegung etwas verdächtig werden. In solchen Dingen müssen wir uns die weiteste Freiheit vorbehalten, vor allem aber neben der Wissenschaft das Gefühl und Gutdünken zu Rathe ziehen. Lassen wir doch nur ja nicht manche glückliche Eigenarten uns durch Kleinmeisterei rauben! Nicht allein solche Redeweisen, wie diese von Novalis: „Der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem sie nippte und mit vielen Danksagungen hinwegeilte“, wovon auch Goethe mehrere Beispiele hat, oder diese von von Lessing: „Das warst du nicht vermuthen“, können mit Fug gelten, sondern auch solche, wie „Wenn das Glück eines Menschen sich mit des andern seinem durchkreuzt!“ — welches der ehrliche Michael Ignaz Schmidt unbefangen sagt, oder wie es im volksmäßigen Spruche heißt: „Das thu' auch keinem andern nicht“, was Friedrich Schlegel sogar in erhabenen Terzinen anbringt: „Die von nichts nicht wissen;“ hievon etwas zu verwerfen, hieße unsern Sprachschatz engherzig mindern.

Als entschieden fehlerhaft ist jede Redewendung anzusehen, bei welcher der Sinn leidet. Der Sinn soll klar, faßlich, angenehm sich darlegen. Unglücklicherweise fließen im Deutschen manche unklare und zweideutige Wendungen nur allzu leicht aus der Feder, und es wird oft unmöglich ihnen auszuweichen. Der Mangel von Kasusendungen verursacht nicht selten die peinlichsten Schwierigkeiten; ein männliches Hauptwort, das allein den Accusativ unzweifelhaft angiebt, wird dann zu einem schätzbaren Fund, auf den man doch wieder verzichten muß, wenn die Sache durch ein weibliches oder sächliches

schärfer ausgedrückt wird. Unklar ist es ausgedrückt, wenn Heeren sagt: „Diese streitige Opposition war schlimmer als eine legitime, weil sie die Regierung zu gewaltsamen Maßregeln führte, ohne sie durchsetzen zu können." Wer setzt hier nicht durch, die Opposition oder die Regierung? Ungeschickt ist folgende Zusammenfügung in dem Werk über die Kawisprache: „Man fand es bald nothwendig, bald bequem, Sanskritwörter, auch über die Zahl derer, die schon in die gewöhnliche Sprache übergegangen waren, theils wegen ihrer Bedeutsamkeit, theils wegen des schönen dichterischen Klanges, oft gewiß aber auch bloß aus dem Hang die fremde gelehrtere und vornehmere Sprache einzumischen, nebenher aufzunehmen." Die beiden Infinitive gehören verschiedenen Sätzen an; es wäre leicht gewesen den letzten Infinitiv früher, etwa nach „Klanges", einzureihen; aber freilich ist es dem Geiste der deutschen Sprache durchaus gemäß, daß die Sätze nicht sowohl auf einander folgen, als vielmehr einander umfassen. Schwerfällig und unnöthig sagt Niebuhr: „Das Glaubliche und Unglaubliche seiner angenommenen Geschichte ist fast gleich sehr verdächtig", das „sehr" ist hier überflüssig; wir drücken das „wenig" nie in dieser Weise aus. Wenn derselbe Schriftsteller sagt: „Eine lebensvolle Fülle", so bemerkt man leicht, daß eine „lebendige" oder „belebte" hier besser gewesen wäre. Außer dem Sinn hat unstreitig auch das Ohr sein Recht geltend zu machen. Wir wollen uns nicht einbilden, allen Mißklang aus unserer Sprache verbannen zu können, die Härte mancher Zusammensetzungen ist unbezwingbar, und wenn unterweilen der natürliche Redelauf uns in widrige Häufung desselben Konsonanten oder

Vokals führt — was aber auch die Alten nicht ganz vermeiden, wie z. B. Ovidius sagt: Lenius invicti si sit mihi Caesaris ira — so müssen wir seufzend uns wohl darein ergeben; allein wenn ein neuerer Schriftsteller einen Absatz anhebt: „Von da ab aber", so haben wir ihn gewiß einer strafbaren Achtlosigkeit anzuklagen. Es versteht sich übrigens, daß auch der Tadler selber den Sprachsünden, die er rügt, darum nicht minder unterworfen bleibt, ja es gehört zu seinem Recht sie nöthigenfalls begehen zu dürfen!

Ich muß schließlich noch des Vorwurfs erwähnen, den man Goethe'n — und auch mir — wegen des häufigen Gebrauchs des Superlativs machen will. Hiebei hat die Grammatik, meines Erachtens, nicht mehr mitzusprechen; es handelt sich hier mehr um die Ansicht und Auffassung, die allerdings eine gewisse Willkür gestatten, als um die Sprachform; wenn ich die Sache superlativ sehe oder fühle — meinetwegen auch nur so sehen oder fühlen will — so ist es nur richtig, daß ich sie auch durch den Superlativ ausdrücke. Hierin mag ein Mißbrauch Statt finden, wie dieser auch Statt findet in dem häufigen Gebrauch des Wortes „bequem" in einem spätern Zeitraum bei Goethe, oder in der übermäßigen Wiederkehr des Wortes „heiter" bei Steffens, allein eine Sünde gegen die Sprache läßt sich darin nicht annehmen. Ein großer Staatsmann, der unsere Sprache in ihrem Wesentlichen gleich den ersten Meistern handhabt, sagte mir einst, er komme höchst selten in den Fall, den Superlativ zu setzen, weil er meist finde, die Sachen seien nicht von der Art, ihn zu erfordern; ganz richtig, für seine Ansicht, auf seinem Standpunkt; aber das kann

Andere nicht hindern, ihrer andern Auffassung auch andern Ausdruck zu geben; wir haben ein Gutes, aber auch ein Bestes, sogar ein Allerbestes; Cicero sagt: maxime liberalissimus, worüber indeß der Einspruch großer Philologen gehört werden muß.

Wenn man aber Goethe'n wegen seiner Sprache tadeln zu müssen glaubt, so sollte man dabei stets die Gesammtleistung dieses größten unserer Schriftsteller, dieses nach Lessing größten Förderers unserer Sprachbildung im Auge haben. Ein Hauptvorzug der von ihm herrührenden Bereicherung unsers Schatzes ist die Stille und Ruhe, mit der seine Gaben in das Gemeingut übergingen; er zimmerte und künstelte nicht, außer ganz zuletzt, und auch da nur mäßig und mit geschickter Hand. Als wirklich musterhaft sind, meiner Ueberzeugung nach, überhaupt außer ihm nur die wenigen Schriftsteller noch zu rechnen, in deren Sprache Freiheit und Gesetz einander die Hand bieten, die Natürlichkeit des Ausdrucks die wenigste Gewalt erleidet, und dem Wort sich der Sinn am lebendigsten entwindet. Ich will diese Schriftsteller nicht aufzählen, nennen aber beispielsweise Schiller, Herder, Friedrich August Wolf, Georg Forster, Fichte, Friedrich und August Wilhelm von Schlegel, Tieck, Gentz, Wilhelm und Alexander von Humboldt. Berlin, im Januar 1846.

Deutsche Biographieen. 1. Ein Bild aus den Ostseeprovinzen, oder Andreas von Löwis of Menar, von K. L. Blum. Berlin, 1846. 2. Ludwig Berger, ein Denkmal, von Ludwig Rellstab. Berlin, 1846.

Aus jenen entlegenen baltischen Ländern, woher noch im Jahr 1559 an die deutschen Brüder der Ruf um

Schutz und Hülfe erging, schallt längst kein solcher mehr herüber; Livland, in seinen Nöthen damals von Kaiser und Reich verlassen, mußte sich andern Mächten anschließen, und gelangte zuletzt, nach wechselvollen Geschicken, zu dem festen Bestand seiner jetzigen Verhältnisse. Seit jener Zeit haben alle Bande des äußeren Zusammenhangs mit dem deutschen Reich aufgehört, aber darum nicht die des innern Zusammenhangs: die Bande volksthümlichen Bewußtseins und geistiger Verwandtschaft dauern fort. Daher wir mit Recht aufmerksam sind auf die Zeugnisse dieser Gemeinschaft, auf die guten Botschaften und treuen Grüße, die uns aus jenen Ländern öfters noch in Litteratur und Wissenschaft zugeführt werden.

In diesem Betracht kann nicht leicht eine Gabe willkommener und bedeutsamer sein als das eben erschienene Buch „Ein Bild aus den Ostseeprovinzen, oder Andreas von Löwis of Menar, von K. L. Blum. Berlin, bei Duncker und Humboldt 1846.“ Durch eine würdige, edel und kräftig ausgebildete Persönlichkeit wird hier das eigenthümliche Leben jener uns so mannigfach ansprechenden Landschaften dargestellt, und zugleich unser heimisches Leben in seinen reichsten Beziehungen berührt und hervorgehoben. Andreas von Löwis, ein Sprößling jener glänzenden Ritterschaft der baltischen Länder, und deßhalb, ungeachtet des auch schottischen und französischen Blutes in seinen Adern, dem Sinn und Bewußtsein nach völlig ein Deutscher, trat anfangs in russischen Kriegsdienst, und suchte später auch in die Verwaltung des Staates nützlich einzuwirken, allein es mißglückte ihm in beiderlei Laufbahn, und er beschränkte sich leicht, seine großen Talente und seine fruchtbare Thätigkeit dem en-

gern Kreis seiner nähern Umgebung und Heimath zuzuwenden. Seinem Triebe nach freier Bildung folgend, war er, sobald die Thronbesteigung des edlen Kaisers Alexander die Wege dahin wieder geöffnet hatte, auf deutsche Universitäten gezogen, zuerst nach Jena, dann nach Heidelberg. Sein Studentenleben erscheint in allem Zauber einer schönen und genialen Jugend. Hervorragend durch Gestalt, Geist, Muth und Gewandtheit, beherrscht er bald einen großen Kreis, er ist das Haupt seiner Landsleute und der Schrecken aller Raufbolde; seine Kraft und Gesinnung lenken aber von wilder Rohheit ab, und er selbst giebt das Beispiel hoher Wissenschaftlichkeit. Jena war damals berühmt wegen seines Burschenlebens, dem aber auch eine ungemein geistige Aufregung zur Seite ging. „Jena zuerst, sagt unser Verfasser, öffnete seine Hörsäle den Vorträgen der drei tiefsten Denker, die aus Kant's Schule herstammten — ein Ruhm, den ihm keine der übrigen Universitäten streitig macht. Jede derselben mag ihre Vorzüge haben, aber Jena war der Punkt, in dem die Strahlen, die von Königsberg ausgingen, zuerst in Masse zündeten. Nachdem Fichte die neuen Wahrheiten verkündet, trat hier Schelling auf, welcher durch die Blitze seines wunderbaren Geistes Bahnen, die vor ihm Andere kaum betreten, aufdeckte und erhellte, und Jung und Alt unwiderstehlich mit sich fortriß." Löwis gehörte zu seinen eifrigsten Zuhörern und Anhängern, und schrieb auch bald ein Buch „Vom Leben der Erde", worin er den Ansichten der Naturphilosophie huldigte.

Der Aufenthalt in Jena führte einen Jüngling von Löwis' Art und Auszeichnung auch zur persönlichen Be-

kanntschaft mit Goethe, Schiller, Wieland und andern großen Geistern, deren Widerschein stets, am meisten aus solchen Fernen, als ein froher Lichtschimmer uns begrüßt. In Heidelberg setzte er seine Studien in eigenthümlicher Richtung fort, und zugleich stellt der Karakter sich in fester Entschiedenheit dar. Dem Naturleben von frühester Jugend sinnig vertraut, wirft er sich mit Leidenschaft auf die Forstbotanik, daneben wendet er den eifrigsten Fleiß auf die Musik, und nicht minder rufen die Vorkommnisse des Tages ihn lebhaft zum Handeln auf. Neben Johann Heinrich Voß, Achim von Arnim und Clemens Brentano blitzen auch Börne, Jochmann, Fräulein von Günderrode aus den Lebensfluthen jener Zeiten erfreulich hier auf. Börne's Heftigkeit beim Spiel, Jochmann's seltsamer Kriegsdienst im französischen Heer sind Züge, welche ein Sammler von Nachrichten nicht unbeachtet lassen wird, sowie auch dem künftigen Biographen Goethe's willkommen sein mag, von der Ostsee her zu erfahren, daß ein nachheriger Prediger daselbst, Gustav von Bergmann, ein vortrefflicher Fechter, in Leipzig dem mitjustirenden Goethe als jungem Fuchs sogleich den Arm gezeichnet!

In das Vaterland heimgekehrt, und von einer Anstellung im Forstwesen, wie schon angedeutet worden, schnell zurückgeschreckt, widmete Löwis sein Leben dennoch, und nur um so ungehinderter, den Richtungen, zu welchen ihn Neigung und Kenntnisse hinzogen. Er wohnte im Sommer meist auf dem Lande, den Winter in Riga und später in Dorpat, wohin auch der Sitz der livländischen ökonomischen Gesellschaft verlegt wurde, als deren erwählter Sekretär er einer mannigfachen vielverzweigten, für das ganze Land segenvollen Betriebsamkeit den größ-

ten Schwung und Erfolg zu geben wußte. Ueber seine Bemühungen für die Landwirthschaft im allgemeinen und für die Schonung und Pflege der Wälder insbesondere, seine Arbeiten zur Verbesserung der Bauerhäuser, zur Veredlung der einheimischen Pferde, seine diesen Gegenständen gewidmeten Vorschläge und Schriften, müssen wir auf das Buch selbst verweisen, ebenso in Betreff des großen Unternehmens einer trigonometrischen Vermessung Livlands und einer hierauf begründeten sorgfältigen Karte; nicht ohne bewunderndes Staunen ersieht man, mit welchem Aufwand von Kosten und Opfern, in wie langen Jahren, unter welchen Mühen, Schwierigkeiten und Verdrüssen, durch welch ausdauernden, in hundertfältigen Aufgaben zersplitterten aber nie ermüdeten Eifer dieß preiswürdige Werk endlich zu Stande gebracht worden. Sehen wir, daß derselbe Mann auch die Vorzeit seiner Heimath zu bearbeiten versucht, und überhaupt nichts verschmäht hat, was dem Leben um ihn her Gedeihen und Förderung geben konnte, so dürfen wir durch ihn wohl an unsern Möser erinnert werden, ohne deßhalb die Vergleichung auf die sonstigen Eigenschaften ausdehnen zu wollen. Von seinen auch im Alter noch fortgesetzten ernsten Studien, seinen mathematischen Arbeiten, seinem Zeichnen und Malen, seiner Freude an Hegel's Philosophie der Geschichte, von seiner Theilnahme für die Weltereignisse, seinen Ansichten und Gesinnungen, seinen Liebhabereien und Grillen, seiner tiefen Herzensneigung und spät erst möglich gewordenen Heirath, seinem vieljährigen durch heftige Erkältung verursachten traurigen Siechthum und im Jahr 1839 erfolgten Lebensende finden wir ausreichende, unsern Antheil lebhaft erweckende

Nachrichten. Die Auszüge aus Briefen, welche dem Verlauf der Erzählung eingeschaltet worden, geben dem Bilde schließlich die untrügliche Gewähr individueller Wahrheit.

Was die Darstellung im Ganzen betrifft, so müssen wir solche kurzweg für meisterhaft erklären. Der Verfasser, ruhmvoll bekannt als Forscher und Lehrer, hat hier eine Aufgabe gelöst, die er durch seine Lösung als eine von ihm auf die höchste Stufe gestellte erkennen läßt. Bei solcher Lebensschilderung reichen die Sorgfalt und Kunst, die dem eigentlichen Gegenstand gewidmet sind, nicht aus, das Hauptverdienst besteht in dem allgemeinen Standpunkt und freien Ueberblick, aus welchem jener betrachtet wird. Der Zusammenhang aller Lebensgebiete muß innerhalb des gegebenen Rahmens kund werden, das Zeitalter selbst und die gesammte Weltumgebung in dem Bilde sich gleichsam bestätigen. Dieß geschieht in vorliegendem Buch. In seiner schlichten maßvollen, durchaus unanstößigen Darstellung hat der Verfasser das ganze Lebensverhältniß der Ostseeprovinzen nach seinem innersten Gehalt ausgedrückt und die wichtigsten Fragen der Zeit in helles Licht gestellt. Wir sehen durch seine ruhige Mittheilung anspruchloser Thatsachen eines stillen Privatlebens die große Scenerie der Völker- und Staatenwelt aufgeschlossen, und lernen manche trübe Erscheinungen derselben klar in's Auge fassen. Wie Maß und Einsicht im Allgemeinen den Stoff beherrschen, so waltet im Einzelnen der Behandlung eine milde lebenswarme Anmuth, ein sinniges Verständniß auch des Geringsten und Entlegensten. Das Ganze strömt in gleichmäßig belebter Fülle dahin. Ein schöneres Denkmal als dieses

für Andreas von Löwis durch edle Freundeshand errichtete hätte demselben nicht werden können.

* * *

Wir müssen mit dieser Anzeige nothwendig eine andere verbinden, zu der eine nicht minder schätzbare Schrift uns auffordert, das in Berlin bei Trautwein neuerlich erschienene Buch: „Ludwig Berger, ein Denkmal, von Ludwig Rellstab." Ludwig Berger war ein bedeutender Tonkünstler, in der Kunst wie im Leben von eigenthümlichem Gepräge. Nach beiden diesen Richtungen bedurfte es einer geschickten Hand, und sie hat wahrlich nicht gefehlt; die Lebensseite und die Kunstseite sind vortrefflich zur Anschauung gebracht. Die Biographie eines Künstlers muß billigerweise mehr als jede andere durch einen Fachgenossen geliefert werden. Bei Kriegs- und Staatsmännern, selbst bei Gelehrten, stehen die Thatsachen ihres Verdienstes deutlicher vor Augen, in bestimmter Gestalt und in bestimmter Geltung; bei den Künstlern aber fehlt dieser Anhalt, insofern ihre Werke den unmittelbaren Eindruck fordern, und da deren Vergegenwärtigung meist, wenn überhaupt doch nicht augenblicklich Statt finden kann, so muß eine kundige klare Einsicht die Nachrichten durchdringen, und statt der versagten Anschauung uns wenigstens ein Mensch gezeigt werden, der sie hat und aus ihr spricht. Dieß findet nun bei unserm Buche glücklich Statt. Niemand wird dem Verfasser absprechen, daß er in die Erkenntniß und Ausübung der Musik eingeweiht ist, daß er deren Geschichte und neueste Entwicklung überschaut. Vielleicht dürfte jemand seinen Tadel nicht immer gelten lassen, jedoch wo er lobt, wird man ihm gern beistimmen. Hier ist letzteres der Fall:

er lobt und preist den Mann, dem er dieß Denkmal setzt, derselbe stand ihm hoch als Künstler und war sein Freund, dieß Verhältniß bekennt sich laut, und durchströmt das Buch mit einer Herzenswärme, die auf den Leser wohlthätig übergeht. Die liebende Verehrung, auf die Ueberzeugung von dem zwiefachen Werth des Mannes gegründet, wird in ihrem Ausdruck dadurch noch beeiferter, daß dieser Werth nicht nach Gebühr anerkannt worden, nicht zu dem Lichte durchgedrungen ist, das ihn völlig hätte darzeigen können. Was das Leben großentheils schuldig geblieben, trägt nun diese Schilderung redlich ab, und wir haben sie auch in diesem Betreff als vollkommen gelungen zu rühmen. Berger war ein tiefer Künstler, ein edler Mensch, ein freier Geist, ein eigengearteter Karakter. Alles dieß erfahren wir in schönen reichen, durch ihre vielfachen genauen Angaben sich selbst verbürgenden Mittheilungen, die überall auf bekannte Lebenspunkte stoßen, an denen die Erzählung sich erhärtet. Wir versagen uns nicht, aus den vielen Zügen, in denen der Künstler und Mensch anmuthig zu erkennen ist, hier einen anzuführen, der den Reiz eines Beispiels für manchen ähnlichen Fall behalten wird. „Berger war in London, so berichtet der Text, in eine Gesellschaft beim Herzog von . . . . geladen. Mit ihm zugleich ein sehr berühmter Virtuos. Berger hatte die Einladung wie eine gesellige Höflichkeit angenommen. Jener aber erklärte sogleich, falls er spielen solle, geschehe es nur gegen ein Honorar von so und so viel Guineen. Der Herzog ließ darauf ohne weiteres das Instrument des Künstlers abholen. Die Abendgesellschaft war glänzend; die höchsten politischen und künstlerischen

Notabilitäten Londons zugegen. Berger wurde mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen, der Tochter des Hauses vorgestellt, mit der artigen Bemerkung des Vaters: „Sie würde Ihre Schülerin sein, wenn Herr Cramer nicht vor Ihnen in London gewohnt hätte.“ Einige Künstler ließen sich hören, auch Berger wurde darum ersucht, that es und wurde mit Artigkeiten überhäuft. Nach ihm spielte jener berühmte Virtuos; als er geendet hatte, trat der Kammerdiener des Herzogs an ihn heran, übergab ihm die geforderte Summe, doch zugleich auch seinen Hut, und meldete ihm, daß sein Wagen bereit sei. Berger blieb noch in der Gesellschaft mit den vollen Rechten eines dazugehörigen Mitgliedes.“ Ein ganzer Zeitraum von beinahe dreißig Jahren der nächsten Vergangenheit Berlins wird in dem Buche mitbeleuchtet; die erwünschtesten Nachrichten über Personen, Oertlichkeit, Ereignisse innerhalb jener Zeit, über Gesellschaft, Kunst, Schaubühne, das Leben in großen und kleinen Kreisen bieten sich in Fülle dar und geben dem Buche den Reiz geschichtlicher Denkwürdigkeiten. Wir haben auch in diesem Betracht nur um so lebhafter den Wunsch auszudrücken, daß der geehrte Verfasser sein angedeutetes Vorhaben, auch das Leben Bernhard Klein's in dieser Weise zu bearbeiten, förderſamst ausführen möge!

Auf Biographieen dieser Art haben wir einen um so größern Werth zu legen, als unserem deutschen Boden in neuester Zeit andere Stoffe nicht eben reichlich scheinen entwachsen zu können. In dem langen Friedensstande gehen die Kriegshelden ein, die von Hergebrachtem allzusehr bedingten Staatsmänner laufen immer mehr in

bloße Geschäftsmänner aus, die schaffenden Genien in Wissenschaft und Litteratur schwinden ohne Nachfolger dahin, für großwirkende Wortführer sind die Staatsgebilde nicht reif oder zu klein; was bleibt uns übrig, als das Mittelgebiet der praktischen Thätigkeit, in welcher sich Wissenschaft, Kunst, Bürgerthum und Geselligkeit zu beschränkter, doch edler und erfreuender Wirkung vereinen, und wo die Fähigkeiten und Kräfte, welche dem größten Kreise ruhmvoll entsprechen könnten, den nächsten treu zu erfüllen sich begnügen? —

Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Eduard Gans hat in seinem lebenvollen Buche „Rückblicke auf Personen und Zustände" unter andern ein geistvolles Bild der Entstehung der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik aufgestellt. Gewiß wären auch aus dem Fortgang und der Umwandlung dieser Zeitschrift nicht minder lebhafte und öffentlich ansprechende Bilder hervorzuheben, und wir wollen wünschen, daß künftig, wenn Prutz in seinem verdienstvollen Werke so weit gelangt, die Farben dazu noch frisch genug sein mögen. Zwei Vorgänge jedoch, bei denen ich eine besondere Thätigkeit ausgeübt, darf ich um deßwillen wohl schon jetzt hier vorläufig in den Worten bezeichnen, welche der Augenblick selbst für sie dargeboten.

Gegen das Ende des Jahres 1839 ergaben sich wiederholte Anläße, nicht sowohl über die Zensur zu klagen, als vielmehr das ganze Verhältniß, wie es den Jahrbüchern aufgelegt war, als ein tiefunwürdiges zu fühlen. Ich machte den Antrag, die Zeitschrift ohne weiters auf-

zugeben und ihren Schluß anzukündigen. Alle in der Sitzung anwesenden Mitglieder stimmten bei, die Sache wurde beschlossen und ausgeführt. Aber es entstand wider unser Erwarten großer Lärm. Der Minister von Altenstein fühlte sich gekränkt, daß wir nicht vorher mit ihm Rücksprache genommen, ihm nicht den Zustand bekannt gemacht hätten, — er vergaß, daß dies oft genug geschehen war, daß aber alles sein Maß und Ziel findet, und ein zu langes Abwarten eine neue Schmach wird. Der König selber fragte, warum diese wissenschaftliche Zeitschrift aufhöre, und sprach das Verlangen aus, daß sie fortgesetzt werde. Die höchsten Staatsbehörden versprachen Abhülfe, befriedigende Anordnung für die Zukunft, und wir ließen uns bewegen, die Jahrbücher im Vertrauen auf die erhaltenen Zusagen fortzuführen; dasselbe Ehrgefühl, welches dies früher zu verbieten schien, mußte es nun gebieten.

Wir kündigten dieß öffentlich an, und von neuem Eifer beseelt verhießen wir auch eine vielseitigere Vertretung der verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen. An diese Erklärung aber knüpften die Widersacher gehässige Auslegungen, verdächtigende Winke. Diesen zu begegnen wurde in der Leipziger Allgemeinen Zeitung anfangs des Januar 1840 folgender Brief abgedruckt, den ich zur Verständigung an einen Freund geschrieben hatte:

„Daß auch Sie, verehrter Freund, die Krisis lebhaft mitempfinden würden, welche mit dem Ablaufe des vergangenen Jahres für unsere wissenschaftlichen Jahrbücher eintrat, war mir nicht zweifelhaft. Leid ist es mir nur, daß Sie durch so vielerlei Gerüchte geängstigt worden, die sich in rascher Folge, eins immer grundloser und al-

berner als das andere, über diesen Vorgang verbreiteten. Die Sache verhält sich genau folgendermaßen. Die Jahrbücher haben niemals Schwierigkeiten mit der Zensur in politischer oder doktrinaler Beziehung gehabt, und wenn hierfür ein Grund schon in der Zusammensetzung der Sozietät und in dem guten Takte der Redaktion liegen mag, so soll damit gar nicht der Antheil geschmälert werden, der auch der Staatsbehörde dabei gebührt. Die Schwierigkeiten, welche den Jahrbüchern in der letztern Zeit von der Zensur her begegneten, waren Eingriffe in die wissenschaftlichen Urtheile, willkürliche Ermäßigungen des Lobes und Tadels in den politisch-gleichgültigsten, in philologischen, antiquarischen Abhandlungen; keinerlei Grundsatz war hierbei zu erkennen, keinerlei höhere Vorschrift auch nur denkbar. Die Redaktion, aus Männern bestehend, die ihre Stellungen im Staate und in der Wissenschaft, sowie das Bewußtsein ihrer Gesinnungen und Leistungen nicht verläugnen durften, fand sich hierdurch in ein Verhältniß gebracht, das mit der Würde sowohl des Gelehrten als des Staatsdieners nicht länger vereinbar schien. Sie faßte daher den einstimmigen Beschluß, die Herausgabe der Jahrbücher, im Fall jenes Verhältniß fortdauern möchte, mit dem Schlusse des Jahres einzustellen. Warum die Sozietät nicht vorher den Weg der Beschwerdeführung versucht hat, will ich hier nicht erörtern; glauben Sie mir einstweilen auf das Wort, daß diese Unterlassung in den Umständen gerechtfertigt war. Die Anzeige von dem gefaßten Beschlusse war die richtigste Art der Beschwerdeführung; auch hat der Erfolg sie vollkommen bewährt. Nicht nur von Seiten des Königlichen Ministeriums, dessen hochverehrter

und erleuchteter Chef so wesentlichen Antheil an der Stiftung und dem Gedeihen der Jahrbücher hat, sondern auch von Seiten anderer höchster und hoher Behörden, sowie von den ausgezeichnetsten und wirksamsten Personen, zum Theil auch solchen, denen bisher die Jahrbücher kein so lebhaftes Interesse zu geben schienen, wurde die thätigste Theilnahme rege, und das unverweilte Einschreiten zur Abhülfe, sowie die empfangenen erwünschten Versicherungen machten es der Sozietät zur Pflicht, unter den neuen günstigen Umständen ihre bisherigen Arbeiten mit frischem Eifer wieder aufzunehmen. Dieser frische Eifer ist auch die alleinige Ursache des von der Redaktion dem Publikum ertheilten Versprechens einer vielseitigern Vertretung der verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen; die Redaktion bekennt hiermit keineswegs ein Aufgeben ihrer bisherigen Richtungen, im Gegentheil, nur deren vielseitigere Ausbeutung. Dies gilt vorzugsweise von den Naturwissenschaften, denen eine mannigfachere Vertretung in den Jahrbüchern schon längst gewünscht worden war. Den Vorwurf der Einseitigkeit haben die Jahrbücher wohl nie verdient; in der Theologie zählen sie Mitarbeiter der verschiedensten Farbe, in der Rechtswissenschaft deßgleichen, eben so in der Historie, in der Philologie. Die Jahrbücher zählen Mitarbeiter, die es auch an der Evangelischen Kirchenzeitung und am Politischen Wochenblatte sind; warum nicht? Der verstorbene Gans hatte schon vor Jahren öfters erklärt, wenn sein hochangesehener, auch von ihm werthgehaltener Gegner Savigny Beiträge geben wollte, würden diese mit größten Ehren von den Jahrbüchern aufzunehmen sein. Wird in der Philosophie eine bestimmte Farbe strenger behauptet, so liegt das in der

Sache selbst begründet, und Ihnen, verehrter Freund, brauche ich hierüber nicht erst eine Rechtfertigung aufzustellen. An den Zeitungsnachrichten, die von einer Befehdung der Hegel'schen Philosophie durch die Staatsbehörden und von einer daher entspringenden Ungunst gegen die Jahrbücher fabeln, ist kein wahres Wort, am wenigsten, wie Sie sich denken können, an der Faselei von einer gestellten Bedingung, die Hegel'sche Philosophie gleichsam aufzugeben, sowie von einer Unterwerfung der Redaktion unter eine solche angebliche Bedingung; die Leute, welche dergleichen in den Tag hinein schreiben, beurkunden nur, daß sie die hiesigen Zustände völlig mißkennen und sowohl der Regierung als den Gelehrten solche Gesichtspunkte und Verfahrungsweisen andichten, die beiden völlig fremd sind."

Da hierauf die Verläumdung nicht sogleich verstummte, so war nichts übrig, als ihr derber auf's Maul zu schlagen. Ich ließ folgende Erklärung drucken: „Den anonymen Schreiber, welcher meine von der Leipziger Allgemeinen Zeitung mitgetheilte Nachricht über die Verhältnisse der hiesigen Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik durch einen neuern Artikel im Hamburgischen Korrespondenten als eine Ausrede zu bezeichnen sich erdreistet, und dabei hinsichtlich jener Jahrbücher seine frühern, man weiß nicht ob mehr der Unwissenheit oder Albernheit zu bezüchtigenden Angaben behaupten möchte, erkläre ich für einen Verläumder, gegen den, besonders so lange er sich im Dunkel der Anonymität hält, kein weiteres Wort zu verlieren ist. Berlin, den 6. Febr. 1840. Varnhagen von Ense."

Wir führten die Jahrbücher unverdrossen fort. Die

Erfüllung der verheißenen Zusagen aber blieb aus; in Betracht der großen öffentlichen Veränderungen, welche in diese Zeit fielen, hatten wir uns jeder andringlichen Erinnerung enthalten, uns mit wiederholten guten Worten begnügt. Allein dieser unentschiedene Zustand war immer ein mißlicher, er steigerte sich nach und nach zu einem neuerdings bedenklichen. In Erwägung aller hier waltenden Verhältnisse und schon geschehenen Vorfälle fühlt' ich mich gedrungen, den Mitgliedern der Redaktion, in der Sitzung vom 3. Juni 1841, kurz vor Antritt einer Reise folgenden Vortrag zu halten:

„Bevor ich für einige Zeit aus Ihrer Mitte scheide, glaub' ich mich verpflichtet, da ich den Fall voraussetze, daß während meiner Abwesenheit das Fortbestehen unsrer Jahrbücher in Frage kommen dürfte, Ihnen im voraus mit rückhaltlosem Vertrauen die Meinung zu eröffnen, die sich mir im Stillen längst befestigt hat."

„Sie erinnern sich, daß vor ungefähr anderthalb Jahren, als Konflikte, die ich hier nicht näher zu bezeichnen brauche, uns eine falsche, mit unsern sonstigen Verhältnissen unvereinbar erachtete Stellung aufnöthigen wollten, wir einstimmig den Beschluß faßten, das einfachste und würdigste Mittel zu erwählen, um uns solcher Mißstellung zu entziehen, den Beschluß, die Herausgabe der Jahrbücher einzustellen."

„Wir wußten sehr wohl, welch ein Opfer wir brachten, und daß wir der Wissenschaft und Litteratur ein Organ raubten, das beiden wesentliche Dienste geleistet hat, und das einem Zusammenhange von Richtungen, welche im vaterländischen und im wissenschaftlichen Sinne mit uns ohne Zweifel von Tausenden als „die gute

Sache" bezeichnet werden dürfen, zur gründlichen und festen Vertretung gedient hat, für welche so leicht keine andre Stätte dieser Art zu finden sein möchte. Doch durften wir um so weniger anstehen, dieses Opfer zu bringen, als bei der Fortdauer der Umstände, unter welchen schon längere Zeit die Herausgabe der Jahrbücher geschah, ohnehin unsre Wirksamkeit kaum noch eine gedeihliche Folge behalten konnte, abgesehen von dem Gefühl, welches jeden von uns mahnen mußte, nicht zu vergessen, was wir uns selber persönlich schuldig waren."

„Wir hatten unsern Beschluß kaum bekannt gemacht, als man von vielen Seiten finden wollte, er sei nicht nöthig gewesen, und noch andere Aushülfe habe uns offen gestanden, ohne daß es eines solchen Aeußersten bedurft hätte. In der That wurde an höchsten und hohen Orten das bevorstehende Aufhören der Jahrbücher ernstlich bedauert, und uns der Wunsch eröffnet, mit der Herausgabe fortzufahren, wobei eine neue Einrichtung uns gegen Unverstand und Willkür der Zensur sicherstellen sollte."

„Wir empfingen voll Zuversicht und mit aufrichtigem Danke die uns ertheilten Versprechungen, und folgten willfährig den uns eröffneten Wünschen; die Jahrbücher wurden fortgesetzt."

„Die Wiederaufnahme unsrer Arbeiten benutzten wir zu einer freisinnigen Erweiterung und Steigerung derselben, die Redaktion wurde verstärkt, neue Mitarbeiter von höchstem Ruf in ihren Fächern traten hinzu, und unser Eifer hat es bei jener Wiederaufnahme an keinem Erfordernisse fehlen lassen, unsre Zeitschrift in dem Range zu behaupten, den sie unter den ersten und vorzüglichsten aller Länder unbestritten ansprechen konnte."

„Seitdem ist eine geraume Zeit dahingeflossen, ohne daß uns die Erfüllung der gemachten Zusagen erfreut hätte; sie unterblieb, und ist noch heutiges Tages nicht erfolgt. Wir können uns nicht darüber täuschen, unsre Jahrbücher stehen noch auf demselben Punkte, auf dem sie damals standen, als wir sie aufgeben wollten, sie leben in keinem festen gewährleisteten Zustande, sondern nur in einer verlängerten Krise fort. Das Mißverhältniß, welches daraus entsteht, wird in seinen Folgen täglich offenbarer. Um uns her quillt von allen Seiten frisches und kräftiges Geistesleben, von dem Throne selbst empfängt dasselbe Förderung und Gunst, in einer großartigen Weise, die vom In- und Auslande mit freudiger Dankbarkeit anerkannt und gepriesen wird. Allein die Sache unsrer Jahrbücher verweilt in derselben Enge, in welcher sie keinen frischen und raschen Lauf beginnen kann. Inmitten von Fortschritten und Entwickelungen, denen wir nicht fremd sind, scheinen wir in Betreff der Jahrbücher zu Stockung und Stillstand verurtheilt. Ihnen, meine Herren, brauche ich hier nichts Einzelnes vorzuführen, noch das Allgemeine eines solchen Zustandes zu schildern, Sie wissen, wie diese Sachen sich verhalten, wie sich hier aus Einem Nachtheil hundert andre gebähren, wie die Unsicherheit, der Zweifel, und selbst das ernstliche Bemühen, jeden Anstoß wirklich zu vermeiden, nach und nach alles Leben hemmt, den Muth benimmt, jede Freudigkeit erstickt. Ich für mein Theil gestehe, daß ich schon geraume Zeit, bei dem besten Willen, kaum noch über mich es habe gewinnen können, für die Jahrbücher Aufsätze zu schreiben, bei denen weder das freie Gefühl eigner Verantwortung, noch der eigne

Takt der Schicklichkeit und Angemessenheit, sondern eine dunkle Obhut mit unsichtbaren Fäden die unerrathbare Gränze bestimmt, innerhalb deren die Aeußerungen sich halten sollen."

„Glauben Sie, daß wir gleichwohl in solcher Unsicherheit, in dieser fortdauernden Krise, weiterleben, ihren noch möglichen erwünschten Ausgang geduldig abwarten können? Ich sage frei, daß ich dieser Meinung nicht bin. Unser guter Wille reicht hier nicht aus, in der Sache selber liegen Wirkungen, die wir nicht hindern können. Die Krise bleibt nicht in einer bestimmten Gränze stehen, sie wächst und wirkt immerfort, nach innen und nach außen."

Wir stehen nicht für uns allein, wir stehen in und mit dem Publikum, das unsre Zustände kennt, unsre Thätigkeit bewacht, unsre Leistungen prüft; die Unsicherheit, in der wir gelassen sind, erzeugt Mißtrauen, und wie wir es in uns selber zu hegen genöthigt werden, so geht es auch auf unsre Leser über, und muß uns endlich allen Boden des Bestehens rauben. Dieses Ergebniß scheint mir unvermeidlich, früher oder später muß es unfehlbar eintreten, ja ich sage dreist, es ist eingetreten. Denn unsre Jahrbücher haben unläugbar schon einen großen Theil des öffentlichen Vertrauens dadurch eingebüßt, daß sie die Lebensfragen der Zeit entweder gar nicht, oder nur in abstruser Wissenschaftlichkeit berührten, und andre Zeitschriften überflügeln uns in Behandlung von Interessen, deren Darstellung unsrerseits, wenn wir sie hätten unternehmen können, an Ernst und Tiefe nicht geringer, durch Maß und Glimpf nur fruchtbarer gewesen wäre."

„Unsre Jahrbücher hatten im Beginn einen auswär-

tigen Verleger, sie wurden im Auslande gedruckt. Aus vaterländischem Gefühl und Zutrauen zogen wir den Verlag und Druck hieher. Uns stände frei, diese Blätter, mit gleichem oder verändertem Titel, wieder an einem Orte drucken zu lassen, wo, wir wollen nicht sagen freiere, aber doch andre Bedingungen walten, als diejenigen, denen wir hier begegnen, und wir würden hierdurch ohne Zweifel eines Theiles der Mißverhältnisse, über die wir klagen, erledigt sein. Doch hierin, meine Herren, haben wir gewiß Alle nur ein und dasselbe Gefühl, welches eine solche Maßregel durchaus verwirft. Wir würden dadurch als Widerstrebende, als Beschuldigende erscheinen, und das ist unserm Sinne in dieser Angelegenheit gänzlich fremd. Aus einer Zufälligkeit, die uns trifft, wollen wir kein Wesen machen, aus einem Uebelstande, den wir bedauern, kein öffentliches Aergerniß hervorrufen. Wir wollen einfach nur das thun, was unsre persönliche Betheiligung erheischt. Wir fühlen uns in einem Verhältnisse, das uns nicht genehm sein kann, zu welchem unser Vertrauen mit jedem Tage mehr geschwächt wird, welches unter solchen Umständen fortzusetzen wir keine Lust verspüren. Geben wir dieß eine Mißverhältniß auf, und wir befinden uns in dem gemeinsamen Elemente der Zuversicht, des Gedeihens, der förderlichen Thätigkeit, das uns in jeder andern Beziehung wohlthätig umgiebt, und unsern Muth und Eifer in hundert Richtungen beleben und tragen will."

„Mein Vorschlag ist, unsre Jahrbücher zu schließen, je eher je lieber, am besten sogleich. Unsre Zeitschrift hat in's fünfzehnte Jahr mit Ehren bestanden, sie kann die größten Namen der Nation unter ihren Mitarbeitern

aufzählen, sie hat eine würdige wissenschaftliche Haltung treu behauptet, sie hat ihre guten Zwecke redlich verfolgt, nie sich zum Werkzeuge fremder Absichten hergegeben, nie die Rücksichten verletzt, welche das Bestehende fordern darf. Wir können auf das Geleistete mit Befriedigung zurückschauen, wir können mit Ehren dieß Feld verlassen. Der Augenblick, wo man zu solchem Ueberschlage veranlaßt wird, und ihn mit solchem Bewußtsein machen kann, ist immer ein günstiger zum Abschlusse. Eilen wir, diesen auszusprechen, bevor die Krise, in welcher wir uns leider finden, zu weiteren Verwicklungen führt, in denen vielleicht dann kein so ruhiges Scheiden vergönnt wäre!"

„Unsern aufhörenden Jahrbüchern wird manche Gunst und mancher Eifer, die den bestehenden nicht merkbar waren, nachträglich geäußert werden. Die Lücke wird in der That nicht zu läugnen sein. Doch die frischen Kräfte der Litteratur, das dürfen wir mit Zuversicht erwarten, werden sie nicht lange unausgefüllt lassen. Immer wieder gewinnt das geistige Leben neue Stätte, neue Gestaltung. Und sollte hier am Orte, in unsrer Mitte, alsbald eine neue Gesellschaft zusammentreten, eine neue Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik sich gründen — wie es denn fast Ehrensache scheint, daß grade Berlin eine solche habe, — so wird sie uns Vorgängern das Verdienst anerkennen müssen, durch unser Beispiel auf eine wesentliche Bedingung eines solchen Unternehmens aufmerksam gemacht zu haben, und eine neue Anstalt wird sich nur auf dem gesicherten Boden erheben, der uns nicht beschieden war."

Es ist bekannt, daß die Jahrbücher gleichwohl damals nicht geschlossen wurden, sondern zu erscheinen fortfuhren, nach einiger Zeit aber wirklich jene Veränderung erlitten, die man ihnen am Ende des Jahres 1839 verläumderisch nachgesagt hatte. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß ich seitdem keinen Theil mehr an ihnen habe. 1846.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



